

# Kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

*B. Eberle, K. K. Doberer, H.-J. Heise, P. J. Herres,  
M. Kalász, J. Kelter, D. Kittner, B. Lassahn,  
E. Laskowski, M. Marjanovič, G. Ochs,  
A. Rheinsberg, R. Wega, A. Zornack*

*Gerd Deumlich: Geschichte und Bewußtsein*

*Karl Feuerer: Die letzten Tage von Buchenwald*

*Ludwig Hoelbe: Thälmann-Mörder unter uns*

*Han Wielek: De oorlog die Hitler won*

*Ernst Schumacher: Mit der Linken geschrieben*

*Erwin Fischer: Besuch in Leningrad*

*Ursula Püschel: Gerd Semmers Gründerjahre*

*Michael Hatry: Lyrik '79*

*Georg Herde: Otto von Habsburgs Paneuropa-Union*

*Frank Barnaby: Sterben oder Abrüsten?*

*Sofia '79: Frieden, Hoffnung des Planeten*

## Sicher ins 4. Jahrzehnt?

# Ein kleines Heft von großem Format und großer Tradition

Der „Weltbühne“ geht es um klare progressive Standpunkte, sachkundige, exklusive Information wie um ein hohes Niveau von Sprache und Stil. Ohne aufdringlich zu wirken, vermittelt sie journalistische und literarische Kostbarkeiten. Probleme der Weltpolitik, der Wirtschaft und Kunst werden in Kommentaren, Reportagen, Feuilletons und Sätiren treffend behandelt. Wir würden uns freuen, auch sie bald zu den „Weltbühne“-Freunden zu zählen.

# Die Weltbühne

Wochenschrift für Politik-Kunst-Wirtschaft

Sichern Sie sich den Bezug  
dieses Blattes durch ein Abonnement.  
Senden Sie den Kupon als Bestellung an  
Brücken-Verlag,  
Ackerstraße 3, 4000 Düsseldorf  
oder Ihre nächste collectiv-Buchhandlung.  
Direktversand ab Verlag  
– daher immer aktuell!  
Ein Probeexemplar kann vom Verlag  
direkt angefordert werden,  
senden Sie den Kupon an  
Verlag der Weltbühne,  
Karl-Liebknecht-Straße 29,  
DDR-1056 Berlin

- Ich möchte „Die Weltbühne“  
zum Jahresabonnement von 26,40 DM  
zuzüglich 10,60 DM Portogebühren beziehen.  
 Ich bitte um Zusendung  
eines kostenlosen Probeexemplares
- Name, Vorname \_\_\_\_\_  
Straße, Hausnummer \_\_\_\_\_  
Plz, Wohnort \_\_\_\_\_

Richard Scheringer  
**Das große Los**



Richard Scheringer  
**Das große Los**

(Band 53, 9,80 DM)

Ein Leutnant der Reichswehr, der sich mit den Kommunisten gegen die Nazis stellt – das war 1932 einfach ungeheuerlich. Das Offizierskorps galt als gesicherter Hort rechtsäugiger „nationaler“ Tradition, abschottet von allen Regungen der Arbeiterbewegung. – Wo kommt so einer her, und wo entwickelt er sich hin, der das gewagt hat? Richard Scheringer hat seine Erinnerungen aufgeschrieben: Ringen und Suchen nach dem richtigen Weg, Irrtümer und Zweifel. Das Buch enthält mehr als zeitgeschichtlich interessante Memoiren, es ist ein Stück fesselnder Literatur vom Leben eines Kommunisten in diesem Land. Es zeigt, daß „ein deutsches Leben“ auch ein Leben für Menschlichkeit und Fortschritt sein kann.

Damnitz Verlag GmbH  
Hohenzollernstraße 144  
8000 München 40



# kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von  
Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,  
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

## SICHER INS VIERTE JAHRZEHNT?

Zu diesem Heft	3
Bernd Eberle: Betonfuß	6
Mirko Marjanović: Ein unsichtbarer Mensch	26
Anna Rheinsberg: Ein verkommenes Mädchen	31
Bernhard Lassahn: Der Sinn des Spieles	34
Gedichte: Dietrich Kittner, Peter-Josef Herres, Jochen Kelter, Robert Wega, Márton Kalász, Gerhard Ochs, Hans-Jürgen Heise, Annemarie Zornack, Ernesto Laskowski	37
Gerd Deumlich: Geschichte wird nicht zur bloßen Erbauung betrieben	45
Karl Feuerer: Die letzten Tage des KZ Buchenwald	54
Ludwig Hoelbe: Die Thälmann-Mörder sind unter uns	69
Han Wielek: De oorlog die Hitler won	73
Klaus Konjetzky: Tractatus historicopoliticus	76
Kurt Karl Doberer: Nestbeschmutzungen	86
Ernst Schumacher: Mit der Linken geschrieben	87
Erwin Fischer: Besuch in L	100
Ursula Püschen: Gerd Semmers Gründerjahre	105
Michael Hatry: Verschiedene Weisen zu träumen	115
Georg Herde: Die „Paneuropa-Union“ des Otto von Habsburg	126
Ernst Antoni: 130 Jahre Sozialpartnerschaft	136
Fred Schmid: SALT II	142
Frank Barnaby: Sterben oder Abrüsten	145
Zehn Jahre Werkkreis Literatur der Arbeitswelt	154
Friedrich Hitzer: Frieden – Hoffnung des Planeten	155
Anmerkungen	160

## Zu diesem Heft

*Sicher ins vierte Jahrzehnt* – warum mit Fragezeichen, nach 30 Jahren Bundesrepublik? Die Antworten haben zu tun mit Vergangenem, das nicht bewältigt ist, und mit Gegenwärtigem, das Zukunft fragwürdig macht, wenn nicht fraglich.

*Fraglich* dann, so beweist Frank Barnaby, Direktor des Stockholmer Instituts für Friedensforschung, wenn es nicht zu wirksamen Schritten der internationalen Abrüstung kommt. Seine Zweifel am Nutzen des SALT-II-Abkommens, die er noch im Gespräch mit Friedrich Hitzer äußerte, hat Barnaby inzwischen modifiziert. „Vom politischen Standpunkt aus“, so betonte er in einer Erklärung nach dem Wiener Treffen von Leonid Breschnew und Jimmy Carter, sei es „absolut notwendig, daß der Senat in Washington den Vertrag ratifizierte, andernfalls rosten alle Abrüstungsbemühungen ein“.

Auch der sowjetische Minister Leonid Samjatin, der unmittelbar nach der Unterzeichnung von SALT II aus Wien nach Köln flog, um beim bundesdeutsch-sowjetischen Kolloquium 79 ein Grundsatzreferat zu halten, unterstrich, „daß sich Frieden und Zusammenarbeit zwischen den Völkern nicht von selbst einstellen“; „unermüdliche, sehr harte Arbeit“ sei erforderlich, den Frieden zu erhalten: „Das neue SALT-Abkommen und die gemeinsame Erklärung über die Prinzipien und Hauptrichtungen der nächsten SALT-Verhandlungen sind Dokumente, die einen wesentlichen Beitrag dazu leisten, einem Atomkrieg vorzubeugen und die Entspannung zu vertiefen.“

Ohne Zweifel stehen die globale Sicherung des Weltfriedens und die Sicherheit der BRD in den achtziger Jahren im Zusammenhang damit, ob es gelingt, die mit dem Moskauer Vertrag eingeleitete Politik der Entspannung weiter zu entwickeln. Welche Rolle wird dabei die zweitstärkste Militärmacht der NATO spielen? Mit Carstens als Bundespräsident, mit Strauß, dem Aufsichtsratsvorsitzenden einer Messerschmidt-Bölkow-Blohm-Tochter, als Kanzlerkandidat?

*Fragwürdig* ist die Zukunft nicht nur wegen dieser Personen; sie stehen für ein Programm der äußersten Rechten, verbunden mit der Tradition, zunächst die Opposition im eigenen Land auszuschalten und dann, zum gegebenen Zeitpunkt, die Politik der Erpressung nach draußen zu forcieren. In allen bürgerlichen Massenmedien, auch in denen, die das Strauß-Programm kritisieren, ist die psychologische Mobilmachung gegen den inneren und äußeren „Feind“ längst allgegenwärtig. Das Programm Carstens-Strauß kann sich also auf eine gesellschaftliche Entwicklung stützen, die der designierte „Krisenkanzler“ zu seinen Gunsten lediglich über bereits Vorhandenes hinaus zu forcieren braucht: „... die Krise muß so groß werden, daß das, was wir für die Sanierung notwendig halten, dann auf einem psychologisch besseren Boden beginnen kann, als noch heute. Noch heute leben die meisten über ihre Verhältnisse. Noch heute haben sie nicht begriffen, wie ernst die Situation ist. Noch heute besteht nicht ernsthaft die Bereitschaft dazu, den Gürtel enger zu schnallen und an die Sanierung von Wirtschaft, Gesellschaft und Staat heranzugehen.“ Was bedeutet Sanierung? „Und wenn wir hinkommen und räumen so auf, daß bis zum Rest dieses Jahrhunderts von diesen Banditen keiner es mehr wagt, in Deutschland das Maul aufzuma-

chen. Selbst wenn wir es nicht ganz halten können. Aber den Eindruck müssen wir verkörpern.“

Mit „Banditen“, so ließ Strauß dieser Tage verlauten, habe er 1975, bei seiner Rede in Sonthofen, ausschließlich Terroristen gemeint. Wer wird die „Terroristen“ bestimmen? Wird dies nach dem Konzept von Pinochet verlaufen, der – nach Strauß – Chile sanierte?

Insoweit ist Strauß von Jahr zu Jahr glaubwürdiger geworden. Sein Aufstieg ist aufzuhalten, unter der Voraussetzung, daß *alle Demokraten* der Politik der Erpressung und Demagogie eine sachliche und konsequente Alternative entgegensetzen. Das Verfahren, das Repräsentanten der sozialliberalen Koalition und bürgerliche Zeitungen den Demokraten jetzt empfehlen, nämlich jede Kritik an der Bundesregierung zu unterlassen, gleichsam die Augen zu schließen und für Schmidt zu beten, vermehrt die Chancen für das Strauß-Programm. Diesem Krisenkandidaten der achtziger Jahre darf man nicht in der Weise entgegenkommen, daß man gewerkschaftliche Forderungen aufs Eis legt, nur um die Unternehmer nicht zu reizen, weil diese dann der Regierung Helmut Schmidt die Unterstützung aufkündigen könnten; auch nicht so, daß „weiche“ Berufsverbotspraktiken in sozialdemokratisch regierten Ländern hingenommen werden, weil CSU/CDU-regierte Länder „hart“ vorgehen; auch nicht dergestalt, daß man sich still verhält und vor allem nicht mit der „Taktik“ der Abgrenzung zu Kommunisten, da man auf diese Weise weniger Verdacht erwecke. Solche Haltungen führen zwangsläufig zur Selbstaufgabe: Der „starke Mann“ hat schon gewonnen, wenn man nichts tut, weil man hofft, daß einem dann nichts getan wird. Bedenklicher als die Offenheit, mit der die äußerste Rechte die Politik der Erpressung praktiziert, sind alle Haltungen der Anpassung und Resignation. Ein Musterbeispiel für diesen Zusammenhang zwischen brutaler Durchsetzung der Macht und Zeichen der Ohnmacht sind die Vorgänge um das unter aktiver Einschaltung des Präsidenten der Münchner Universität erwirkte Gefängnisurteil gegen das ehemalige Senatsmitglied Michael Held: „Dieses Urteil gegen einen profilierten Linken, an den Forderungen der Gewerkschaft orientierten Studentenvertreter“, schreibt die jetzige Sprecherin der Studenten im Senat der Münchener Uni, Elfi Jäger, „paßt in das mit Bundespräsident Carstens und dem Kanzlerkandidaten Strauß angestrebte Wunschbild einer autoritär regierten Bundesrepublik und dient der aktuellen Durchsetzung dieses Law-and-order-Modells an den Hochschulen.“

Wie eng dieses Konzept der „inneren Ordnung“ mit der Bedrohung des Friedens und somit mit der Fraglichkeit unserer Zukunft zusammenhängt, zeigt ein Schreiben vom 6. Juli 1979, mit dem der niedersächsische Minister für Wissenschaft und Kunst das Berufsverbot gegen die Kunsthistorikerin Dr. Gabriele Sprigath verhängte. „Obwohl Sie Fragen zur Mitgliedschaft in der DKP unbeantwortet ließen, haben Sie sich zu den Zielen der DKP bekannt und darauf hingewiesen, daß nach Ihrer Auffassung diese Ziele mit der freiheitlichen demokratischen Grundordnung vereinbar seien... Die politische Zielsetzung der DKP ist mit der freiheitlichen demokratischen Grundordnung i. S. des Grundgesetzes unvereinbar. Die DKP bekennt sich ausdrücklich zur sowjetischen Ausprägung des Marxismus-Leninismus...“

Die amtlichen „Zweifel“ an der „politischen Treuepflicht“ gründen sich auf „Erkenntnisse“, die auf eine Absage an die Politik der Entspannung hinauslaufen: Inkriminiert werden unter anderem Aufrufe, Flugblätter, Erklärungen, in denen die Be-

endigung des Völkermords in Vietnam, die Ratifizierung der Ostverträge gefordert und Vorschläge für Sicherheit, Frieden und Abrüstung gemacht wurden. Hier werden, auf dem Weg eines Berufsverbots, politische Positionen rückgängig gemacht, die sich die demokratische Bewegung unseres Landes im Interesse unseres Volkes und seiner friedlichen Beziehungen zu anderen Völkern erkämpft hat. Jedem Bürger der BRD muß klar sein, daß derartige „Zweifel“ an der Verfassungstreue von Mitbürgern, die für Frieden, Demokratie und Entspannung eintreten, mehr als Zweifel an der Aufrichtigkeit derer nähren, die in unserem Land die Macht ausüben und sich in Worten für Frieden, Sicherheit und Entspannung aussprechen.

Die Entscheidungen, vor denen wir stehen, sind nicht beliebig aufschiebar. Wie sie ausgehen, hängt nicht zuletzt davon ab, wie bei aller Bedeutung des internationalen Kräfteverhältnisses die Bürger unseres Landes ihre *eigenen Erfahrungen* und ihre *eigene Geschichte* verstehen, ihr *eigenes Interesse* und ihr *eigenes Gewicht* geltend machen. Daß wir verstehen lernen, aus *eigener Kraft* die Konsequenzen aus unserer Geschichte zu ziehen – dem dienen die Beiträge dieses Heftes.

München, Juli 1979

Redaktion *kürbiskern*

## Bernd Eberle Betonfuß

*Der Fußballspieler Josef Ludwig wußte, daß er sein Spiel verloren hatte...*

Nach einer Zeit der Arbeitslosigkeit hatte er nun schon über ein Jahr die Stelle eines Boten inne, die seinem Wunsch, sich immer in Bewegung zu halten, entsprach. Da er freundlich erschien und in der allgemeinen Verwirrung, in der sich das im Umbau befindliche Gebäude befand, nicht besonders auffiel, trug man ihm den Drang zum Alkohol – den er immer besser zu verbergen verstand – nicht besonders nach.

Niemand im Haus erkannte den ehemaligen Weltmeister nach zehn Jahren wieder, der früher fast jede Woche in den Zeitungen abgebildet war. Kaum jemand im Verlagshaus, das ihn beschäftigte, hätte beim Anblick des vom Alkohol zerstörten Körpers und Gesichts an den berühmten Fußballspieler gedacht, von dem heute noch an Stammtischen die Rede war, wenn es um das „goldene“, wahrscheinlich aus dem Abseits erzielte Tor ging, das Ludwig geschossen hatte. Deutschland wäre ohne hin, der zehn Minuten vor Spielende eingewechselt worden war, nicht Weltmeister geworden, hörte er oft und mußte, als bald seine Form nachließ, immer mehr Alkohol trinken, um diese Stimmen wieder zu vernehmen.

Lange hatte er nicht mehr von verlorenen Spielen geträumt wie vergangene Nacht. Auf der Treppe vom vierten zum fünften Stock begegnete ihm der Anzeigenvertreter Maunz, der ihn sofort, als er auf der untersten Treppenstufe auftauchte, an eine seiner schlimmsten Niederlagen erinnerte. Maunz ging, denn wieder war der Aufzug ausgefallen, so daß sich alle schimpfend über die momentane Unbequemlichkeit hinweghalfen. Das Gesicht des fettleibigen Mannes, der tagsüber im Westend bei kleinen Geschäftsleuten um Anzeigen lief, war unter der ersten Sonnenbräune, die mehr eine Sonnenröte war, durchscheinend weiß. Er muß, dachte Ludwig, kurz vorher einen entscheidenden Schlag erlitten haben, den er jetzt, da die unerwartete Belastung des Treppensteigens hinzukam, nicht mehr verbergen konnte. Immer näher kam Ludwig das Gesicht (und die Erinnerung), das seine fest umrissten Konturen verlor und immer weicher, vom Schmerz zerfließend, sich auflöste und das Treppenhaus füllte. In diesem Traum von einem verlorenen Spiel war er immer als letzter auf den Platz gelaufen, weil er meinte, das würde Glück bringen. Trotzdem war er in der entscheidenden Begegnung, im Endspiel um den Europapokal, alles andere als der Beste. Obwohl seine Mannschaft *schwarzgelb* mit einem Tor vornelag, war sie, sich immer mehr in der eigenen Hälfte eingelnd, zunehmend in Bedrängnis geraten. Ludwig mußte nun, nach dem Willen des Trainers, aus der zweiten Reihe Spurts antreten, „Entlastungsangriffe“, die jedoch immer wieder vor den Füßen gegnerischer Spieler endeten, die sich anders verhielten, als er es vorausberechnet hatte. Zuerst wurde er aufgehalten von Gegnern, die ihm, dem Mitspieler in der Weltmeisterschaftself, jeden Respekt versagend, den Ball vom Fuß schlugen. Später, erinnerte er sich an den Verlauf der Begegnung, brauchte er, unsicher gemacht, von den Zuschauern ausgepfiffen, die einen Schwachen gnadenlos erkannten, nicht einmal den Gegenspieler zum Versagen. Er stolperte, erinnerte ihn das wie im Zeitlupentempo sich nähernde Gesicht des Vertreters, im Lauf über den Ball, obwohl ihn niemand bedrängte. Es war, als sei der

Ball sein Feind. Er schoß den Ball, obwohl das Tor leerstand, kerzengerade in den Himmel. Er war gegen Ende des Spiels, durch sein ständiges, nutzloses Anrennen, so geschwächt, daß er hinfiel und wieder ausgebuht wurde:

Die Mißachtung Ludwigs im Spiel gegen die Holländer führte so weit, daß er von der Verteidigung der anderen Mannschaft gar nicht mehr bewacht wurde, da jedem sein Unvermögen, dem Torwart gefährlich zu werden, scheinbar klar vor Augen stand. Auf der Treppe immer langsamer abwärtsgehend, wie um die unvermeidliche Begegnung mit dem Vertreter hinauszuzögern, hatte er den Chor der fanatischen Anhänger in der Südkurve, „Ludwig raus, so ein Graus“, im Ohr. Ein an- und abschwellendes Rauschen, das ihn wünschen ließ, ungesehen in der Kabine verschwinden zu können. Dieses Gefühl der Ohnmacht, das ihn damals ganz beherrscht hatte, empfand er, die Schultern leicht hochgezogen, nach, bis der Vertreter keuchend, mit Schweißperlen auf der Stirn, ihn passiert hatte. Ludwig traf ein feindseliger Blick, weil er der Schwäche des anderen ins Gesicht geblickt hatte.

„So spielt der doch immer“, hatte der Bundestrainer nach dem Spiel über Ludwig gesagt. Er war gekommen, weil einige Sportler von *schwarzgelb* beim nächsten Länderspiel in der Nationalmannschaft mitspielen sollten. Von Ludwig war nicht mehr die Rede. „Nie wird der“, soll der Bundestrainer zu einem Journalisten gesagt haben, der das schrieb, „aufgestellt werden. Bei mir nicht!“ Daß die deutsche Mannschaft ausgegerechnet ihm den Sieg der Weltmeisterschaft verdanke, nannte er einen Schönheitsfehler, hieß es in dem Artikel der *Morgenpost*. Der Fallrückzieher sei ein „Sonntagschuh“ gewesen, wie er einem Fußballspieler im Leben nur einmal unterkomme. Den richtigen Moment bei Ludwig erkannt zu haben, schrieb der Journalist, sei Verdienst des Trainers gewesen. Gleichwohl sei Ludwig für seinen Verein *schwarzgelb* ungeheuer wichtig, wenn nicht gar „der wichtigste Spieler“.

Um seine schlechte Leistung zu entschuldigen, hatte Ludwig zu Reportern gesagt, er habe Tage vor dem Spiel über seinen Beruf angefangen nachzudenken und sei in seinen Gedanken nicht weitergekommen. Er habe sich verheddert in dem Gedanken, warum er, als über Dreißigjähriger noch, wie ein Bub einem Ball nachlaufe, selbst wenn das viel Geld bringen könne. „Es ist nicht gut, wenn Fußballer nachdenken, sie spielen dann unkonzentriert“, hatte ein Reporter geschrieben. Er fühle sich schlecht, unwohl, sogar verzweifelt, sagte Ludwig. Das dürfe, sagte der Reporter, einem guten Kicker nicht passieren.

So lange er denken könne, habe er Fußball gespielt, erzählte Ludwig, während die Kamera eines Fernsehteam über die kahlen weißen Wände des Reihenhauses in Bogenhausen strich, vor denen sich vereinzelt, im Stil nicht zueinander passende Möbel abhoben. Während Ludwig stockend sprach, blieb die Kameralinse an einem Goldfischglas hängen, rückte näher an einen der totenähnlichen Körper mit den glotzenden Augen. Schon während der Schulstunden, als Schüler, holte Ludwig weiter aus, habe er sich früher den Augenblick herbeigewünscht, wo es zur Spielwiese neben den Bahngleisen im Westend ging, auf der zwei primitive Fußballtore aus Latten aufgebaut waren. Der Regisseur hatte mitten in den unwohnlich wirkenden Raum einen Küchenstuhl gestellt, auf dem Ludwig mit den Armen rudernd saß, als wolle er mit den Händen die gesagten Worte wieder einsammeln. Wenn Lehrer seine leisen, in Mundart gesprochenen Antworten im Unterricht nicht befriedigend, nicht einmal ausreichend fanden, wünschte er sich, daß sie einmal sehen sollten, wie er mit einem

Ball umzugehen verstand. Der Fußball, war einmal zu lesen gewesen, lief oft mit ihm, als hänge er mit einem Faden an seinem Fuß. Ludwig, der unter seinem Küchenstuhl eine Bierflasche hervorholte und lange trank, sagte danach: „Der folgte mir blind.“ Der Kameramann legte die Hand über das Objektiv, doch der Ton nahm das Glücksen auf. Der Weltmeister sagte, daß seine Versuche, wieder von der Reservebank wegzukommen, in den letzten Monaten unmenschlich gewesen seien. Er habe bis in die Nacht hinein trainiert, bis er ganz kraftlos gewesen sei. Er sprach auch gegenüber dem Trainer Malowsky schlecht über seine Mitspieler. Ihre Form spielte er in aller Öffentlichkeit herunter und mußte deswegen, weil Reporter seine Reden zitierten, dem Verein, wie üblich, eine Strafe zahlen. In dem Interview, das zwar aufgezeichnet, aber nie gesendet wurde, sagte Ludwig, daß er vom Vereinspräsidenten Walter Lohrengel wegen seiner länger anhaltenden Krise nicht mehr beachtet worden sei. Am Telefon sagte die rundliche, bayerischen Dialekt sprechende Frau von Lohrengel (der vielleicht daneben stand), ihr Mann, der Präsident, wäre nicht daheim, ob sie nichts ausrichten könne? Lohrengel habe nie zurückgerufen.

Der Mann habe in seiner weißen Villa in Grünwald, verborgen und beschützt durch einen mordsmäßigen Park, wie in einer Festung gehaust. Uneinnehmbar für einen armen Hund wie Ludwig! Nur die beiden Doggen hätten ihn auf sein beharrliches Läuten hin angebellt, bis er, in der von Millionären bewohnten Straße unsicher geworden, wieder abgezogen sei. Als er dem Präsidenten, klagte Ludwig mit trockenem Mund, dem Lohrengel, doch einmal nach einem Spiel begegnet sei, wäre der dürre, ausgetrocknen wirkende ehemalige Obsthändler, der mit dem Verein Millionen gemacht habe, „von oben herab“ gewesen. Ludwig sei nicht aufgestellt worden, sagte er, weil halt der Trainer für ihn keine Verwendung gehabt habe. Er rede dem Trainer nicht drein, log Lohrengel, dabei wüßten doch alle, daß er zu jeder Aufstellung jedes einzelnen Spielers nicken mußte, sonst durfte er nicht mitmachen. Der Trainer seinerseits lobte den Trainingsfleiß seines Mittelfeldspielers, sagte jedoch in einem Atemzug, daß man auch einmal die jüngeren, für teueres Geld eingekauften Spieler ausprobieren muß.

Ludwig, der schon mehrfach Rückschläge überwunden hatte und danach nur noch besser spielte, war nicht verzagt gewesen. Am Anfang nicht. Im Stehausschank *schwarzgelb* trank er und erzählte von der vergangenen, für ihn glänzend verlaufenen Saison. Einmal, erzählte Ludwig immer stockender den Fernsehleuten, ist er nach einer durchsoffenen Nacht nur mehr auf die Beine gekommen, weil er in der Früh einen Schnaps in sich hineingekippt hat. Das habe Malowsky, ein Jugoslawe, bei einem Waldlauf sofort an Ludwigs Atem bemerkt und ihn ohne ein Wort heimgeschickt. Von da an war er sich nicht sicher, ob er jemals wieder in der Mannschaft spielen würde.

Im Botenraum bemerkte Ludwig zwar, daß er schnell nach einem fallenden Stapel von Konkurrenzzeitungen greifen mußte, doch bevor er dazu innerlich bereit war, lagen die Blätter schon verstreut auf dem Plastikboden. Er bückte sich nicht sofort, weil jemand vorbei mußte, ging dann, wie aus großer Höhe unendlich langsam (als falle ein Turm im Kino in sich zusammen) doch in die Knie, wobei er den eintretenden Hausmeister mit dem Kopf in die Kniekehlen stieß. „Sie wollen wohl meine Füße küssen!“ Er wollte, als ihn etwas später drei Boten, die beisammenstanden, wegen seines vom Bücken roten Kopfes hänselten, schlagfertig antworten. Doch kamen die paar Worte

endlos zerdehnt über die Lippenräder, so daß sie keinen Sinn ergaben. Überhaupt, bemerkte er, dehnte sich heute alles in unverständlicher Länge hinaus, ständig wollte er „Halt“ sagen zu dem, was um ihn passierte. Doch immer kam er zu spät und wurde nicht verstanden.

Schon am Vormittag, bevor er ziellos in die Stadt aufgebrochen war, obwohl sein Arbeitsbeginn ein so frühes Losgehen nicht notwendig gemacht hätte, fühlte er sich nicht zuständig. Auch für die Stadt nicht, in der er aufgewachsen war. Er sah in der Innenstadt noch kleine Kinos mit verschnörkelten Portalen, die längst glatten Kaufhausfasaden gewichen waren. Deutlich wurde ihm das Warenhaus „Stiegler“ bewußt, in das die Leute strömten. Wo früher Bordsteine waren und Straßenbahnen fuhren, ließen die Passanten durch eine Fußgängerzone vom Stachus bis zum Marienplatz. Nach jedem Wimpernschlag schien sich die Stadt in den letzten Jahren verändert zu haben. Wenn er die Augen schloß, war da noch, inmitten des Platzes, das Klohäusl, dort der Nornenbrunnen, vor dem man auf grünen Bänken sitzen konnte. Wenn er die Augen öffnete, fuhren dort Straßenbahnen. Die Straßen, in denen sich alle um Schaufenster drängten, waren immer häßlicher geworden.

Genauso wie mit den Straßen und Gebäuden ging es ihm heute mit den Menschen. Ihm fiel der große Unterschied zwischen ihnen und ihm auf. Sie wirkten alle fröhlich, hatten schon leichte, bunte Sommersachen an, wippten leichtfüßig über das quadratische Pflaster, nahmen ihr Gepäck auf weiße Drahtstühle neben sich ablegend, in Cafés Platz. Er schämte sich, nicht ohne dabei den Wunsch nach Alkohol zu haben, seiner engen besudelten Röhrenhosen.

In seinem engen Bad, in dem eine nackte Birne provisorisch angebracht war, hatte ihn schon nach dem Waschen das Gefühl überkommen, einen fremden Körper abzutrocknen. Er sah im verschmierten Spiegel des dreckigen Bades eine knotige Hand irgendwelche Schultern rubbeln, eine Brust, einen Bauch. Er ging mit dem Handtuch darüber, wischte Nässe, Seifenreste ab, ekelte sich vor diesem heruntergewirtschafteten Leib mit den Fettpolstern, als sei es nicht seiner, als habe er nichts damit zu tun. Einzig das lächerlich dünne Silberkettchen, das um seinen Hals hing und von seiner Frau Rosa stammte, die eines Tages einfach weg war, fort, wie nie gesehen, schien diesen Körper mit den lahmen Muskeln, Knochen, die, vielfach verletzt, immer wieder irgendwie zusammengewachsen waren, noch beisammenzuhalten, zusammenzuketten. Er grinste sich unsicher im Spiegel mit falschen Zähnen an, die richtigen, echten, waren ihm von fanatischen Fußballfans mit Radketten aus dem Mund geschlagen worden. So ein Mensch wie ich, dachte er, wird immer künstlicher. Aber mit Gewalt oder von der Zeit – zerstört wurde einer immer und konnte sich nur in die Künstlichkeit retten. Er dachte in seiner schmutzigen Behausung an eine alte Dame im Miets haus seiner Kindheit im Westend, die er wegen ihrer schönen Zähne einmal vor seiner Mutter bewundert hatte – da erfuhr er, daß es künstliche Zähne gab.

Er legte sich dann, bevor er ohne Grund wegging, noch Minuten aufs Bett des erstkond engen Raums, dessen Fenster er, wegen des unaufhaltsam vorbeitosenden Verkehrslärms, geschlossen haben mußte. Er war in einem Zustand, in dem Erschöpfung schmerzt, trotz des regungslosen Daliegens.

Nach dem knallharten Zuschlagen der Tür blieb er im stillen schmalen Treppenhaus des Appartementhauses erschrocken stehen. Es wurde ihm bewußt, daß er vergessen hatte, zum Kühlschrank zu gehen, um daraus, wie jeden Vormittag, an dem er aus sei-

ner nächtlichen Bewußtlosigkeit erwachte, die Flasche Schnaps herauszunehmen. Aus ihr trank er meist, um nicht vor Übelkeit zusammenzubrechen, mehrere kräftige Schlucke, nach denen es ihm besser ging. Der Knall beim Schließen der dünnen Tür war etwas Endgültiges. Er traute sich danach nicht mehr umzukehren, fühlte aber auch, wie ihn der Mut verließ, weiterzugehen.

Auf der Straße, die ihm „hell erleuchtet“ vorkam, krampfte sich sein Magen zusammen, so daß er im blendenden Vormittag, der fast keine Schatten warf, zeitweise, betäubt von Schmerzen, wie bewußtlos dahintauamelte. Im Stadtteil Haidhausen ging er mehrfach vergeblich an einem baufälligen Mietshaus vorbei, in dem sich die „Christastuben“, mit der Jungfrau Maria im Wirtshausschild, befanden. Schließlich fand er den schmalen Eingang. Wortlos bekam er von dem hageren Mann, dem Wirt, auf dessen eingefallenen Wangen Bartstoppeln grau wuchsen, einen großen Schnaps und ein kleines Bier auf die Theke gesetzt.

Der Wirt war in dem hohen, halbdunklen Raum, in dem alles vom Abgreifen rund war, mit dem Rücken zu ihm am Kühlenschrank beschäftigt. Vorsichtig stülpte Ludwig den Kopf über das vor ihm stehende Schnapsglas, in der Angst, es mit den Händen umzustoßen. Langsam sog er die Flüssigkeit heraus. Kaum hatte er getrunken, wurde ihm vom Wirt, der die Flasche in der Hand behalten hatte, nachgeschenkt. Nach dem zweiten Glas, das er ebenso schlürfte, wie das vorhergehende, kam langsam das Gefühl in Arme und Beine, wieder zum Körper zu gehören.

In der angenehmen, obschon verräucherten Kühle fühlte er Schweißtropfen kalt auf der Stirn durch die Augenbrauen in die Augenhöhlen laufen. Jetzt sah er auch, an das Halbdunkel gewöhnt, am Tresen einen Mann gegenüber sitzen, dessen rundes, fast konturloses Gesicht von einem Hut bis über die Augenbrauen beschattet war. Sein in einem braunen Gewand steckender, fleischiger Körper saß auf zwei schäbigen Barhockern, die schon in vielen Lokalen gestanden haben mußten, bevor sie auf dem Müll gelandet waren. Der Oberkörper war, wie aus einem Topf überlaufend, fett auf den Tresen vergossen. Ludwig folgte dem Blick des Mannes, der zu einem der verblaßten Farbfotos am Holzrahmen des Glasschranks ging, das dort mit rostigen Reißnägeln angeheftet war. Es zeigte einen jungen, schlanken Mann mit übergroßer Hakennase in schwarzgelbem Dreß, der einen Pokal über den Kopf hielt. Ludwig fuhr sich mit dem gekrümmten Zeigefinger der linken Hand über den Nasenrücken. Das kleine Bier neben seiner rechten Hand ließ er unberührt mit herabgefallenem Schaum stehen.

Irgendwann hatte er den Pförtner Stingl passiert. Im fensterlosen Botenzimmer, das blaß vom Neonlicht war, zog er sich um, tauschte seine altmodisch geschnittene Anzugjacke gegen einen grauen Mantel mit dem Zeichen des Verlags auf der Brusttasche. Jetzt gehörte er dem Verlag.

In die Kantine kam er umständlich durch enge Gänge, vor denen ihn Angst befiel, weil beide Schultern an den Wänden zu schaben schienen und er befürchtete, stecken zu bleiben. Er benutzte vergessene Treppen, Aufzüge für Lasten. Das alte Gebäude des Verlags, in dem neben einer Boulevardzeitung nationalistische Broschüren redigiert wurden, war im Umbau. Er benutzte Schleichwege und Abkürzungen. Dabei wurde er vom Boten Karl Schrenk begleitet, einem großen, rotgesichtigen Mann, dessen blaue Augen unter dem gewellten, schwarzen Kurzhaar kalbsartig vorstanden. „Gestern“, sagte Schrenk, der zur Vereinigung „Braune Jodler“ gehörte, „haben wir es den Kommunistenschweinen gegeben!“ „Bitte“, schrie er, sich reckend, wobei seine

blauen Augen um Grade dunkler, zornig wurden, „schau in die Zeitung! Ihr Vereinslokal, den ‚Gambsbichler‘, haben wir in Schwabing ausgebrannt! Die schwulen Reportersäue haben natürlich wieder auf Feuerteufel gemacht! Angeblich soll ein Buckliger verantwortlich sein. Nix da!“ „Um uns zu erholen“, berichtete Schrenk laut, als habe er niemanden zu fürchten, „sind wir anschließend in einen Massagesalon gegangen.“

Seit Jahren vom Alkohol ausgewaschen, fühlte sich Ludwig zu schwach zum Widerspruch. Er war froh, daß ihn die temperamentvoll gesprochenen Sätze Schrenks weitertrugen. Er betrachtete Schrenk mit widerstandslosem Staunen. Die beiden Erzählungen vom Brandanschlag und vom Massagesalon überlagerten sich für Ludwig. Er fühlte sich schutzlos gegen Mord und Mordanschläge. Seine Finger waren feucht, als er sie an den Handballen rieb. „Sie hat mich“, sagte Schrenk, „als sie sich in ihrem kurzen, schwarzen Rock absichtlich vorbeugte, so gereizt, daß ich ihr den Schwanz hinten hineingetrieben habe.“ Mit Bewegungen und Gesten der Finger ließ er Ludwig an dem „lustigen Abend“, wie er sagte, teilnehmen. Beim Verlassen eines der Aufzüge, wobei ihnen eine Gruppe Geschäftsleute entgegenkam, flüsterte Schrenk: „Die stehen, glaubs mir, alle auf der Abschlußliste.“ Dabei hielt er die eine Hand vor den Mund und zwinkerte mit den Augen.

Während des Essens in der angenehm kühlen Kantine fühlte er sich wieder kraftlos. Alles schien ihm Stunden zu dauern und machte ihn dennoch atemlos. Er stellte sich vor, wie lange der Weg vom Suppenteller mit dem Löffel zu seinem Mund sein würde. Er ließ die Suppe unberührt stehen. Stattdessen zerbröselte er eine Semmel. Er wollte einen Schnaps bestellen, wußte aber nicht, wie er es anstellen sollte. Es fehlte ihm die Kraft dazu, eine der weißbeschürzten Bedienungen zu rufen, die sich, seiner Ansicht nach, widersinnig durch die Tisch- und Stuhlreihen bewegten. Gerade verstand er eine Frage Schrenks nicht, wußte nicht, was der andere wollte. Er nickte nur, lachte, zwinkerte mit den Augen, um die für ihn qualvolle Aufmerksamkeit zu lösen. Schrenk hatte eine ernste Frage gestellt, wartete auf eine Antwort und sah ihn verständnislos, den Löffel zwischen Teller und offenem Mund haltend, an. Schrenk aß schweigend. Ludwig fühlte anwachsendes Mißtrauen von Schrenk.

Wie schon als Junge, wünschte er sich jetzt, mit einem Ball auf einen Fußballplatz zu laufen und allen davonzulaufen. Er wagte sich nicht über das Essen zu beugen, das man ihm hingestellt hatte, weil er Schmerzen im Rücken befürchtete. Schrenk, um das Schweigen zu unterbrechen, berichtete jetzt nach mehreren, langsam wieder zutraulicheren Blicken, von seiner Flucht in den Westen, das heißt, wie es dazu kam. Damals – er steckte ein Stück der Semmel in den Mund, nach der Ludwig gerade hatte greifen wollen – hätten „die Hunde“ die Mauer noch nicht „hingeklotzt“. Darum habe er auch ungehindert nach Westberlin gehen können, wo ihn die Cowboyfilme immer mehr nach „drüber“ gezogen hätten. „Das ist ein weites, freies Land, der Westen“, dachte ich. Hier sei es schon gut, sagte er, doch manches wäre zu lasch, man müsse aufräumen mit miesen Typen. Er wolle, sagte Ludwig, die Lebensgeschichte von Schrenk gar nicht hören, die sei ihm wurst. Schrenks Augen weiteten sich: „Aber du hast doch zugehört und sogar hin- und wieder genickt!“

Er rieb den Puls seiner Hand an der Tischplatte. Jetzt versuchte er in der großen, geräuschvollen Essenshalle, durch deren ganzseitiges Fenster die Zwiebeltürme der Frauenkirche blickten – als stünden sie nebenan in einem größeren Raum aufgebaut –

alle Bewegungen im Auge zu behalten. Er sah viele bekannte Gesichter und Körper durchs Blickfeld gleiten, zum Schreien lachhaft und losgelöst von einem möglichen Sinn.

Jemand klopfte von außen gegen das Fenster des Cafés „Brummel“ am Viktualienmarkt, gegenüber der Freibank, vor der die armen Leute standen, um sich verbilligtes Fleisch von notgeschlachteten Tieren zu holen. Der Journalist Graupner wandte sich um. Das erhitzte, runde Gesicht von Gustl Grünzinger, in dessen Stirn braune Haare klebten, grinste durch die unreinen Scheiben in den drei Stufen unter dem Straßenniveau liegenden, abgedunkelten Raum. Grünzinger über die Schulter hereinwinkend, sich gleichzeitig wieder an den Tisch drehend, sagte er zum gegenüberstehenden Kramer: „Vielleicht ist die einfachste Lösung die richtige, und unser Bote Ludwig ist tatsächlich der bekannte Fußballer. Wer weiß, schon alles mal dagewesen.“ Kramer, dem von einer Sportverletzung der linke Arm steif war, knallte seine Hand mit einer ruckartigen, abfedernden Bewegung des Oberkörpers auf den Tisch. Sein von einem häuslichen Unfall zerschnittenes Gesicht zuckte, er lachte von tief aus dem Bauch, was Grünzinger vorkam, als krachten Felsstücke bei einem Bergutsch aufeinander. Er schob sich schwer schnaufend in die Bank; sogleich setzte ihm eine Bedienung eine hohe Kaffeeschale und eine Schmalznudef vor. Während der Sportreporter mit der einen Hand das Teigwerk zerflückte, rieb er mit der anderen über den prallen Bauch, der weit über den Gürtel hing. „Ich hab's schon gehört“, sagte er, ohne zu essen, die Nudel immer mehr in kleine Stücke reißend, „aber davon kann gar nichts wahr sein. Ludwig ist seit längerer Zeit in Berlin, wegen eines Verkehrsunfalls kann er nicht mehr gehen und bewegt sich in einem Rollstuhl. Seine Frau kümmert sich rührend um ihn – nur wo er wohnt habe ich noch nicht herausbekommen, er scheint nicht gemeldet. Vielleicht wohnt er bei Bekannten.“

Grünzinger sah die beiden Redakteure sich lange mit ihrem Kaffee beschäftigen. „Dann werden wir also“, hörte er den schmalgesichtigen Graupner aus dünnen Lippen sagen, „morgen, am Jahrestag der Weltmeisterschaft, nur Interviews mit zehn, statt mit elf Spielern lesen.“ Fast mit Erschrecken bemerkte Grünzinger, daß der politische Redakteur seinen kleinen Finger, dessen langer Nagel rot lackiert war, beim Kaffeetrinken weit abspreizte, wie um auf die anderen, normal gerundeten und nicht präparierten Nägel hinzuweisen. Schnell sah er in Graupners Augen, ob der seinen Blick bemerkte habe.

Graupner erzählte, Grünzinger dabei übersehend: „Als Ludwig ein wichtiges Tor gejubelt hat, hat der Chefredakteur den Wunderschuh vergolden lassen und in der Schalterhalle der Morgenzeitung ausgestellt. Auf einer Säule, bewacht von einem uniformierten Mann, geschützt von einem Kordel-Geviert, ist der Schuh gezeigt worden, auf einem roten Kissen.“ Neben der Nudel schmatzte Graupner heraus: „Es war... war komisch... dicht umdrängt... als sei der Schuh mehr als ein Schuh.“ Grünzinger blieb sitzen, als der behinderte Graupner seinem Kollegen Kramer den Arm um die Schulter legte und sie, als hätten sie Grünzinger vergessen, hinausgingen. Plaudernd sah er sie vor dem Fenster vorbeigehen. Hastig stopfte er die zerflückte Nudel in den Mund.

Im Aufzug stand jeder so, daß er den anderen nicht anblicken mußte, doch ein Spiegel auf der anderen Seite machte jeden dieser Versuche lächerlich. Man stand, als müßte man sich jeden Augenblick berühren und küssen. Ludwig sah das krampfhalte Nicht-

beachten, ertrug die Atemlosigkeit nicht mehr, benutzte die Gelegenheit auszusteigen, rumpelte sich hinaus. Hoffentlich hatte niemand seine Fahne gerochen – sollten sie doch alle blau davon werden!

Ohne Auftrag ging er ins Parterre. Auf der wie von einer glänzenden Haut überzogenen Straße wurde er in seinen leichten Geherschuhen mit den stützenden Knöchelbändern, die er im Dienst trug, naß. Der kurze, heftige Regen kühlte nicht ab. Er fühlte die Tropfen fast heiß im Nacken. Die Gaststätte „Florian“ betrat er durch eine Seitentür, suchte sich in deren Stille einen Platz in einer Eckbank. Ruhig und ohne Hast trank er ein Bier und mehrere Schnäpse. An einigen der Tische saßen Männer allein hinter ihrem Bier. Vor dem Fenster der ebenerdigen Wirtschaft, vor der sich vor fünfzig Jahren Anarchisten getroffen hatten, wie er wußte, flohen die Passanten in Umrissen vorbei. Hier waren nur die klappernden Schritte der weißbeschürzten Bedienung zu vernehmen, deren Gesicht er gleich wieder vergaß, denn fast jeden Tag wechselten die Bedienungen hier. Er fühlte den Alkohol sich in seinem Körper bewegen, als wolle er ihn aus dem Gleichgewicht stoßen. Er hielt sich aufrecht, triumphierte, blickte ruhig um sich. Beim nächsten Glas war seine Hand, anders als im Stehausschank, als er den Mund über das Schnapsglas stülpen mußte, um nichts zu verschütten, ruhig. Erleichtert stand er auf, ging wie das erste Mal auf dem dunklen Boden aus Holzbohlen. Erstaunte Blicke der Männer folgten ihm, weil er sich nicht, wie üblich, festgetrunken hatte.

In den nächsten Stunden, bis zu seinem Tod am späten Abend, fühlte sich Ludwig unverletzt wie schon lange nicht mehr. Im Botenzimmer warteten in einem Einlaufkorb hingekritzelter Zettel mit Aufträgen auf ihn.

Während er mechanisch dem gewohnten Dienst folgte, überkamen ihn fast zärtliche Erinnerungen, fielen nicht über ihn her, drückten ihn nicht nieder, wie andere Erinnerungen in den letzten Jahren.

Er dachte an Stefan Ludwig, den er als Kind oft im Stadtteil Lehel besucht hatte. Sein Vater war Wärter im Gefängnis Stadelheim, seine Mutter fuhr als Schaffnerin im breitschultrigen blauen Jacket und geschlitzten Rock, unter dem stämmige Beine in Nylonstrümpfe gezwängt waren, quer durch die Stadt, in Außenbezirke wie Pasing. Fest auf dem Holzrost der Tram eingestemmt, läutete sie an einer speckigen Lederschnur die Straßenbahn an den Stationen ab. Stellte, wenn der Fahrer ihr zu langsam war, mit einer Eisenstange selbst die Weichen um. Manchmal sah er seine Mutter mit fremdem, leerem Gesicht vorbeifahren, wenn er unterwegs zum Fußballplatz war, so daß er sich dieser Fremdheit nicht bemerkbar machen wollte.

Wenn er zu Stefan Ludwig ging, fühlte er sich glücklich. Es waren meist schulfreie Samstage. Er fühlte sich befreit beim Passieren der Obstkisten vor den Kramerläden, den Zeitungsläden, vor denen sich Schlagzeilen gegenseitig tot schlugen, ausgestellten Markisen über Stoffgeschäften in Gassen, die Sonnenstreifen aus den Häuserlücken schraffierten. Aus einem der damals noch zahlreichen, winkeligen Cafés, die immer feucht rochen, konnte er vom runden Holztisch aus durch geraffte Stores an Blechröhren vorbei auf die tief wirkende Gasse blicken, aus deren Hell und Dunkel manchmal Pferdehufe von Braurössern scharf anschlugen. Den Schlüssel zu des Großvaters Altbauwohnung im Lehel ertastete er sich unter dem Fußabstreifer. Die Wohnung führte weit hinein, der dunkle Flur verlockte Ludwig, ängstlich weiterzugehen. Er fühlte sich angezogen und abgestoßen vom fremden Geruch. An riesigen,

dickwandigen Schränken, die wie kleine Zimmer waren, hingen Uniformen mit nicht enträtselfbaren Fantasieorden. Ludwig erinnerte sich an farbige Postkarten, die der Großvater manchmal verteilt: Sie zeigten einen spindeldürren Mann in weißen, eng anliegenden Hosen mit einer blauen Uniformjacke, die die Schultern gewaltig aussahen ließ. Er trug einen hohen, schwarzen, wie lackierten Hut, auf dem eine weiße, flaumige Feder steckte. Am Mund blitzte ein Posthorn, das mit beiden Händen gehalten wurde. Darunter die Zeile: „Stefan Ludwig, der letzte Postillion Münchens!“ „Dein Großvater“, sagte Kathie Ludwig, „ist nie Postillion gewesen. Er hat sich diese Uniform machen lassen, um anzugeben. Er hatte immer etwas Verrücktes an sich, ich glaub, der wollte immer etwas sein, was er nicht sein konnte. Er hat sein Leben lang im Lehel Schuhe geflickt, bevor er alles verkauft und vom Ersparnen soff.“ Die leere Wohnung war eine Aufforderung, sie zu durchstöbern. Er fand in schwer zu öffnenden Schubladen einer Kommode Zeichnungen einer Prinzessin Flora, die Sportler, schöne Menschen, bei den Olympischen Spielen zeigten. Sie trugen Lorbeerkränze auf den Lockenköpfen, waren nackt, das Geschlechtsteil angekündigt. Skizzen, deren Vorhandensein in des Großvaters Wohnung einen Glanz um seine Person schufen, von dem er, auf neugierige Fragen unbestimmt antwortend, keinen Schimmer wahrnahm.

Im zweiten Fach des Küchenschanks entdeckte er ausgetrocknete Kekse. Es waren abgezählte fünf Stück. Obwohl Stefan Ludwig fast immer betrunken war, vergaß er nie, das Gebäck für seinen Enkel zurückzulassen. Es roch hier nach Urin, steif geschwitzten Socken, Zigarrenrauch, der sich in schmutzigstarren Vorhängen für immer eingenistet hatte. Ludwig blieb regungslos in der Küche stehen, hörte sich atmen, kaute am letzten Keks, dessen Rest er langsam auf der Zunge aufweichte. Neben einem Kasten lehnten zwei Speere mit verrosteten Spitzen, lag ein Faustball, zwei durchgetretene Fußballstiefel. Er fühlte ein Bedürfnis zwischen den Pobacken, hielt das Gefühl jedoch zurück, was ihm eine wohlige Wärme verschaffte. Diese ruhige Wohnung, dachte er.

In Gedanken ans Klo legte Ludwig sich auf der Treppe in die Kurve. Doch statt nach rechts, zogen seine Füße beharrlich nach links, knapp gelang ihm noch ein Abstoßen von der Wand. Ein Mann mit Bürstenhaarschnitt unter ihm öffnete seinen kleinen Mund ängstlich, nach Luft schnappend, „wie ein Goldfisch“. Die Augen hinter den dicken Brillengläsern blickten, schien es, angewidert. Jetzt kniete er auf dem Klo, die Schüssel zwischen den gespreizten Schenkeln, kümmerte sich nicht um den säuerlichen, intensiven Geruch, spürte, wie es aus ihm hochwürgte, immer wieder, sein Magen zuckte, pumpte. Gelbe Flüssigkeit stürzte ins Becken. Im Schleim, der nachkam, war Blut, „Paprikaschoten, rote“, dachte er zuerst.

Durch ein Spinngewebe von Rauch erkannte er auf einer Holzbank, die eine verräucherte Wand entlangführte, Stefan Ludwig: Der Hut war ihm scheinbar ins hagere Gesicht gerutscht, überhaupt schien für diesen schmalen Kopf mit den hohen Bakkenknochen, in dem graue Augen undurchsichtig standen, jeder Hut zu groß. Zwischen seinen Schenkeln hatte er den dicken Spazierstock geklemmt, vor ihm auf dem rohen Holztisch stand ein tönerner Maßkrug – so tauchte der alte Mann, dessen Gesicht noch glatt war wie bei einem jungen, in seinem Gehirn auf. Und dann weitete sich die Szene: Ein Haufen alter Männer hockte hier in grünem Loden gekleidet, als sei das auf dieser Bierinsel, wo man abends den Maßkrug an die Wand kettete, die vor-

geschriebene Bekleidung. Ludwig drängte sich auf einen winzigen Platz, fasste mit beiden Händen den Tonkrug, zog ihn zu sich heran, kippte ihn seinem Mund entgegen, schmeckte das dunkle Bier bitter auf der Zunge, wollte es am liebsten wieder ausspucken. Von schräg unten zu Stefan Ludwig aufsehend, bemerkte er das kurze Aufblitzen eines Auges unter der Hutkrempe. Auch der Alte hob jetzt, ohne seine Hal tung zu ändern, den Krug an seinen Mund. Der Adamsapfel hüpfte unter den Schlucken, ein Mund nach dem anderen öffnete sich, die Lippen vor zigarrenbraunen oder nur mehr vereinzelt krummen Zähnen. Gleichzeitig legten sie den Kopf zurück in den Nacken, ließen das Bier in den Hals laufen. Ludwig richtete sich zum Ohr des Alten auf, flüsterte etwas hinein, erhielt ein Nicken. Er beobachtete, wie Stefan Ludwig während der folgenden, lautstarken Unterhaltung, seinen dicken Spazierstock in den Hosenschlitz schob, eine Weile dort ließ, dann den Griff des Stockes wieder aufsetzte. Darum kann er Stunde um Stunde dasitzen, dachte er, ohne bieseln zu müssen! Er lief dann noch atemlos ins Lehel, um sich die versprochenen alten Fußballschuhe aus der Küche zu holen. Zu Hause sah er seine Mutter mit Bewunderung an, wie sie mit kräftigen Fingern das Fleisch schnitt. Sätze, die sie sagt, dachte er, stimmten im Augenblick, in dem sie aus ihrem Mund kamen. „Dein Großvater“, sagte sie, „ist kein Umgang für dich.“ Seinen Teller wegziehend, obwohl er noch nicht fertiggegessen hatte, sagte sein Vater: „Der ist früher ein roter Hund gewesen und hat sich, da war er gar nicht mehr so jung, für die – ja, Räterepublik, aktiv, verstehst?“ Dabei sah ihn der Gefangenwärter Ludwig mit verschwimmenden Augen an, den Mund leicht geöffnet, als wolle er die Worte anhalten. Er stellte sich seinen Großvater als großen roten Hund vor.

Bleich von der Toilette kommend, war Ludwig in den Aufzug gestiegen, wo er drei Personen bei einem Streitgespräch überraschte. Schrenk hatte den Boten-Vorgesetzten Löttel an der Krawatte gepackt und redete, seinen Hals zuschnürend, auf ihn ein, während der Anzeigenvertreter Maunz Schrenk am Mantel zerrte, um ihn zurückzuhalten. Als Ludwig einstieg, ließen die drei von ihrer Umklammerung. Löttel, der die Hände auf dem Rücken um ein Bündel Papier gefaltet hatte, entriff er eins der roten Blätter, bevor er im nächsten Stockwerk ausstieg. „Sie melden sich heute nachmittag noch bei mir!“ hörte er Löttel nachreien, bevor die sich schließende Aufzugstüre weitere Wörter abschnitt.

Später wußte er nicht mehr genau, ob er den lichtdurchfluteten Konferenzraum wirklich betreten hatte. Er las, ohne zu verstehen, bevor er es auf den Boden fallen ließ, das Flugblatt. Die freundlich lächelnden Wahlhelfer, mit ihren rotverschwitzten Gesichtern, hatten die Ärmel der weißen Hemden hochgekrempelt. Als Ludwig nicht wußte wohin, wiesen sie ihn zu einer der Wahlkabinen aus Pappschirmen. Er kreuzte einige Namen zur Betriebsratswahl an, las auch Josef Ludwig und machte zwei dicke Kreuze dahinter. Als er schon hinausgegangen war, erinnerte er sich des Flugblattes, das er irgendwo verloren hatte, er wußte nicht wo, mit der Zeile darüber: „Kommunisten raus aus Deutschland.“ Auf seinem Rückweg von einem Schnaps im „Florian“ bemerkte er gegenüber zwei Mannschaftswagen der Polizei. Junge Beamte beobachteten die Häuserfront der Zeitung und der Gaststätte mit beiläufigem Interesse. Der heiße Luftschwall aus einem Schacht im oberen Stockwerk erinnerte ihn später unbewußt an Tanger, den schattenlosen Flugplatz, der ihn in Schweiß versetzt hatte. Selten sah er als Fußballprofi von einer Stadt mehr als den Flughafen, die eintönige

Straße zum Hotel mit Lichtmasten oder Palmen, die oft heißen, weißwandigen Hotels mit den Fliegen darauf als einzige Unterbrechung, wo sich die Langeweile vor den Spielen zutrug. Die Mannschaft spielte auf den Zimmern Karten, damit niemand ihre Ruhe störte. „Wir wollen unsere Kampfmaschinen“, sagte Malowsky zu Lohrengel, der bei den meisten Spielen dabei war, „nicht außer Takt kommen lassen, sie müssen langsam anlaufen, um sich, wenn's losgeht, voll steigern zu können.“

Er kannte das Stadion von Tanger – glaubte er. Vielleicht gab es gar kein Stadion in Tanger. Auf jeden Fall fuhren Angestellte des Vereins oft mit dem Trainer voraus, um die Quartiere zu besichtigen. Sie suchten, meist außerhalb der Städte, nach geeigneten, ruhigen Unterkünften. Erst kurz vor dem Spiel fuhr die Mannschaft mit ihren Betreuern ins Stadion, um sofort in den Katakomben unter den Tribünen zu verschwinden. Auch im Ausland hatte er immer Angst, das Spiel könne zur Katastrophe auswachsen. Jedes Spiel hatte seine Form, glaubte er, hatte eine gewisse Eigenart, die er nur teilweise mitbestimmen konnte. Alles – von den Vorbereitungen bis zum letzten Plärrer im Stadion – wirkte mit, daß es so ein Spiel wurde. Er hatte Angst, das Spiel könne anwachsen zu einem riesigen Ball, der an seinem Fuß immer mehr anschwoll, alle Berechnungen des Trainers überrollte. Oder das Spiel konnte zu einer Pflanze werden, einer unheimlich, unberechenbar rasch wuchernden Pflanze in seinem Gehirn, in seinen Adern, die sich durch seinen Körper zog. Erst wenn alles überstanden war, er genau den Mann gedeckt hatte, den der Trainer für ihn ausgesucht hatte, wenn er, je nach Stand des Spiels, gestürmt oder gedeckt hatte, erst nach dem Schlußpfiff sank er in eine Art Bewußtlosigkeit, in der er kaum mehr wahrnahm, was geschah. Später sah er sich in Fernsehaufzeichnungen wie verrückt lachen, das Trikot vom Leib reißen, es dem Gegenspieler geben, das Trikot dem Gegenspieler überstreifen, den Pokal hochheben, mit ihm über das Spielfeld laufen. Manche Pokale, die fast so groß waren wie ein Mann, wurden mit Sekt gefüllt und ausgetrunken. An einem Pokal, erinnerte er sich, waren vier verschleierte Engel, deren Brustwarzen er beim Hochheben spürte.

Im Bus zur Botschaft war er mit sich zufrieden, er wußte, ich bin auf dem Markt, werde gehandelt. Mein Marktwert ist so und so, andere Vereine wollen mich haben. Er kam sich am Anfang noch nicht als Ware vor, die frischgehalten werden mußte, freute sich auf ein Steak, ging mit den anderen ins Bordell. Im Bus sprach der Trainer schon vom nächsten Spiel, doch er hörte nicht hin.

Schrenk, der an Ludwig vorbeiging, bedeutete ihm, jetzt sei Brotzeitpause. Er bewegte kauend den Mund, wobei er winkte mitzukommen. Als Ludwig den Kopf schüttelte, legte Schrenk den Kopf mit offenem Mund in den Nacken und fuhr mit dem Daumen in die Mundhöhle und zurück, was heißen sollte, daß der andere wohl lieber einen Schnaps trinke. Ludwig, verwirrt, ging in die fensterlose Botenkammer, wo er sich an sein Tischchen setzte. Aus der Schublade holte er ein Stück Klopapier, schrieb mit schwarzem Filzstift darauf: „Wenn ihr mich findet, ich bin der Fußballspieler Josef Ludwig, genannt ‚Betonfuß‘. Ich hab' meine Lehrstelle als Mechaniker aufgegeben, als der Verein entdeckt hat, daß ich ein Talent bin. Als ich kein Talent mehr war, wurde ich ein Bote. Ich schäme mich. Grüßt meine Frau Rosa, die über alle Berge ist.“ Den Zettel versteckte er in seiner Schublade, als der breitschultrige Löttel, der ihm immer als ein drohender Berg vorkam, den Kopf zur Türe hereinstckte: „Bringen sie Manuskriptpapier in die Lokalredaktion, wo sie schon einmal hier sind,

und nicht wie sonst immer im Florian.“ Von einem Schmerz im Rücken überfallen lehnte er sich gegen die Wand eines schmalen Gangs. Er hatte Schmerzen, als stecke jemand mit dem Messer ins rechte Wadenbein. Er wartete, alle Muskeln gespannt, übergossen von Schweiß, auf eine Wiederholung. Lehnte sich dann, als kein Schmerz mehr kam, aufatmend gegen das Mauerwerk, spürte den rissigen Hintergrund spitz an den Schulterblättern.

Wenn ein Spieler verletzt war, fiel er aus, bekam keine Prämie mehr. Wieder genesen, dauerte es oft Monate, bis er seine ursprüngliche Form wieder gefunden hatte. War der Spieler dann nicht gut, wurde er ausgewechselt. Ludwig zitterte vor dem Tafel-Mann am Spielfeldrand, der, auf Wink des Trainers Malowsky, eine Tafel hochhob, die mit der Nummer auf seinem Rücken. Dann mußte er bei der nächsten Spielunterbrechung vom Rasen, während ein anderer, der sich vorher durch Lockerungsläufe fit gemacht hatte, einlief.

Immer hatte er am Anfang Verletzungen nur bei anderen gesehen. Einmal hatte einer, als er am Boden lag, nach einem Tritt nur mehr ein halbes Gesicht. Männer aus der eigenen Mannschaft wurden behandelt wegen: Bauchverletzungen, Fleischwunden, Kapselrisse, Hüftgelenkverletzungen, Oberschenkelverletzungen, Schenkelverletzungen, Prellungen, Knöchelbrüche, Meniskusschaden. Einmal starb ein junger Verteidiger in Ludwigs Alter, der aus dem Saarland gekauft worden war, indem er an seiner Kotze erstickte. Schon bald wurde er selbst hinausgetragen durch die Gänge des Stadions, wachte bewußtlos auf einer Pritsche auf, bäumte sich hoch unter einer Spritze, schrie auf, wimmerte. Mit Dreißig war sein Körper hundertmal zusammengeflickt, hatte Narben, die nur langsam kleiner wurden, ein Eigenleben hatten, sich verformten. Am Oberschenkel war ein Muskel gerissen, er war in Gips, konnte sich nur mit einer herabhängenden Vorrichtung, „Galgen“, aus dem Kissen hochzerren, war weiß im Gesicht wie sein Krankenhaushemd. Für das Blitzlicht der Fotografen hatte er sich aufgerichtet, sein Mund lächelte ohne die Augen. Mitleid! Hört auf! „Er brennt darauf, wieder gesund zu werden und weiterzubomben“, verkannten die Journalisten am nächsten Tag seine Augen. In seine Wunde konnte er eine ganze Hand legen. Durch Spritzen brachten sie ihn für ein wichtiges Spiel wieder auf die Beine. Er wurde wieder verletzt, diesmal auf lange. „Wenn er wieder gesund ist“, so Lohrengel zum Trainer, „verkaufen wir ihn.“ Als Ludwig nach hervorragenden Leistungen in der Schweiz zu *schwarzgelb* zurückkehrte, gefordert vom Publikum, wurde er jedesmal ausgepfiffen, bevor er noch am Ball war. Nach seinem ersten Tor feierten ihn die Anhänger wieder.

Er wußte, wo es für ihn etwas zu trinken gab, machte sich jedoch vor, Alkohol jetzt nicht nötig zu haben. In der Lokalredaktion, hinter dem Schreibtisch Grünzingers, der für nichts Augen hatte, schüttete er am Kaffeetisch Doornkaat in eine Tasse und darauf einen Schluck Tee aus der Wärmekanne. Er drehte sich um, betrachtete mit Unverständnis das Gebimmel der Apparate, das Abnehmen der Hörer, das zu einem tosenden Geräusch zusammenfallende Geschrei. Einer, der selbst Tee wollte, stieß ihn aus Versehen an. Unter Mühen gelang es ihm, seinen Schnaps, der sich wie Tee gefärbt hatte, nicht zu verschütten. Er dachte daran, die volle Tasse abzustellen, fühlte sich stark genug, goß den Inhalt dann auf einen Zug in sich hinein. Wo denn der Doornkaat hingekommen sei, fragte der Reporter, mit dem er zusammengestoßen

war. Er machte eine Grimasse, zog die Schultern hoch, zeigte die leere Tasse. „Aber die Fahne, die Fahne“, rief der Reporter.

Er fand Auslaufkörbe, in denen er Akten ablegen sollte, nicht mehr. Er beschloß, daß ihm das egal sei. Als sich vor ihm der Aufzug öffnete, ohne daß er, der gerade vorbeikam, einsteigen wollte, sah er in der Kabine, wie der Journalist Kramer seinen Arm um den kleineren Graupner gelegt hatte. Langsam näherte sich sein Mund dem anderen. Bevor die Lippen aufeinandertrafen, schloß sich lautlos die Tür. Der Kontoristin vor ihm auf der Treppe wollte er unter den Rock fassen, nur um zu erleben, wie sie sich verhalten würde, ließ es aber dann, weil sie für ihn zu schnell ging. Er rieb die Fingerspitzen an den Nasenlöschern, roch daran.

„Sie schweben so durchs Haus – das paßt mir nicht!“ sagte Löttel in seinem Büro mit nichts darin als kleinem Schreibtisch und Stuhl. Ludwig stand vor dem ebenfalls stehenden Vorgesetzten, konnte vor Schreck kaum atmen. Ein Jahr war es ihm gelungen, dem Mißtrauen des anderen zu entkommen, seine Kritik zu umkurven, ihm auszuweichen. „Jetzt bin ich gestellt.“ Er sah Löttel genau an, weil er eine Gefahr war, versuchte sich in seiner Haut zu rühren, die ihm wie ein Schutzmantel vorkam. Er besah sich die grelle Krawatte, bemerkte den eng sitzenden Anzug, den breiten Nacken, das vorspringende Kinn. Er hob den Kopf, blickte dem anderen zwischen die Augen auf die Nasenwurzel. So mußte er ihn nicht ansehen. Das kleine Büro muß er als Demütigung empfinden, dachte er, das muß ihn wütend machen. Ich muß über ihn nachdenken, darf nicht zum Stillstand kommen. Ludwig hatte Durst, „übermäßig wie noch nie“ überfiel ihn der Wunsch nach einem Schnaps. Sein Magen schmerzte, er fühlte sich feucht von Schweiß am ganzen Körper.

„Ständig geht bei mir das Telefon, das Manuskriptpapier ist aus, warum bringen sie's nicht?“

Löttel sprach mit dem ganzen Körper, er wuchs oben aus dem Hemdkragen, Ludwig dachte, er könnte aus dem Anzug springen.

„Ich werd' hier geschlagen“, dachte Ludwig. „In der Schule schlug der Lehrer, zu Hause die Mutter, später schlug der Trainer. Immer schlägt einer, der weiter oben steht, den anderen, so ist es überall. Alle schlägt der Gott, aber die Unteren werden immer nur geschlagen.“

Im überfüllten Raum zog Löttel sich bis in die äußerste Ecke zurück, um Abstand zu gewinnen, „um Schwung zu bekommen“, legte den Kopf idiotenhaft zur Seite. Löttel schrumpfte auf die Größe eines Schülers; sie waren in die selbe Schule gegangen, im Westend. Löttel eine Klasse höher, immer in Gefahr, in der Volksschule nicht versetzt zu werden, in Ludwigs Klasse abzusteigen. „Wir waren die Dummen, doch Löttel war noch dümmer.“

„Schon damals“, sagte Löttel, „hast du dich durchs Fußballspielen aus dem Schlamm gezogen. Immer haben die anderen dich bewundert, ich auch. Ich war bei deinen Spielen, bin sogar einmal nach England mitgeflogen, nur um dich zu sehen, stolpern zu sehen, daß'd hinfallst, auf'd Schnauz'n fällst. Jetzt bist hing'fall'n, jetzt hab' ich dich überholt!“

„Holzkopf!“ erinnerte er sich an seinen Spitznamen.

Er sah die Faust immer größer werden, so langsam kam sie ihm näher. Noch bevor er den Kopf zur Seite rücken mußte, zog Löttel die vorschnelle Hand zurück, sein Gesicht fiel zu einem Grinsen auseinander, als habe er nur Spaß gemacht. Ein alles über-

kleisterndes Lachen ausstoßend, Schweißflecken unter den Achseln, kam er mit offenen Händen auf Ludwig zu, legte ihm den Arm um die Schultern.

„Komm, wir vergessen's, komm doch mal an unseren Tisch im ‚Florian‘, wir wollen mit dir reden, dich könnten wir brauchen!“

Schneidig aufgerichtet gab er Ludwig die Hand. Er beugte sich vor, hustete, um den Krampf im Bauch herauszuhusten.

Wenig später war er mit der Anweisung unterwegs, dem Leiter der Anzeigenabteilung eine Gebißhaftcreme zu besorgen. Als er den kriegsbeschädigten Pförtner Stingl passierte, der hier angestellt war, weil der Verlag kraft Gesetz eine Reihe von Verschritten beschäftigen mußte, sagte der spöttisch, Ludwig solle sich vorsehen, es wären Anarchisten in der Stadt. Nachdem ein Anarchist nach einem Hungerstreik „verreickt“ sei, müsse man mit Terroraktionen rechnen. „Paß auf, daß du nicht entführst wirst, aus wär's!“

Auf der Straße bemerkte er jetzt auch weiter unten grüne Polizeiwagen, darunter mehrere Mannschaftswagen. Außerdem, in Gruppen, Polizisten. Er ging in den „Florian“ bis zur Theke im Hintergrund, wo ihm der Schankkelner wortlos einen doppelten Schnaps vorsetzte. Als er aufschreiben lassen wollte, sagte der grünbebeschürzte Mann mit dem derben, bäuerischen Gesicht, während er andere bediente, der Bote Schrenk habe ihn eingeladen. Er wisse schon warum. Schrenk war aber nicht zu sehen. Er verließ den „Florian“ durch den Hinterausgang, sich überlegend, was sein Auftrag war.

In einer Toreinfahrt der Nebenstraße, dort, wo sie einen Knick machte, sah er, wie schon mehrfach vorher, eine breithüftige Prostituierte stehen, deren Körper ihn an seine Frau erinnerte. Er hatte sie kaum angesehen, als sie sich umdrehte und über den steinigen Hof vorausging. Er folgte ihr, ohne nachzudenken. Als Folge der Stadtflucht waren die an den „Florian“ angrenzenden Häuser (teilweise ehemalige Getreidelager) unbewohnt. Nur schnell wechselndes Personal, Kellner, Bedienungen, Köche, Küchenhilfen, waren hier untergebracht. Es fehlte an Toiletten (nur eine in einem Stockwerk), Wascheinrichtungen. Er sah die Frau sich eine Holztreppe hinaufbewegen, wobei bei jedem Schritt, jedem Anheben ihrer kräftigen Beine, sich der Rock an den Strümpfen hörbar rieb. Er dachte, sie könne Hüfthalter tragen, stellte sich vor, wie sie nackt auf einer Couch lag, die Beine unter dem überhängenden Bauch sich langsam öffneten. Er folgte ihr über eine Galerie des Hofs, ohne daß die vorwärtsstampfende Frau sich je umgedreht hätte. Als sie in einem dunklen Gang verschwand, drehte er sich, von Angst befallen, um, nahm die Treppen schnell unter die Füße, stürzte auf den letzten Stufen, sah den Hof tanzen. Er spürte einen ziehenden Schmerz in den dicken Oberschenkeln.

Auf die Straße taumelte er ohne Bewußtsein. Passanten hielten ihn an einer Hauswand fest, bis er weiterkonnte. Er sah die Straße sich mit Fußgängern und Fahrzeugen beleben. Beamte des Rathauses waren auf dem Heimweg, Sekretärinnen, Angestellte der Postverwaltung. Die Sonne, schräg über den Hausrücken, war ein gnadenloses Licht, in dem Körper und Gesicht Ludwigs ruinenhaft ausgehöhlt aussahen. Er spürte es auf den Backenknochen brennen. Der zu Ende gehende Tag mit seiner Hektik verwirrte ihn in einem Augenblick vollen Bewußtseins. Dächer der Umgebung, Fenster, die widerspiegeln, blendeten ihn. Er stand Augenblicke wie gestellt, drückte die Handballen in die Augen, wurde gestoßen, an die Häuser gedrängt. Ohne Bewußtsein tor-

kelte er minutenlang den Bordstein entlang. Ein parkendes Motorrad, von dem eine ledervermummte Gestalt stieg, ihn mit der behandschuhten Faust grüßte, bedrohte ihn. Erst später fiel ihm ein, das war ein Bote der Rosenheimer Redaktion, der Matern der Außenausgabe ins Haus brachte. Passanten schwammen, „Fische im Aquarium“, mit aufgerissenen Mündern in unverständlichen Gesprächen an ihm vorbei. Frauen hatten ausdruckslose, schwarzumrandete Augen. Sie sprachen aus feuchten Mündern. Türen kleiner Läden und Scheunentore von Kaufhäusern rissen große Mäuler auf, in die es das Publikum trieb.

Je wirklicher dieses ständige Hasten war, dieses „Auf-dem-Sprung-Bleiben, um nicht in einer Schwäche abzuspringen,“ auf ihn eindrang, um so unwirklicher wurde es ihm. War die Spiegelung dieses dunklen Dahintreibens in den unterbrochenen, kilometerlangen Schaufenstern der Kaufstraße die Wirklichkeit? Oder war der Aufschrei von Augen, das bedeutungslose Schlenkern eines nackten Armgelenks, gebräunt von erster Sonne, an dem ein Kettchen schepperte, erst wirklich, wenn er die Lider senkte und diese beiden schon vorbeigegangenen Bilder noch einmal in seinem Erinnern spiegelte?

Er faßte wieder Tritt, besorgte in der Unrast dieser Stunde im Apothekengeschäft das Haftmittel. Vor vielen Jahren war er in einen anderen Laden getreten, wieder beginnender Abend, er kam vom Training. (Er hatte es hinter sich, war froh, es nie mehr erleben zu müssen, denn er begegnete seiner Frau). Das elektrische Licht spiegelte sich in metallenen Frisierhauben, blinkenden Waschbecken, vervielfältigte sich in Spiegeln, zahlreichen geschliffenen Fläschchen in Regalen, in den langen Ohrringen des unbeweglich stehenden Mädchens, von dem ihn der weißlackierte Ladentisch trennte. Ein enger rosa Kittel umhüllte sie, aus dessen Rüschenkragen ein dicklicher, unglaublich weißer Hals herauswuchs, auf dem ein runder Kopf lag, den blondgefärzte, wie gemalte Haare umringelten. Ihm fiel die Bezeichnung „onduliert“ ein. Rosa hatte die Arme mit den kleinen Fäusten auf der Glasplatte aufgestützt. Sie roch nach Sauberkeit.

Er war verwirrt, als sie „Sie wünschen bitte?“ sagte, denn er hatte nicht ernstlich geglaubt, daß sie über eine Stimme verfüge.

Die Stille im Laden war danach so groß, daß Ludwig, überrascht von der Lautstärke seiner Stimme, diese nach einem angefangenen Satz: „Ich hätte gerne –“, räuspernd senkte und noch einmal, gedämpfter, begann: „Ich hätte gerne ein Parfüm.“

Das Gesicht vor ihm floß, um die kleine Nase herum, auseinander zu einer unbestimmten Freundlichkeit, die jedoch über den Parfümkauf hinausging, als erfasse es mit dem fleischigen Lächeln mehr von Ludwig. Es handele sich um ein Geschenk für seine Mutter zum Geburtstag. Er steckte irgend etwas, das er von Rosa eingepackt bekommen hatte, hastig in die Tasche, floh.

Sie erinnerte ihn immer an die Damen auf Postkarten, die Stefan Ludwig ihm gezeigt hatte. Üppige Frauen in Trikots: „Die schwebende Jungfrau“, „Marianne, die Riesin von Tirol“, „Schlangenfrau“, „Dame mit Teerosen“, „Stärkste Frau der Welt“, „Die wilde Kreolin“, die in einer fernsehlosen Zeit als Sensation auf Jahrmärkten gezeigt wurden. Wie Rosa, kam es Ludwig später vor, hatten sie etwas Starres, Unbewegliches, etwas Beharrliches, dadurch magnetisch Anziehendes für ihn. In Rosas Unterwerfung lag etwas Beherrschendes, das Widersprüche in ihm tötete. Er hatte sie nicht eigentlich abgeholt, vielmehr auf die Straßenbahn vor dem Friseur-

geschäft gewartet. Sie trat heraus, schob ihren Arm unter seinen. Er fühlte, ihm war eine Entscheidung abgenommen. Er wußte in der folgenden, schrecklichen Nacht nicht, was er mit der breit daliegenden Rosa anfangen sollte. Er quälte sich ab, lag wach auf dem Rücken in der winzigen Kammer, deren Fenster, wegen des Verkehrslärms, geschlossen war. Er roch ihren sauren Atem. Ihr schlafender Anblick rührte ihn sehr. Er lag auf dem Rücken, dachte: „Schon wieder bin ich der Dumme!“ Irgendwie war es ihr gelungen, sich ihm „zu schenken“. Einmal verheiratet, nahmen sie eine Wohnung in Giesing. Oft saß sie im Wohnzimmer zwischen den schnell zusammengekauften Möbeln, im rosafarbenen Bademantel, das platinblonde Haar nach oben gesteckt, strickend. Immer hatte sie etwas zu stricken. Er fühlte ihre Augen über seine Muskeln gehen, abschätzend. Manchmal roch er Parfüm und Zigaretten der Mutter, die Rosa häufig besuchte, voller Verachtung für Männer, die Frauen keine Schlösser bauen, schweigend, wenn er sie überraschte. Er trug jetzt glänzende neue Schuhe, karierte Jacken, bunte Hemden und Krawatten. Häufig war er in Zeitungen abgebildet. Glänzend vor Zufriedenheit saß Rosa bei Siegesfeiern am Tisch der Frauen berühmter Spieler, bei Kasimirs Frau, der von Kaspar, der von Valentin, saß ihnen auf der Haut. Umspann sie hartnäckig mit ihrem Gesprächsfaden, fragte sie aus, mit leiser, tonloser Stimme. Wie sie wohnten, was dieser Bauerschrank, jener Perserteppich, der Swimming-pool gekostet habe, ob das nicht unerschwinglich teuer sei „für einfache Leute wie Rosa“, das fünfte Kind eines Schlossers. Illustriertenberichte über die Wohnung Kasimirs schnitt sie aus. Nie würde Ludwig, sagte sie, ihr so ein Leben bieten, wie es jene hatten.

„Warum“, sagte sie, stieß ihn an, „gehst du nicht mehr aus dir heraus, warum ist Kasimir nicht dein Freund?“

Wohler fühlte er sich ohne Rosa. Mit leichten, auf den Teppichen lautlosen Schuhen, in denen er sich nach den schweren auf dem Rasen unsicher fühlte, betrat er durch mehrere, sich selbst öffnende Glastüren, die mit Sitzlandschaften ausgestatteten Räume im Untergrund des Stadions, wo Lohrengel nach wichtigen Spielen Einladungen gab. Die Schauspieler, Geldleute, Adelige machten Ludwig unbedeutend, wenn er sich dazustellte. Die wollen, dachte er nach einigen Gläsern aus der Hand dirndlbekleideter Bedienungen eines Feinkostservice, einmal den Schweiß unserer Arbeit riechen. Vor seinen Augen verschwammen die bunten Jacken aus Samt, weißen Leinenjacken, tanzelten schlanke Körper in Jeansanzügen vorbei, wischté blondes, rotblondes Haar über sein Gesicht. Die Geschäftsleute mit den Tausendmarkplätzen im Jahr, die Tausendmarknutten umkreisten den Mittelstürmer Kasimir, dem der Schweiß die Haare gelockt hatte. Das Gesicht Kasimirs schien ihm wie Wachs, das scheinbar jeder Gesprächspartner nach seinem Willen formen konnte. Kasimir lächelte zu allem, lernte jetzt Englisch, besuchte die Opernfestspiele; viele lachten über Fußballspieler, die mehr sein wollten. Sein Manager Gluck, weißhaarig, Goldzähne blitzend, stand dabei, münzte jede Sympathie in Mark um. Gluck, der mehrere Spieler geschäftlich beriet, zeigte sich nicht interessiert an Ludwig. Er sei, wie er aussiehe, nicht der Typ der Zeit, mit ihm seien keine Geschäfte zu machen. Um den Abstand zwischen sich und den anderen zu verringern, trank er immer mehr.

„Wart ihr z’frieden?“ fragte Valentin, sein Whiskyglas auf einem Finger tanzen lasend, „warn ma guad?“ Valentin fühlte sich, sagte er, auf dem Fußballplatz stets als Unterhaltungskünstler. „Das tierische Spielen mag i net!“ Einmal jagte er einen Fasan,

der sich auf dem Rasen niedergelassen hatte, ohne ihn einfangen zu können, ein andermal rannte er beim Spiel gegen einen schwachen Verein mit dem Ball über das ganze Spielfeld und schoß ein Tor. „Wir Fußballspieler unterhalten eine ganze Menschheit“, sagte er später. „Schon lange bevor so ein Spiel am Samstag beginnt, beschäftigen sich die Zeitungen mit uns und unserem Gegner, so von der Wochenmitte an. Die vergangenen Spiele, unsere Formkrisen, unsere Erfolge, werden noch drei Tage nach dem Match besprochen. Dazu kommen die Pokalspiele, die Europacupsiepiele, die Weltmeisterschaften. Wir füllen das Leben vieler Menschen aus, die enttäuscht wären, wenn sie einmal nichts von uns lesen würden.“

Ob er überall so gut am Ball sei, fragte die Journalistin Rotschütz, während sie die aufgesteckten roten Haare, nachdem sie eine Klammer herausgenommen hatte, mit einem Schütteln des Kopfes den Nacken herabfallen ließ.

„Es ist viel schwerer für mich, die Leute zu unterhalten, wie für Valentin“, sagte Ludwig. „Oft, wenn ich mich nach einem Zusammenstoß auf dem Boden wälze, glaubt mir niemand. Der Schiedsrichter nicht, der weiterspielen läßt, das Publikum nicht, das pfeift.“

„Sie sind ein sauberer Mensch“, sagte die Rotschütz.

„Aber Sie wissen doch gar nicht, was ich meine!“

Während alles um sie herum redete, Frauen die Rücken biegsam im Lachen zurückbeugten, redete er, wurde belacht, „schau, der Ludwig sagt auch mal was“, sagte Kaspar, ihm mit dem kalten Whiskyglas über die Wange streifend. Alle um ihn herum schienen sich wohl zu fühlen, brannten ihr Feuerwerk an Sprüchen ab. Es ist gut, so lange niemand schweigt, wenn ich hinzutrete, dachte er.

Lohrengel zog aus der Tasche seiner reich mit Stickereien verzierten Trachtenjacke eine bauchige, bemalte Schnupftabakflasche, von deren Inhalt er in das Grübchen seiner Hand, zwischen Zeigefinger und Daumen, etwas schüttelte. Konzentriert zog er, die Nase hineinstupfend, das beißende Gewürz nach oben, bot dann den neben ihm Stehenden davon an. Hinter seiner Sonnenbrille dachte er, die verschmierten Nasen, die niesten, habe er wieder einmal angeschmiert.

Ludwig, auf der Heimfahrt, sagte, er könne nicht verstehen, wenn eine Frau sich in ihn verschaue. Er möchte gerne, jetzt werde die Journalistin lachen, wie der Schauspieler Paul Newman aussiehen. Jedes Gesicht, sagte die Journalistin ins Summen der Scheibenwischer – ein kurzer Regen war auf die wie ausgebrannten Straßen und Brücken niedergegangen –, sei schön, wenn es einmal durch häufiges Abbilden in Zeitungen bekannt geworden sei.

Er passierte den Pförtner auf tönernen Beinen, machte einen Schritt und stellte erst später fest, daß er diesen Schritt gemacht hatte. Ludwig blieb mitten im Gang eines der Stockwerke stehen und grinste alle, die vorbeigingen, freundlich an. Schließlich schob ihn ein Setzer sanft an eine Säule, wo Ludwig, weitergrinsend, mit einer großen Freundlichkeit im Gesicht, stehen blieb. Einer nach dem anderen brach ab, trank noch im Stehen eine Flasche Bier in Gedanken an zu Hause oder die nächste Wirtschaft oder das junge Fleisch einer Geliebten. Sie trugen Mäntel, leichte, noch nicht zugeknöpft. Der Aufzug ins Erdgeschoß zog sie an, da standen sie in den Stockwerken, freundlich plaudernd. Ein Tag würde vergehen und der nächste beginnen. Auf der Straße sprangen sie in den Strom der Menge, fanden mit einem kurzen Gruß, einem Scherz, den Absprung.

Dem Journalisten Grünzinger blieb nichts anderes als zu bleiben. Er schob den Brief mit seiner Kündigung in einen Stapel von Papier. Das Neonlicht brannte ihm auf den Rücken. Er saß mit Armen, Beinen, die sich nicht zu ihm bekannten. Er hockte fremd in seinem Körper, die Schultern hochgezogen. Er telefonierte, sagte zu seinem Chefredakteur, der längst zu Hause vor dem Fernseher saß: „Ich weigere mich zu glauben, daß der Bote Ludwig der Fußballspieler Ludwig ist.“ Den Ratschlag: „Man muß jede Chance nutzen, sei sie noch so klein“, schlug er in den Wind. Ein Informant rief an: Ludwig ist nicht in Berlin! Grünzinger stand am Anfang. Schweiß lief ihm in das weit aufgeknöpfte offene Hemd auf den herausgewölbten Bauch.

„Einmal fällt jeder“, lallte Ludwig an der Schenke des „Florian“ in der zweiten Reihe stehend. Hier standen viele, die an diesem Freitagabend aus Traurigkeit oder Angst sich nicht von der Stelle bewegen wollten. In dem Gewaber aus Rauch, verdichtet zu einem grauen Ballen, der sich auf sein Gesicht drückte, verstand ihn niemand. „Jeder bekommt seinen Tritt für immer“, rief er oder glaubte zu rufen, ohne daß jemand im allgemeinen Geschrei seinen Aufschrei vernahm. Er legte den Rand des Glases mit dem durchsichtigen Getränk an die Lippen, stülpte es in den Mund. Einen Moment lang ließ die Wirkung der scharfen Flüssigkeit völlige Stille um ihn entstehen. Nach dem zweiten Glas bewegte es sich um ihn wieder, wurden die Stimmen lauter, überfießen ihn jedoch nicht mehr, blieben im Abstand.

Vom Pförtner Stingl erhielt er den Auftrag übermittelt, ein Fahndungsfoto im nahegelegenen Polizeipräsidium abzuholen, das in der „Morgenpost“ noch veröffentlicht werden sollte. Da die Pressestelle in dem burgartigen, weitläufigen Gebäude nicht mehr besetzt war, mußte er die Hauptwache mit dem bewaffneten Posten passieren. Mit der instinktiven Hellsicht eines total Betrunkenen kam er, während eines einzigen Augenschließens, am Wachposten vorbei, suchte nach dem Zimmer des Amtmannes vom Dienst, der, als Ludwig die richtige Tür aus vielen gleichaussehenden, hellgrün gestrichenen herausgefunden hatte, ihm das Bild und ein Blatt Papier mit dem Fahndungstext übergab. Es war ihm, als er die Schreibmaschinenseite entgegennahm, in einem klaren Moment, als nehme er ein Urteil über sich selbst entgegen. Er fühlte das graue, glatte Papier ungern in den Fingern.

Beim Passieren der Pförtnerloge erfuhr er vom geschwätzigen Stingl, daß der, nach dem auf dem Papier noch gefahndet wurde, gerade erschossen aufgefunden worden sei. Der Terrorist habe sich in das verdunkelte Zimmer einer „bekannten, ja stadtbekannten“, in der Umgebung des Verlagshauses auf Kunden wartenden Hure gerettet. Der lange gesuchte, von einem Schußwechsel verletzte Mann, habe sich durch verlassene Gänge des Abbruchhauses über eine Hoftreppe in den einzigen bewohnbaren Raum dieses Hausteils geschleppt. Die Hure, die „gut beieinander war“ (der Portier machte vor seinem erhitzten Gesicht mit beiden Händen weit ausholende, kurvenförmige Bewegungen) habe bei ihrer Rückkehr Blutspuren bemerkt, die in ihr Zimmer geführt hätten. Als sie furchtlos – wie ein Reporter ihm erzählt habe – den unwirtlichen Raum, in dem sie auf einer Pritsche „immer schnell zur Sache kam“, betreten habe, sei sie beinahe über den zusammengebrochenen, sterbenden Mann gefallen. Er war wieder im „Florian“, rettete sich von Moment zu Moment. Nur manchmal wußte er noch, wo er war. Er empfand die unablässige auf ihn eindringenden Worte des Geschäftsführers der Gaststätte, Borer, als störend, der sich, im Rausch torkelnd, an seinen Tisch gesetzt hatte. Dann nahm er ihn gar nicht mehr wahr. Dann hörte er Bo-

rer wieder, der über den zweiten Schankkellner berichtete, der entlassen wurde, weil er oft spät, manchmal mit fünf Stunden Verspätung, zur Arbeit gekommen sei. Die Eifersucht des Schankkellners auf den Koch habe diesen in seinem Beruf irritiert, daß er alles Interesse am Wohl seiner Gäste verloren habe.

Ein Liebespaar stritt. Die Frau wollte den Mann erpressen, weil er verheiratet und erpreßbar war. Ein Maurer drohte dem Baugehilfen aus Italien mit Mord, wenn er, dem Vorgesetzten zum Gefallen, weiter so eifrig arbeite. Die Gespräche kamen ihm nahe, entfernten sich wieder.

Als sich ein Student mit den Worten: „Ich bin Student und will euch einmal etwas sagen“, in das Gespräch von Druckern einmischt, wurde der strohhaarige Mann überschrien. Der jedoch schrie ebenfalls, oftmals mit betrunkener Stimme. Er trug wie ein Arbeiter Jeans und ein kurzärmeliges, verwaschenes Hemd, das seine Muskeln zeigte, als habe der Student ein Bedürfnis zu zeigen, daß er wie ein Arbeiter Muskeln hat. Manchmal setzte sich jemand an Ludwigs Tisch, den er sofort wieder vergaß, wenn er von einem anderen abgelöst wurde. Dann glaubte er, die ganze Fußballmannschaft mit Kasimir, dem Kapitän, habe sich eingefunden, um ihm Vorwürfe wegen eines neben das Tor geschossenen Elfmeters zu machen. Dann glaubte er Rosas Stimme herauszuhören. Er wischte sich mit der Hand über das Gesicht, dessen tiefe Falten und Tränensäcke sich unter dieser Bewegung noch tiefer einzuprägen schienen. „Ich kann nichts mehr ändern.“

Er weinte, vergaß sein Weinen jedoch gleich wieder. „Wir Studenten“, hörte er, glaubte er zu hören, „setzen uns für euch Arbeiter ein. Wir erachten eure Arbeit als wichtig. Und ihr demonstriert am ersten Mai nicht einmal mit, wenn es gilt, euren Tag zu feiern, stimmt's?!"

„Was willst du denn überhaupt mitreden“, sagte ein junger Drucker, jünger als der Student, „du arbeitest doch überhaupt nicht, denkst nur!“

Während der Student weiterschrie, drückte der breitnackige Setzer, dessen massigen, von der Sonne rotverbrannten Nacken er nun sah, den vorschnellenden Kopf des Studenten immer wieder mit der breitflächigen Hand auf den Stuhl zurück. Den Student möge er ganz gerne, sagte der Setzer. Er müsse nur aufpassen, daß er ihm nicht eines Tages den Schädel einschlage, weil der Setzer leicht erregbar sei.

Die Fußballspieler einer Betriebsmannschaft schrien, wie vom Schreien am Stammtisch aufgefordert, aufeinander ein. Mit Schnaps ließen sie ihren Trainer hochleben. Der Trainer begann zu gröhlen, während seine Spieler, die den Trainer scheinbar einmal betrunken sehen wollten, sich mehr und mehr vom Schnaps zurückhielten und sich hinter der Hand zugrinsten. „Ohne Ludwig“, glaubte er zu hören, „wären wir nie Weltmeister geworden!“ Als er dem Satz nachlauschte, wurde er ihm immer unwirklicher, als sei er nur aus vielen zufällig zusammengetroffenen Tönen, nur für ihn hörbar, entstanden.

Erst als Löttel und Schrenk an seinem Tisch saßen, bemerkte er sie. „Du machst mit, bist dabei!“ sagte Schrenk. Löttel grinste. Ludwig nickte. „Habt ihr bemerkt“, sagte aufgeregter der hinzukommende Maunz, der seinen Bauch mit Mühe unter den Tisch schoß, „überall Polizei, das haut hin, die lenken von uns ab!“

„Wirst sehen“, schnaufte Maunz zu Ludwig hin, „den linken Hunden von der Morgenpost zeigen wir's heute, die werden morgen schauen!“

Er sah seinen Großvater am Biertisch dasitzen, hörte Schrenk, „aber der ist doch, als sein Haus abgerissen wurde, darunter begraben worden. Du hast es mir doch selbst erzählt. Deine Eltern sind fortgezogen von hier, nachdem dein Vater sechs Gefangene aus Stadelheim freigelassen hat. Du hast niemanden mehr, nur uns!“

Er sah seinen Vater hilflos mit den Armen rudern, überfordert, unfähig zu reden. Oft war sein Vater nach verlorenen Spielen so neben ihm hergegangen, wenn alles vergeblich gewesen war. „Auch die Frauen“, sagte er, „verstehen es nur, einen völlig ergebnislos zu machen.“

Beim Betreten der Treppe im Verlagshaus blieb Ludwig zwischen zwei Stufen stehen, ließ den einen Fuß hängen. Von einer Schwäche erfaßt, stürzte er zurück auf den Hinterkopf. Er hörte Schüsse in der Straße, die wie in seinem Kopf explodierten. Schrenk, der mit Löttel auftauchte, um Sprengstoff zu holen, entdeckte ihn: „Der Betonfuß ist ausgefallen!“

Löttel zerriß den Körper Ludwigs in die Pförtnerloge, wo er ihn auf einen Stuhl setzte. Später lief Grünzinger vorbei und erkannte Ludwig im Profil.

## Mirko Marjanović Ein unsichtbarer Mensch

Bald danach kamen auch die Nachbarn, den Verstorbenen zu sehen. Sie setzten sich gleichgültig und senkten den Blick auf den kleinen, niedrigen Tisch. Als die Frau des Verstorbenen sagte: „Bitte, bedienen Sie sich“, fingen sie an zu essen. Danach erzählte sie den alten Frauen neben der Tür, wie ihr Mann ihr auf den Händen gestorben war. Sie sahen sie trüb und mitleidig an.

Sie trat zu den Männern am Tisch und bat sie, ihr wegen des verbrannten Umschlags zu verzeihen, und sie antworteten: „Nichts, macht nichts.“ Einer hielt die Arme vor der Brust gekreuzt und war mit dem Gebet schon vorm Essen fertig. Der andere sah sie an, während er einen fetten Bissen in den Mund schob. An seinem Kinn blieb eine orange Spur.

Die Frau des Verstorbenen sagte: „Also, ihr habt alles bekommen, obwohl es Krieg ist“, und ging wieder zu den alten Frauen neben der Tür.

Sie standen an der Wand und flüsterten und nickten zustimmend mit dem Kopf. Sie ähnelten einer Doppelreihe von Bäumen im Herbst. „Bleib bei uns“, sagte die eine zur Frau des Verstorbenen.

Sie antwortete nichts. Sie hielt das zerknitterte Taschentuch in der Hand, und erst später fragte sie: „Seid ihr hungrig?“ Die Frauen sagten ihr, sie hätten zu Hause gegessen und seien nicht hungrig; jetzt liege ihnen nichts daran. Später würde eine von ihnen Kaffee machen, und wenn eine essen wolle, könne sie sich den Männern anschließen. „Sie sind so erschöpft, die Armen“, sagte die eine – und fügte hinzu, indem sie über sie hinwegblickte: „Es ist Krieg. Sie essen so appetitlich.“ Die Frau des Verstorbenen antwortete, daß sie das freue, weil sie sich bemüht habe, ihnen gute Gastfreundschaft zu bieten.

Für einen Augenblick kam es mir vor, als ob sie mich angesehen hatte, stellte aber fest, daß dies eine Täuschung war. Ein bißchen abseits stehend und aus ihrer Gesellschaft ausgeschlossen, spürte ich, wie ungeheuer hungrig ich war. Ich schlich mich in ein Zimmer, ohne daß mich jemand gesehen hatte, genau auf jene Art und Weise, wie mir meine Mutter es gesagt hatte. „Ich habe nichts, was ich dir geben könnte“, hatte sie mir heute morgen gesagt, und ich wußte, daß ihr deswegen schrecklich zu Mute war. Aber es war Krieg, und ich konnte nicht allzuviel von ihr erwarten. Dann sagte sie mir: „Peter Durmo ist gestorben, heute wird er beerdigt.“ Und vor der kranken Schwester sagte sie, wie es ihr schwer sei, weil sie nichts habe, womit sie zur Frau des Verstorbenen gehen könnte: „Wenn dein Vater hier wäre...“ sagte sie, ohne den Satz zu beenden, und fing an zu schluchzen.

Während ich noch im Bett lag und meine Schwester, die etwas aß, anstarnte, hörte ich meinen Magen knurren. Einer der Männer am Tisch sah irgendwohin über meinen Kopf und fragte den neben sich: „Habe ich mir das jetzt nur eingebildet?“ Worauf jener antwortete: „Ich habe einen guten Magen.“ Und das konnte man an der Art, wie er aß, nur bestätigen.

Ich fing an zu schwitzen, ohne zu wissen, warum. Ich fühlte, wie sich die Schweißtröpfchen langsam von der Achselhöhle lösten, und in meiner Phantasie entstand daraus ein seltsamer, eigenartiger Klang, durch den der auf einmal verstummte Raum erfüllt wurde.

Danach schien es mir, daß alle mich ansahen, und einmal hörte ich jemanden sagen: „Werfen sie ihn hinaus.“ Als ich feststellte, daß ich mich getäuscht haben mußte, sagte jemand: „Das Schicksal erlaubte ihm nicht, das Ende des Krieges zu erleben. Ihn tötete die Angst vor dem Feind.“ Ich konnte nicht das Gesicht finden, das diese Worte ausgesprochen hatte, und ich war schon ganz erschöpft.

Meine Hände hingen in der Luft, meine Beine zitterten, der Körper war völlig entkräftet. Aber immer, wenn ich ein Stück Fleisch vom Tisch nehmen wollte, hatte ich Angst, jene Stimme zu hören: „Ist er auch eingeladen?“ Im Zimmer waren verschiedene Gerüche, aber am stärksten roch ich den Paprika-Gulasch. Der Rauch biß mir in die feuchten Augen.

Ein Mann zog den Rauch seiner Zigarette kräftig ein und sagte jenem neben sich: „Ich denke gerade nach, verdammt.“ Aber jener stieß ihn mit dem Ellbogen, und ohne ihn beenden zu lassen, ermahnte er ihn: „Du rauchst zuviel.“ Ich fing an zu husten, während ich mich an meine Schwester und ihre Tuberkulose erinnerte. Die Mutter bewahrte alles für sie, das war ungerecht mir gegenüber.

Als ich aufgehört hatte zu husten, bemerkte ich einen starken Wachsgeruch. Frau Durmo zündete die Kerze neben dem Kopf des Verstorbenen an, und alle sahen zu, wie sie das machte. Ich nutzte diese Gelegenheit, streckte meine Hand nach einem Stück Fleisch aus, und stellte fest, daß keiner im Zimmer etwas dagegen hatte. Ich sagte still: „Ich kann nicht“, denn ich fühlte, daß ich schon den ersten Bissen erbrennen würde.

Als die Kerze angezündet war, wandten die Männer ihre Blicke wieder zum Essen, und ich zog meine Hand zurück. Einer sagte: „Du hast es gesehen.“ Und der zweite fügte hinzu: „Die reine Wahrheit!“ Der erste sagte danach mit vollem Mund: „Nichts weiß man genau. Der Krieg ist eine große Ungewißheit. Wenige kommen zurück.“ Er hatte einen dicken Schnurrbart unter der Nase, der vom Rauch gelb geworden war. Von dem anderen prägten sich mir dünne, abgezehrte Lippen ein, die fest aneinander geklebt waren. Alles, worüber diese Leute gesprochen hatten, ging nur mein elendes Gewissen an.

Frau Durmo setzte sich neben den Kopf des Verstorbenen. Gerade in diesem Moment flogen die Fliegen an meinem Ohr vorbei. Bald darauf bemerkte ich, daß ihr Summen auch die anderen gestört hatte. Die alten Frauen und Frau Durmo sahen zur Decke hinauf. Die eine sagte sogar: „Wo sind sie?“, und die andere: „Es ist wirklich heiß.“ Der Mann mit dem gelben Schnurrbart schüttelte den Kopf, während er durch die Zähne sprach: „Sie hat die Kerze angezündet.“ Und der mit den dünnen Lippen fügte hinzu: „Es sollen doch auch die Totengräber kommen.“ Auf Verlangen einer Alten öffneten sie die Tür, weil sie gesagt hatte: „Hier stinkt es.“ Danach schauten alle wieder die Frau des Verstorbenen an, indem sie die Flamme der Kerze neben ihr anstarrten.

Sie stand auf, eine Zeitlang hielt sie die Hände an der Brust gekreuzt, und dann betkreuzigte sie sich. Sie beugte ihren greisenhaften Körper und machte das Rosmarinzweigchen zurecht. Sie zog das Fläschchen mit dem Weihwasser, das unter dem Kissen lag, heraus, schmierte dem Verstorbenen die Stirn und wandte sich wieder den Anwesenden im Zimmer zu. „Wer hat den Geruch erwähnt“, fragte sie. Ich glaubte, daß alle erwartet hatten, sie würde noch etwas sagen, aber sie hob plötzlich das Taschentuch und verließ das Zimmer.

Ich spürte noch stärker meinen Hunger und war traurig, weil die Alte das Zimmer verlassen hatte. Sie weinte, und ich hatte, obwohl ich nicht wußte warum, Vertrauen zu ihrem Weinen. Danach starnten alle die Tür an und wagten nicht, irgend etwas zu sagen.

Sahen sie mich an, fragten sie sich, wie ich hierhergekommen bin? Oder dachten sie nur, daß die Alte noch immer weint.

Auf der Lippe hatte ich einen salzigen Geschmack, und als ich die Lippe mit der Faust berührte, sah ich an den Fingern Blut. Mich durchströmte eine warme Welle. Wieder fühlte ich diese Kraftlosigkeit und befürchtete, genau wie meine kranke Schwester niederzufallen. Im Stillen dachte ich: Oh Gott, und zog schnell meinen Kopf ins Mantelfutter. Ich weiß nicht warum, aber ich dachte an die Frau des Verstorbenen und weniger ans Blut, das mir aus der Nase rann.

Als sich die Türklinke bewegte, hob ich meinen Kopf, überzeugt, daß die Gefahr vorüber war, und sah die Tür an. Zusammen mit Frau Durmo, in deren Hand kein Taschentuch mehr war, kamen vier Männer. Die Alte zeigte mit der Hand auf den niedrigen Tisch, aber ihr Blick war zum Boden gerichtet. „Gut“, sagte einer von ihnen, aber trotzdem nahmen sie ihre Hüte ab und waren für einen Augenblick mit ihren plumpen Körpern und abgezehrten Gesichtern dem Bett zugewandt. Danach verbeugten sie sich lächelnd vor der Alten, die ihre Augen verbarg und zustimmend mit dem Kopf bestätigte, daß sie essen könnten. „Schließen Sie sich an“, sagte sie still und setzte sich neben dem Fenster, an dem ein Blumentopf mit Rosmarin stand.

In diesem Augenblick dachte ich an die Mutter, an ihre Augen voller Tränen, die in die Weite starrten und den Vater erwarteten.

Ich spürte keinen Hunger mehr, irgendwohin hatte er sich zurückgezogen, zusammen mit dem Knurren des Magens. Als ob auch mein Körper in diesem Augenblick nicht mehr vorhanden war. Die Besinnung über ihn kehrte zeitweilig zurück und ermahnte meine Hände, sie sollten sich auf eine der Schüsseln auf dem Tisch niederlassen.

Ein panischer Schrecken ergriff mich, und es prägten sich mir ununterbrochen die selben Bilder ein: die Reihe der alten Frauen an der Wand wie die Reihe der schwarzen Kopftücher auf dem Wäschestrick, die redenden Männer am Tisch und ihre Worte. Worte, Worte.

Nur Frau Durmo sah die nadelförmigen Blumen im Blumentopf an und den Himmel, auf dem immer stärker die Augustsonne schien.

Dann drehte sie sich plötzlich um und sagte: „Der Arme, er hat was runtergeschluckt, das Leben, so war es.“ Die alten Frauen sahen sie mitleidig an, aber einer der Männer konnte es nicht aushalten, ohne ein wenig zu lachen. Verschämt und verwirrt blickte er in den Hof und sagte: „Es ist Zeit, daß die Totengräber kommen.“ Die Frau des Verstorbenen antwortete: „Sie versprachen, vor den Meistern zu kommen.“ Dabei sah sie die an, mit denen sie vor kurzem das verrauchte Zimmer betreten hatte.

Dann kam es mir wieder so vor, als ob sie mich für einen Augenblick angesehen hätten, aber ihre Augen blieben an der Tür, an der zwei starke, aber unordentliche und zerlumpte Männer standen. Sie sagten zu allen: „Mahlzeit“, und nachdem sie von der Frau Durmo Zustimmung bekamen, setzten sie sich an den Tisch. Sie verbeugten sich weder vor dem Verstorbenen, wie jene vier Männer, noch vor der Frau Durmo. Sie streckte die Hand nach dem Blumentopf mit Rosmarin, brach ein paar Zweigchen ab

und fing an mit ihnen vor ihrem Gesicht zu fächeln.

Ich sah durchs Fenster in den Hof hinaus und erblickte auf der Erde zwei Schaufeln, am glühenden Himmel zwei Vögel. Die Schaufeln waren mit einer Schicht gelblicher Erde bedeckt, die abfiel, als die Henne mit ihrem Schnabel aufs Metall hackte. In einiger Entfernung von den Schaufeln, am Ende des Hofes, flogen aus der dichten Baumkrone einer kleinen Kiefer Vögel heraus.

Im Zimmer herrschte eine seltsame Ruhe. Man konnte nur das Kauen im Munde zweier Totengräber hören. Die alten Frauen saßen neben dem Ofen und sahen die leeren Kaffeetassen an. Die Männer rauchten, satt und zufrieden, sie erwähnten den Krieg und den schweren Alltag nicht mehr. Einer starnte auf das Holz im Ofen, das erst jetzt zu brennen anfing.

Die Stimme des starken Mannes, dessen Schaufel sich im Hof befand, weckte plötzlich alle aus dem Schlummer und Nachdenken. „Es wird erzählt, daß der Krieg zu Ende sei“, sagte er, aber er hob dabei seinen Kopf nicht von der Schüssel. Seine Hosen waren mit Lehm beschmutzt, auch auf den behaarten Händen konnte man Erde sehen. Aber einzige Frau Durmo, davon war ich überzeugt, konnte ihn nicht hören. Mit einem Gesichtsausdruck, der nichts verriet, stierte sie stumpf über den schon leeren Tisch hinaus. Ihr Antlitz wurde immer stumpfer, unklarer und entfernter. Der Hunger meldete sich wieder in meinem Körper, immer mehr Nebel über meine Augen ziehend. Als ob sich ihr Lächeln immer mehr meiner Seele näherte. Ich dachte an meinen Vater und fing auch an zu lächeln, obwohl ich nicht wußte warum. So wunderlich mit dem Lächeln verbunden, sahen wir uns für einen Augenblick an, und sahen uns mehr mit dem Lächeln, als mit den Augen.

Ich war nicht verwirrt. Das war das einzige, was wirklich war. „Du bist hungrig, Ivan Banduk“, glaubte ich sie gehört zu haben. Danach schien ihr Lächeln zu fragen: Warum scheust du dich? Aber plötzlich klingelte es, und jäh drehte sie sich zum Kopfkissen ihres Mannes. In ihren Händen konnte ich kein Taschentuch sehen, ihre Lippen waren ruhig. Gleich nach ihr standen die Männer und Frauen auf. Zwei Gäste, die zuletzt gekommenen, aßen weiter, als ob sie die Glocke nicht gehört hätten. Dumpf schlagend drang dieser Klang immer mehr ins Zimmer. Allen war es peinlich, aber keiner wagte, ihnen zu sagen, daß sie auch aufzustehen hätten.

Ihr Benehmen wunderte mich auch. Zwei Frauen traten endlich zur Frau Durmo heran und nahmen sie an der Hand und gingen mit ihr in den Hof hinaus. Bald darauf trugen die Männer den Sarg ins Haus und stellten ihn geschickt und erfahren auf den Boden. Sie legten den Verstorbenen in den Sarg hinein und nagelten den Deckel mit langen Nägeln zu. Dann drehte sich der Mann mit dem Hammer zu den anderen zwei, die am Tisch saßen. Fast im selben Augenblick sahen sie auch ihn an, und einer von ihnen sagte: „Was geht das dich an? Mach deine Arbeit weiter!“ Diese Bemerkung machte den Meister zornig, er warf den Hammer weg und verließ als letzter das Zimmer, dem Sarg folgend.

Als er an mir vorüberkam, zog ich ihn am Ärmel, aber er sah sich nicht um. He, mein Vater wird doch zurückkommen, wollte ich ihm sagen, aber da ihm das jetzt nicht so wichtig war, ließ ich es. Durch die offene Tür drang der verstärkte Klang der Glocke ins Zimmer. Ich dachte an meine Schwester und sah das sanfte Lächeln auf ihren bleichen Lippen. Ich starnte die übriggebliebenen Gäste am Tisch an und wartete, daß sie mich auch ansehen und einladen würden, mich ihnen anzuschließen. Etwas später, als

das Knarren der Wagenräder auf der Straße und das Gebet des Chors verstummt waren, standen sie auf und sahen einander zufrieden an. Derjenige, der gesagt hatte, daß der Krieg schon zu Ende sei, sah seinen Bauch an, er sagte: „So!“

Nur für Augenblicke dachte ich an die Frau des Verstorbenen, aber auch an die Mutter, die sich bestimmt Sorgen machte, weil ich noch nicht zurück war. Einmal war mir, als ob Frau Durmo noch immer neben dem Kopfkissen des leeren Bettes saß und mich zu sich rief: „Nimm, bring es deiner Schwester“; sie bot mir ein fettes Stück Fleisch an. Ich sagte zu ihr: „Nein, sie ist nicht hungrig. Vater wird kommen“, aber dann erblickte ich sie, wie sie langsam im Leichenzug schritt, mit stolzer Stirn und trockenen Augen, mit denen sie überall mich suchte. Deswegen wurde ich von noch größerer Kraftlosigkeit erfaßt, den Körper konnte ich gar nicht mehr bewegen, als ob es nicht mein Körper war. Ich fühlte einen unbegrenzten, riechenden und verschwommenen Raum und erwartete dauernd meinen Fall.

Aber die Gäste kreisten noch immer um den Tisch herum, und, egal wie, ich mußte bei Bewußtsein bleiben. Einer löschte die Kerze aus und stellte sie ans Fenster neben den Blumentopf mit Rosmarin. Dann drehte er das Kissen auf dem Bett, zog die Decke weg, und schob die Hand in den Strohsack hinein. Ich weiß nicht wieso, aber etwas ähnliches hatte ich von ihm schon früher erwartet. Die halbleere Flasche zog er unter dem Strohsack heraus, froh schaute er sie an und wischte sie ab. Nachdem er die Flasche geöffnet hatte, trank er einen Schluck.

„Ein Trinker war er“, sagte er zu seinem Freund und grinste kindisch. „Und die Alte hatte es ihm verboten.“

„Sicher“, bestätigte jener.

„Schade, der Krieg ist nun zu Ende“, sagte er und steckte die Flasche in die Manteltasche.

„Den Sieg erlebt er nicht mehr. Er trank aus Angst, der Feind würde kommen.“ „Beeil dich“, ermahnte ihn der andere, und jener begriff, was er machen mußte. Er packte das Stück Fleisch, das ich für meine Schwester bestimmt hatte, schob es zwischen zwei Scheiben Brot und steckte es ebenfalls in die Manteltasche. Ich wurde langsam ohnmächtig, ich sank irgendwohin. Sie sahen sich wieder an, und der erste fragte: „Und wo sind die Schaufeln?“ Das konnte ich kaum noch hören. Mein Körper rutschte zu Boden, während ich fiel, fühlte ich keinen Schmerz. Ich lag regungslos, erschreckt und verwirrt. Erst später fühlte ich meinen Körper und Schmerzen von ihren schmutzigen Füßen, mit denen sie mich traten, als ob ich nicht vorhanden wäre. Als die Glocke verstummte, drehte ich mühsam den Kopf zur Tür, aber im Hof war niemand zu sehen. In der Baumkrone der jungen Kiefer zwischerten die Vögel, und durchs Zimmer wehte ein milder Wind. Die Rosmarinzweigchen zitterten und ich dachte ständig: Wie werde ich ihr sagen, daß ich hungrig bin? Wie werde ich ihr sagen, daß ich für die Schwester nichts mitgebracht habe?

Aus dem Serbokroatischen übersetzt von Sanja Radunović

## Anna Rheinsberg Ein verkommenes Mädchen

Wir werden es nicht wieder mit dir probieren, du Schlampe, sagt der Vater zu ihr. Du bist eine Schlampe, du bleibst eine. Sieh zu, wo du unterkommst.

Die Mutter steht daneben, schluchzt ins blaukarierte Taschentuch. Ich sag nichts dazu, schluchzt sie. Was soll ich dazu sagen? Dann schnieft sie hinein ins Blaukarierte und geht den gewohnten Gang in die Küche. Tür zu. Nicht eine Nacht bleibst du noch hier, sagt der Vater. Alle reden sie über uns. Sieh zu, wo du bleibst. Bei uns jedenfalls nicht! Jawohl. Und drohend stellt er sich vor ihr auf.

Das Pochen an die Küchentür hilft nichts. Die Tür ist verschlossen. Mach doch auf, schreit sie, Mama, mach auf. Von drinnen aber kommt nur ein Schniefen, und der Teekessel pfeift. Mehr nicht. Du wirst schon jemanden finden, der dich behält, sagt der Vater. Wärst ja nicht die erste.

In ihrem Zimmer packt sie hastig Sachen in eine Leinentasche. Im Hintergrund steht der Mann. Er paßt genau auf, was sie einsteckt. Ein paar Schläpfer, Hemden, zwei Jeans.

Auf der Treppe sieht sie zu ihm hoch, er steht zwei Stufen über ihr. Du bist ein Schwein, sagt sie, und du wirst es bereuen. Als er die Hand hebt, um nach ihr zu schlagen, wie so oft, wo sie gekrümmt lag, nicht fähig, mehr den Kopf zu heben, wenn er ihr in den Bauch trat, gegen die Brüste, faßt sie nach dem Treppengeländer, hält sich dort und winkelt das Bein an.

Und schnell, noch bevor sein Schlag sie treffen kann, bevor sie die Balance verliert und dann hilflos liegt und er sich an ihr austoben kann, wie so viele Male, tritt sie ihm zwischen die Beine.

Der Mann, der starke, der über ihr steht, immer nur über ihr steht und sie prügelt, sackt zusammen. Er sitzt auf den Stufen, hält wimmernd die Hände an die Hose und ist fassungslos.

Die Mutter kommt aus der Küche gelaufen.

Sie hat das Taschentuch fallen lassen, steht starr und sieht zu ihrer Tochter hin. Den eigenen Vater, heult sie, deinen eigenen Vater, du verfluchtest... Aber das Mädchen ist an ihr vorbei, und kurz bevor sie hinausrennt, greift sie der Mutter an den Arm. Du bist auch nicht besser, sagt das Mädchen der Frau. Krallt sich fest in den nackten Arm, daß die Frau entsetzt zurückweicht. Aber ich tu dir nichts, sagt das Mädchen, denn du wirst noch genug Prügel bekommen. Zwanzig Jahre mit einem Dreckstück zusammen, du hast nichts Besseres verdient als ihn.

Das sagt die Tochter ihrer Mutter, und sie haßt sie.

Das war das erste Mal, daß sie sich traute zurückzuschlagen. Immer hat der Vater sie verprügelt. Ohne Schläge wächst man nicht, hat er ihr gesagt. Und auf sie eingedroschen.

Die Mutter stand daneben, hat nichts getan. Die stand stets daneben, hielt ein Taschentuch vors Gesicht und heulte.

Aber nie, nie hat sie gewagt zu sagen, er solle aufhören. Das Mädchen ist auf der Straße. Geht durch Schneematsch und Nieselregen. Du bist ein verkommenes Mädchen, sagte ihr die Sachbearbeiterin beim Jugendamt. Ich gebe dir ein Jahr, und dann bist du wieder drin. Wieder drin, das heißt: wieder Anstaltskleidung und Kniestrümpfe tra-

gen, wieder stundenlang Kartoffel schälen für 120 Leute. Wieder drin: Zum x-tenmal sehen, daß man es schafft, über den Stacheldraht zu kommen, ohne daß sie merken, daß man's versucht. Und dann zurückgebracht werden, und die Eiskalte im Teakholzzimmer schickt einen auf den Stuhl, wo der im weißen Kittel barsch sagt, man solle gefälligst die Beine breit machen, damit er hineinschauen könne.

Sei nicht so zimperlich, sagt der im weißen Kittel, wen du schon alles drin gehabt hast, und fährt ihr brutal mit dem Stäbchen in die Vagina, daß sie aufschreit. Jetzt steht sie wieder auf der Straße. Keiner will sie, und es gibt nur zwei Möglichkeiten, etwas für die Nacht zu bekommen.

Die erste Möglichkeit, das wäre die Ecke an der Ludwigstraße, die zweite der Junge, den sie von früher aus der Schule kennt. Doch der läßt sie nur hin und wieder mal mitkommen, wenn seine Eltern nicht zu Hause sind.

Ich bin ein verkommenes Mädchen, sagt sie plötzlich laut zu sich und zählt die Platten auf dem Gehsteig ab. Ich – bin – ein – ver – kom – me – nes Mädchen. Da hopst sie und versucht, bei jeder Silbe in der Mitte einer Platte zum Stehen zu kommen.

Dann sitzt sie im Café. Zählt ihr bißchen Geld und trinkt Kakao. Am anderen Tisch, irgendwo in einer Ecke, schaut einer zu ihr hinüber. Sie weiß das, hat es aus den Augenwinkeln heraus schon längst bemerkt.

Das ist nichts Neues, tagtäglich glotzt einer nach ihr, ob nun in der Straßenbahn oder an der Ecke von der Ludwigstraße. Sie glotzen, wo sie können. Darin sind sie sich alle gleich: Sie glotzen, was das Zeug hält, und meinen auch noch, es wäre ihr gutes Recht. Der Mann ist ganz unauffällig. Halt so einer, wie man ihn zu Tausenden auf der Straße zu sehen bekommt. Das Haar: weder kurz noch lang, und ein Gesicht wie alle: Nase, Mund, Augen, Ohren. Er trinkt Tee, dazu ein Stückchen Sahnetorte. Obwohl sie ihn völlig unbeachtet läßt, setzt er sich zu ihr an den Tisch. Balanciert sein Täschchen Tee vorsichtig den Meter zu ihr hinüber. Damit nur nichts danebenkippt. Na, sagt er, als wäre es das Selbstverständliche von der Welt. Und hält ihr blitzschnell das Feuerzeug unter die Nase, damit sie sich die Zigarette anstecken kann. So ganz allein hier? fragt er und schämt sich nicht. Das Mädchen schaut ihm ins Gesicht und kann nichts Besonderes entdecken. Was ist? sagt sie, und wenn er nicht so unendlich blöd wäre, müßte er eigentlich merken, daß er fehl am Platz ist. Tut er aber nicht. Er strahlt, völlig unbefangen, und macht die Beine lang unterm Tisch.

Das Mädchen läßt ihn reden, erwidert nur ab und an etwas und schaut auf die Straße. Sie ist weder freundlich noch unfreundlich. Er bestellt noch einen Kakao und erlaubt ihr, sich ein Stück Kuchen auszusuchen. Er erzählt immer weiter, und sie läßt ihn reden. Wenn sie danach jemand gefragt hätte, was sie mit ihm besprochen habe, sie würde nur die Achseln zucken.

In seiner Wohnung gibt er sich freundlich. Bietet ihr zu trinken an. Das ist eine Wohnung wie überall. Sie kann nicht sagen, was darin steht. Tisch, Bett, Stuhl, sagt sie. Mehr weiß sie nicht. Schließlich liegt er ohne Hemd über ihr, mit behaarter Brust, und seine Hand zwingt die ihre, ihm in die Hose zu fassen.

Er röhrt dabei wie einer, der kurz vorm Sterben ist, atmet tief ein und aus und wiederholt das tägliche Auf und Ab.

Sie hat nichts damit zu tun. Für ihn nicht.

Beim zweiten Mal dasselbe, beim dritten Mal.

Danach will sie Geld von ihm. Das versetzt ihn in Erstaunen. Ich dachte, es macht dir

Spaß! sagt er und setzt sich verwundert vom Flokatiteppich auf. Wofür willst du denn Geld, ha? fragt er und schüttelt den Kopf. So etwas ist ihm noch nicht untergekommen. Da kann ich ja in die Ludwigstraße gehen, da sind viel bessere Weiber als du! sagt der und lacht sich halbtot.

Und nun komm mal. Er legt sich wieder nieder auf den Kuschelwuschelteppich (ganz billig bekommen, für 20,- DM im KaDeWe). Aber beim vierten Mal ist sie störrisch, und das ärgert ihn. Er fährt ihr in die Haare, reißt sie zurück, versucht sich auf ihr hochzuangeln, indem er sie mit einer Hand an der Schulter auf den Boden drückt. Sie macht gute Miene. Na siehst du, es geht doch, wenn man will, nicht wahr? Da ist er ganz cool, der geborene Eroberer.

Und er liegt über ihr, mit behaarter Brust. Keucht, und sie starrt an die Decke. Denkt an ihren Vater, der sie schlug.

Der lag auch so über ihr, hielt sie an der Schulter, daß sie sich nicht rühren konnte, und stieß mit den Füßen in ihren Bauch.

Sie macht eine gute Miene. Tut so, als ob es ihr gefallen würde, und der Mann lacht. Man muß nur wollen, nicht wahr? sagt sie und schaut zu ihm hoch, und als er erfreut unter Keuchen mit dem Kopf nickt, winkelt sie ihr Bein an.

Er hat den Griff auch etwas gelockert. Sie ist ja willig, denkt er, und sie soll Spaß haben.

Sie also zieht das Bein an, und bevor er es recht begreift, stößt sie zu. Stößt einmal zu, zweimal.

Dann nimmt sie die Weinflasche. Der Mann liegt am Boden und wimmert, und Wut ist in ihr, ganz kalte Wut.

Man muß nur wollen, nicht wahr, sagt sie ihm und hebt die Flasche, schlägt sie ihm über den Kopf.

Draußen im Dunkeln hinkelt sie den Gehsteig hinunter.

Ich – bin – ein – ver – kom – me – nes Mädchen. Bei jedem Wort hüpfst sie, das eine Bein angezogen, in die Mitte einer Platte. Man – muß – nur – wol – len. Sie springt über die Bürgersteige.

Zwei Tage später bringen sie sie wieder zum Kartoffelschälen.

## Bernhard Lassahn Der Sinn des Spieles

1.

Da sollte ich unbedingt auch mal mitmachen, das wäre sogar ausgesprochen gut für mich, so Petra, eben weil alles nonverbal ist: Worte, Worte, Worte, da kriegt man nichts raus über sich und seine Beziehungen. Durch Worte wird alles nur verdeckt, nein, man muß seine Konflikte nonverbal gestalten, nur so kommt echt was raus, außerdem alles unter der Aufsicht von Diplompsychologen. Also gut, ich meldete mich auch an zu einem Selbsterfahrungswochenende mit Psychodrama. Wir fuhren zusammen, Petra, die mir das so dringend als Ergänzung zu Papierarbeiten angeraten hat, und ich, ein Auto, Benzinkosten halbe-halbe.

Alle Teilnehmer saßen gespannt im Gruppenraum. Der Leiter des Seminars verteilte große Holzwürfel an alle und gab Anweisung, diese Würfel immer im Kreis herum zu tragen. Das ist nicht besonders schwer, dachte ich mir, mal sehen, wie es weitergeht. Durch zuviel Literatur vorbelastet, fiel mir für diesen Gänsemarsch mit bunten Würfeln huckepack gleich ein bildhafter Vergleich ein: wie Gefangene beim Rundlauf. Der Einfall nagte an meinem Durchhaltevermögen, aber ich sagte nichts; denn es war klar, daß nicht gesprochen werden durfte.

Nach ungefähr einer Stunde – oder möglicherweise nach nur einer halben (ich bin ein eher ungeduldiger Typ) – beging ich einen schweren Verstoß gegen die Spielregeln: ich setzte meinen Würfel ab und kommentierte laut: „Jetzt stinkt es mir!“ Dem Gruppenleiter war nichts anzumerken; die anderen Teilnehmer ließen vorwurfsvolle Seitenblicke blitzzen, Petra spuckte vor mir aus, als sie gerade wieder an mir vorbeitrottete. „Aber, wie lange wollt ihr denn hier noch herumlaufen?“ fragte ich. Natürlich keine Antwort. Hätte ich mir denken können.

„Ja, versteht ihr denn immer noch nicht den Sinn dieses Spieles?“ Nullreaktion. „Das ist doch klar: wir kriegen eine sinnlose Spielanweisung vom Gruppenleiter, der ja für uns so eine Art Autorität darstellt. Hiermit soll uns gezeigt werden, wie leicht wir Autoritäten willenlos folgen. Der Sinn dieser Übung liegt darin, daß wir das merken und das Spiel abbrechen; denn wenn wir zu uns selbst finden sollen, und das wollen wir doch, nicht wahr, dann müssen wir zuerst Autoritäten abbauen...“

Keiner antwortete. Auch der Gruppenleiter machte nicht gerade ein Gesicht, als hätte er nur darauf gewartet, daß sich einer auflehnt. Vielleicht mußte man hier einen anderen Tonfall treffen: „Ich verstehe das ja unheimlich gut, daß ihr Widerstand gegen meine Erkenntnis leistet, ehrlich, das verstehe ich unheimlich gut, das kann ich auch richtig nachvollziehen. Wenn man eben stundenlang mit diesen schönen Holzwürfeln immer im Kreis rum gelaufen ist, dann läßt man sich natürlich nicht einfach sagen, daß das sinnlos sein soll, nein, dann verteidigt man seine Verhaltensweise, das ist klar, das nennt man lack of transfer: Man verteidigt seine Verhaltensweise, einfach deshalb, weil man sich nun schon mal so verhalten hat und...“

Da trat mir doch einer der Teilnehmer (nicht Petra) im Vorübergehen gegen mein Schienbein. Eisern marschierte die Kolonne weiter.

„Versteht ihr denn den Sinn immer noch nicht, verflucht noch mal! Eine Gruppe wird zu einer Verhaltensweise, die sie gar nicht durchschaut, angeleitet. Nun wird das Ver-

halten angegriffen, in Frage gestellt, was passiert? Die Verhaltensweise festigt sich sogar noch, je mehr sie angegriffen wird. Gerade das ist doch das Typische, wie oft...“ Ich konnte nicht weiterreden. Die Teilnehmer hatten inzwischen mit Zischen, Trampeln, Buhrufen so einen Lärm veranstaltet, daß ich übertönt wurde. „Ruhe, ihr Arschlöcher! Merkt ihr denn nicht, wie ihr mir recht gebt?“ Die waren lauter. Zwecklos. Ich rannte aus dem Gruppenraum und knallte nonverbal die Tür hinter mir zu. Nun machte ich erst mal einen Spaziergang und reflektierte: Diese armen Kerle taten mir eigentlich leid, wie die da drinnen immer im Kreis rum liefen. Das muß ja auch sehr anstrengend sein. Zwar hatten die sich mir gegenüber unsensibel verhalten, aber ich konnte das verstehen, sogar verzeihen: die konnten es sich eben einfach nicht leisten, das, was sie tun, für sinnlos zu halten, dachte ich mir, die armen Kerle. Mir fiel auch dieser Aschenbecher ein, den ich neulich wieder in einer Kneipe gesehen hatte, bei dem Atlas mit dem Erdball dargestellt war. Einfach so. Mir erschien dieses dauernde Rumlaufen im Kreis wie ein Gleichnis unseres Lebens: wie oft tut man doch etwas, das man gar nicht richtig versteht! War das nicht auch so eine Art absurdes Theater, wobei wir zugleich Schauspieler und Betroffene sind? Mir leuchtete das mehr und mehr ein. Vielleicht hatten die sogar recht, wenn sie die Absurdität mal so richtig auslebten, die brauchten so was vielleicht, und ich Tollpatsch hätte ihnen beinahe das schöne Spiel verdorben. Kein Wunder, wenn die sauer auf mich waren. Nun tat es mir schon sehr leid, aber ich konnte natürlich nicht einfach wieder hingehen und mitmachen, das ging nun auch wieder nicht...

Mir ging das so durch den Kopf, und ich fühlte mich einsam und ausgeschlossen. Am besten, ich guckte nach der Mittagspause wie zufällig wieder rein, wenn die schon das nächste Spiel machten, und dann könnte ich mich vielleicht, ohne groß rumzureden, wieder anschließen. Vielleicht tat es ihnen inzwischen auch leid, daß sie mich so grob behandelt hatten, vielleicht diskutierten die sogar über mich.

Gegen 16.00 Uhr guckte ich also vorsichtig in den Gruppenraum. Zu meiner Enttäuschung sah ich, daß die Teilnehmer immer noch im Kreis trotteten, die Holzwürfel geschultert. Dabei sangen sie leise, und es hallte unheimlich im Gruppenraum: „We shall overcome, we shall overcome, we shall overcome, some day ay ay ay ay, oh ho ho deep in my heart,...“ Schweigend ging ich, aber merkte schon, wie eine undefinierbare Wut in mir hochkam.

Ich lief in die Küche der Tagungsstätte und nahm einfach eine große Gemeinschaftskanne Tee mit. Jetzt – so schien es mir – war ich echt wütend. Wie ich auf die Idee kam, wußte ich nicht, aber plötzlich fiel mir ein, wie ich dieses obskure Wochenende geeignet kommentieren konnte. Wortlos kehrte ich mit der Kanne in den Gruppenraum zurück und leerte den Pfefferminztee über dem Gruppenleiter aus, der sich ebenso wortlos alles gefallen ließ. Fast erschrak ich über mich selber und fragte schnell: „Zu heiß?“ Aber als der Leiter verdattert den Kopf schüttelte, kam ich mir richtig toll vor, kratzte die Kurve, stieg in mein Auto und fuhr zurück nach Tübingen.

2.

Nach ein paar Tagen, als ich schon gar nicht mehr an dieses Wochenende dachte, schaltete ich gelangweilt das Radio an, um Nachrichten zu hören. Ich war gerade in

einer Laune, in der ich es gut gebrauchen konnte, daß man sich beim Nachrichtenhören immer so angenehm wichtig vorkommt, wenn man in seiner Stube hört, was die führenden Köpfe der Welt aufs tiefste bedauern, aufs schärfste zurückweisen oder entschieden verurteilen. Da kam eine überraschende Meldung von einem Massenselbstmord von Anhängern einer sogenannten Volkstempelsekte im Urwald von Guyana mit 577 Toten, oder mehr, keiner weiß Genaues. Irgendwie mußte ich an mein abgebrochenes Selbsterfahrungswochenende denken, ich weiß nicht warum, weil das eigentlich nichts damit zu tun hat, gar nichts, aber mir kam plötzlich der Gedanke, daß ich bei meinem überstürzten Abgang meine Tasche im Gruppenraum vergessen hatte, und da ist u. a. mein Notizbuch drin, das keiner lesen darf. Da blieb mir nichts anderes übrig als zurückzufahren (ich hatte sowieso nichts Besseres vor). Unterwegs konnte ich ja in Ruhe über Psychopathologie des Alltagslebens nachdenken. Ich traute meinen Augen kaum: im Gruppenraum trottete Petra weiter ihre Runden, sie war die letzte, die übrig war, sah durchgeschwitzt und übermüdet aus.

„Darfst du sprechen?“ fragte ich erst mal vorsichtig an.

„Klar!“

„Bist du die ganze Zeit hier immer schön... ich meine...?“

„Klar, man muß was aushalten können. Es gibt auch eine Ehre, die Sinnlosigkeit ertragen zu können.“

„Und die anderen?“

„Weichköpfe, wie du, strecken gleich bei der ersten Unklarheit die Waffen. Aber es muß nicht immer alles sofort einen Sinn haben. Ihr mit eurer Instant-Kultur: oben 1,- DM rein, unten ein Sinn raus, oder was? Es hat eben nicht alles einen Sinn. Vor allem nicht sofort. Soviel habe ich jedenfalls gelernt.“

„Ich habe nichts davon gehabt“, gab ich zu, „und etwas teurer als 1,- DM war es auch!“

„Aber ich habe was davon gehabt“, schnaufte Petra, „man kriegt natürlich immer nur soviel raus, wie man selber reinvestiert. Du dachtest wohl, es wird einem alles geschenkt, aber man muß sich seine Erkenntnisse hart erwerben, sonst sind es sowieso keine richtigen Erkenntnisse.“

„Ach, und was sind das für Erkenntnisse, die du dir hier mühsam erwandert hast?“  
(Leichter Spott in der Stimme.)

„Ich habe viel über das Transferproblem nachgedacht. Aus dem Spiel hier habe ich Ernst gemacht. Dadurch weiß ich, daß ich belastbar bin, daß ich solche Situationen ertragen kann. Das hilft mir unheimlich weiter. Ich kann das eben, bewältige das, habe Kraft dazu. Wenn die andern auch aufgeben, wenn mir auch der Gruppenleiter persönlich sagt, daß ich aufhören könnte; ich habe Durchhaltevermögen, bin nicht so labil wie du, der gleich die Löffel wirft. Ich fühle mich jetzt irgendwie allgemein stärker und sicherer, habe das Gefühl, daß ich dem Leben viel besser standhalten kann. Das hat sich echt gelohnt.“

Ich ging und ließ Petra weiter kreisen. Irgendwie fühlte ich mich niedergeschlagen und kam mir vor, als könnte ich dem Leben gar nicht gut standhalten.

## Dietrich Kittner Kampflied wider den privaten Frust

Das Land, in dem ich lebe, ist so feingehobelt glatt  
wo alles und ein jeder festgelegt,  
das Land, das seine Zukunft längst begraben hat  
wo sie entsichern, wenn sich wo noch was bewegt.

Wo sie selbst ihre Scheiße goldmetallic noch lackieren  
– denn Häßlichkeit verkauft sich eben schlecht;  
mir geht das Land schon lange an die Nieren  
Hier kaufen sie die Lüge noch als Menschenrecht.

Wo sie die Hitparaden zum Bekenntnis stilisieren  
und wo der Mensch statt Stolz ein Auto hat  
wo sie schon Kinder in der Schule abservieren  
wo Leben schon gemessen wird an Megawatt.

Mir stinkt das Land, in dem ich hier so mittelmäßig lebe,  
wo Reichtum mehr als Kopf und Wissen heißt.  
Und wo der Teufel, wenn es ihn nun wirklich gäbe  
noch immer auf den allergrößten Haufen scheißt,

das Land, wo viel zu viele Arbeitslose schweigen,  
wo mancher seine Faust nur in der Tasche ballt  
und weiß dabei, daß – während Aktienkurse stetig steigen –  
man ihm sein Alter mit der Kündigung bezahlt.

Wo Lehrer ihre Achtung vor sich selbst ganz still vergraben,  
wo vor Gerichten „Kommunist“ als Schimpfwort wiegt,  
wo sie den Mörder zigmal noch zum Ehrenbürger haben  
das Land, das sich mit seinem Namen selbst belügt.

Wo sie die Freiheit mit der Zigarettenmarke kriegen,  
geht Glück in kleinen Dosen längst nur noch als Deo-Spray.  
Da müssen schon die Jungen sich mit Tricks durchs Leben lügen;  
ich mach mir nichts mehr vor – doch das tut mir noch weh.

Wo Menschen sich aus Not im Sonderangebot verkaufen,  
weil das nun mal der Preis der Freiheit ist.  
Am liebsten möchte ich dem Land ganz schnell entlaufen,  
das seine Haken und sein Kreuz so schnell vergißt.

Dem Land, in dem sie mich schon oft genug mit Lust geprügelt,  
beschimpft, bespitzelt und auch mal „sistiert“.  
Wie oft hab ich beim Singen meine Wut gezügelt  
strategisch – und oft hab ich auch den Frust gespürt.

Dann wünscht' ich, daß ich dieses Land ganz schnell vergesse,  
so wie man alten Ärger zu den Akten legt,  
und ging in recht verstandenem eigenen Interesse  
vielleicht dorthin, wo sich die Welt nach vorn bewegt.

Dann siehst Du, wie ganz einfach die Genossen und Kollegen  
die Arbeit tun, die unsre Sache weiter treibt,  
und da und dort beginnt sich was zu regen,  
und dann begreifst Du, *wer* Geschichte schreibt.

Da willst Du Dich doch nicht so einfach still verpissen?  
Da ist Dir doch nicht wohl das Risiko zu groß?  
Und dann: Es werden welche Dich vermissen...  
Und dann: Hier wird nicht aufgegeben! Hier gehts los!!

### Peter-Josef Herres Notlage

Hier müsse  
etwas getan werden  
denn es liege eine  
Notlage vor  
sogar eine  
akute und dringliche Notlage  
gegen die  
unbedingt etwas  
getan werden müsse

Es sei auch beabsichtigt  
etwas zu tun  
denn gegen eine  
dringliche und akute Notlage  
wie diese  
müsse unbedingt etwas  
getan werden

Was als nächstes in einer  
dringlichen und akuten Notlage  
getan werden müsse sei

der übergeordneten Dienststelle  
Meldung gemacht werden daß eine  
akute und dringliche Notlage  
vorliege  
gegen die sofort  
etwas getan werden  
müsse.

### Resozialisierung

bei der Haftentlassung  
sagt der Gefängnisleiter  
Auf Wiedersehen

Wenn alle Stricke reißen  
sagte der Polizist  
legen wir sie  
halt in Ketten

Nach den großen Zerstörern  
und den großen Aufbauern  
die Träumer  
die Veränderer im Dutzend  
unbedeutend an Zahl  
und maßlos

Wir also haben gelernt  
daß Nachbarn Denunzianten sind  
wo sie immerfort lächeln und  
wenn sie nachher lächeln  
daß Faschisten Zeitgenossen sind  
die in der Verkleidung von  
Geschichtsprofessoren wandeln  
Vätern, Totschlägern und  
kleinen Handelsangestellten

Daß Mörder auf Planstellen und  
nicht hinter dem Fallbeil hocken  
Pädagogen Kindesschänder  
und Architekten Terroristen sind  
und deswegen unsere Körper  
nach innen strahlen

Daß die  
Stuyvesant-Generation  
ihren Weg geht: an uns

### Robert Wega Nur logisch

Jede Waffe ist unmenschlich,  
wenn Menschen dadurch  
zu Schaden kommen können –  
zum Beispiel auch ein Küchenmesser.  
Also, da wir Küchenmesser haben  
in jedem Haushalt,  
können wir auch Neutronenbomben einführen  
in die Haushaltungen der Völker.  
Wer ist dagegen?

### Jochen Kelter Zwischenbericht

vorbei und durch uns hindurch  
*tapferes Südafrika – halte stand!*  
*Deine goldenen Häfen, dein*  
*leuchtendes Erz werden gebraucht*

Wie man die großen Linien  
aus der Geschichte ins Licht hebt  
und wo wir nach ihr schnappen  
wirken wir ein wenig komisch  
oder bleiben tot am Platz

Zuletzt haben wir auch gelernt  
daß Frauen Menschen sind  
nicht unähnlich dem  
männlichen Menschen und daß  
wir deshalb zeitlebens verbluten

Manchmal noch lernen wir zu:  
vollführen Gesten, Gesichter  
die das Gegenteil beweisen sollen  
vorgestern dein Lachen im Park  
über die Amsel in meinem Glas  
auf den Bäumen schon keine Blätter –  
ganze Tage verlaufen wider  
besseres Wissen

Aber umsonst

### Márton Kalász Des Wanderers Ankunft in der Stadt

Der Söldner hält sanft meine Ohren,  
und sagt zum Meister: Rasier du ihn schön.  
In trügerischem Licht, dem Spiegel gegenüber  
passiert alldies – umsonst; ich  
bin zu müde. Es döst anstatt meiner  
auf dem Fußboden, quer, der Hund der Stadt.

## Gerhard Ochs

Ich bin zu nichts verpflichtet.  
Weiß der Himmel,  
warum ich auftrete.

Auf dem Bauch,  
der ein Baß ist,  
begleitet mich Denken.

Warum ich auftrete,  
weiß der Himmel.  
Ich bin zu nichts verpflichtet.

Begeisterte,  
also wir,  
reden von diesem und dem.

Chemiker sind wir,  
das Elend stellt uns an.  
Es weiß,  
was wir können.  
Goldene Worte  
bringen Gewinn.

Sprache,  
ach hätten wir Sprache,  
könnte sie sprechen,  
wahrsagen würde die Leiche.

## Hans-Jürgen Heise Der Hurrican

Der Hurrican wenn er auch noch keine  
drei Minuten alt ist  
weist den Piloten auf sein Erstgeburtsrecht hin  
*Jedenfalls, Caballero, hier in diesen Breiten*  
Es dringt  
*Dies ist ein Überfall!*  
ein in die Kabine  
und verwandelt mit einem einzigen  
Handgriff einen Taschenschirm  
in eine Maschinengewehr Marke Peligroso  
*Aussteigen bitte!* Der bedrängte Herr aus Miami  
zwängt sich durch die aufspringende Tür  
der klappigen Convair und plumpst  
umzuckt von grellen Tropenblitzen  
geradewegs runter auf eine Hacienda die er  
zur Flurbereinigung und Maximierung  
der Kaffee-Erträge auch dieser Gegend  
im Namen der United Fruit aufkaufen wollte  
Der Hurrican  
jetzt hüpf't er zwischen leergeräumten  
First-Class-Sesseln und dem Pilotensitz  
hin und her und in schönster  
Tieffluglaune streift er  
einige Küstenpalmen und fegt  
über das Meer in Richtung San Andrés  
längst schon zurechtkommend  
ohne das bißchen Flugzeug drumherum

## Gutes Wahlergebnis

Seit Antonio Tojíncola der Viehaufkäufer  
hier im Dorf Kazike wurde  
dient ihm sein zu klein gewordener  
alter Schweinestall als Gefängniszelle  
für gewisse unliebsame Wühlschnauzen

Annemarie Zornack  
frau von huth

mit sechzehn heiratete sie  
einen herrn „von“  
kaufte rokokosesselchen ließ alles  
neu malern  
veluxfenster wurden eingebaut  
auch der fußbodenverleger war da  
bloß ihr mann  
sollte nicht mehr so viel rauchen  
wegen der gardinen  
doch dann  
hörte er sowieso auf: lungenkarzinom  
sie kam ins altersheim / gelenke  
total verschlissen  
und die blase schwach  
zerebralsklerose  
  
vom altersheim  
ins pflegeheim  
ein nachtisch ein stuhl einbett  
  
das notwendigste  
in der handtasche  
für die nichte

nach diesem jahrhundertwinter

die maisonne stach  
so plötzlich hervor  
da hab ich mir eine gelbe  
bluse gekauft  
  
nur lachen kann ich jetzt noch  
über die frostsäden  
am kai / das hochwasser  
schwappte über den fahrdamm  
bis in die vorgärten  
eine leuchtboje  
ist in einem Kirschbaum  
hängengeblieben und ein fischernetz  
verfing sich im gesträuch  
  
die herzen  
werfen treibanker – laß uns  
ein sommerfest draus machen  
  
die boje  
ist ein lampion und ich hefte dir  
ein paar rotweiße absperrungsbänder  
an die mütze  
  
so wildern wir als piraten  
in fremden gärten

Ernesto Laskowski  
Menschlicher Sommer

Noch einmal weht mir  
warm entgegen  
der duftende Atem  
des Sommers.  
Hinter mir kollert  
lachend die vergangene Zeit.

Kindersommer,  
als der Himmel hereinlachte  
durchs offene Fenster:  
die weißen Punkte der Störche  
hoch oben auf dem Kirchturm,  
die Wetterfahne süd-west.

Violette Fliederabende,  
Mutter war aus dem Haus,  
wusch die Teller in der Küche  
des Hotels „zur grünen Bettlad“.  
Meine Schwester und ich  
schwatzten mit den Nachbarskindern  
am Fenster gegenüber  
bis tief in die Nacht,  
und die Schritte der heimkehrenden  
Müden  
ließen uns in die Betten huschen.

Unser Vater arbeitete auf dem Bau  
und kam nur alle 14 Tage  
übers Wochenend nach Haus.  
Ich denke an die langen  
einsamen Abende, die er  
in einer Baracke auf der Baustelle  
verbrachte.

Ferien auf der Baustelle –  
Die Arbeit der Männer  
schien mir Spiel:  
hoch oben, beim Lastwagenfahrer  
aufzuhochzend über die Piste fliegen  
mit großer Stauffahne.

In Vaters Labor Betonklötzte wälzend  
war ich ganz Ohr  
den Gesprächen der Arbeiter,  
in den Pausen, beim Bier,  
deren Wohlwollen mich wärmt  
wie die tägliche Sonne.

Abends endlich, müdgeschwommen  
im Baggersee,  
in der verqualmten, lauten Kantine  
war mir alle Arbeit ein Fest,  
und die braungebrannten  
Biertrinker in Hemdsärmeln  
waren Könige ohne Land.

Im verbrannten Flieder-Juni  
Regen löscht Asphalt und Straßenstaub,  
ein Indianer träumt seinen Pferdetraum –  
mit dem feuchten Geruch steigt eine Ahnung  
von einem andern Leben auf.

Wie ich lag in meinem blaukarierten  
Bettzeug und alle Sonne  
zurückgab, die ich am Tag erhalten,  
ein letztes Mal noch den Tiger  
brüllen hörte am Rande des Schlafs,  
bevor ich Buch und Sprudelflasche  
weglegte und das Licht meines  
kleinen Urwaldhauses löschte.

## Gerd Deumlich Geschichte wird nicht zur bloßen Erbauung betrieben

Es hat etwas vom Außergewöhnlichen eines SALT-Abkommens oder eines gemeinsamen Weltraumunternehmens an sich, wenn 1979 eine sowjetisch-amerikanische TV-Dokumentation den Löwenanteil der Sowjetunion am vereinten Kampf der Alliierten gegen den Hitlerfaschismus und seine Militärmaschine in Erinnerung bringt. Dennoch kam dies zustande. Meist unbekanntes dokumentarisches Material wurde von einem Team unter dem berühmten, leider kürzlich verstorbenen sowjetischen Dokumentaristen Roman Karmen und der US-Gesellschaft NBC zu einer 20teiligen Filmfolge verarbeitet. Burt Lancaster ist der Kommentator, Millionen TV-Zuschauer in den USA sahen die Serie mit dem für sie gewiß zutreffenden Titel „Der unbekannte Krieg“. Sie lief auch in der UdSSR; das DDR-Fernsehen brachte die Originalfassung mit deutscher Synchronisation. Nur das ZDF ist der Meinung, man könne „diese Serie in dieser Form dem Publikum nicht vorsetzen“, man müsse damit „anders verfahren, als sich das die Amerikaner leisten können“, und zwar wegen der „unmittelbaren Betroffenheit“ der Deutschen.

Stimmt also immer noch das Wort von Franz Josef Strauß, daß der zweite Weltkrieg noch nicht zu Ende sei – trotz Entspannungspolitik, Ostverträgen und der Bonner Unterschrift unter der Schlußakte von Helsinki? Denn was anderes, als daß man sich noch immer für die andere kriegsführende Seite hält, kann „unmittelbare Betroffenheit“ bedeuten, wenn man sich eine historische Wahrheit über den Krieg nicht leisten kann, sie nicht akzeptieren will?

Fernsehstationen aus Frankreich, Italien, Schweden, Norwegen, Dänemark, Finnland, Spanien, Österreich, Griechenland und der Schweiz bewerben sich um die Serie – doch so haben sich gewisse Leute die politische Union Westeuropas nicht gedacht. Geht's um den Zweiten Weltkrieg, stehen sie immer noch im Schützengraben des deutschen Imperialismus. „Kontinuität deutscher Geschichte“ – da ist der Hitlerkrieg allemal noch „unser“ Krieg. In diesem Punkte wird auf preußische Genauigkeit Wert gelegt – damit ein kleiner Unterschied eingenebelt wird: was da als Kontinuität deutscher Geschichte postuliert wird, war und ist die Kontinuität der Herrschaft des deutschen Imperialismus. Aber eine andere Geschichte darf es nicht geben. So wie „die Deutschen“ auf Gedeih und Verderb die Blutlinie des deutschen Imperialismus als das „deutsche Schicksal“ hinzunehmen hatten, müssen sie sich bis heute und in alle Ewigkeit im „deutschen Geschichtsbild“ damit identifizieren lassen. Unmittelbare Betroffenheit darf nicht verstanden werden, aus der bitteren Erfahrung des Interessengegensatzes zum „eigenen“ Imperialismus endlich mit ihm zu brechen; eine Betroffenheit soll konserviert und den nachfolgenden Generationen eingegeben werden, die auf jedes Stück Wahrheit über den deutschen Imperialismus wie auf Angriff gegen das deutsche Volk schlechthin reagiert.

Der Vorgang, die ZDF-Entscheidung ist kein absonderlicher Fall, sondern symptomatisch für die im 30. Jahr der Geburt der Bundesrepublik auffällig intensiven Bemühungen seitens der Herrschenden um das „Geschichtsbild der Deutschen“. Der Bezug zu diesem Jubiläum ist beileibe kein musealer. Handfeste innen- wie außenpolitische Gründe legen es nahe, einen in jeder Hinsicht denkwürdigen Geburtstag zu nut-

zen, den Bundesbürger mit der Historie auf die Sprünge zu bringen. Mit dem oft beklagten, meist vorsätzlich manipulierten Desinteresse der Bürger an Politik und Geschichte ist nicht mehr auszukommen, man braucht und fordert das Engagement für die FDGO, für die Marktwirtschaft, für das „Modell Deutschland“, für die „Lösung der deutschen Frage“.

Da genügt es nicht mehr, den Leuten den Lehrsatz einzuüben, die Bundesrepublik sei der freieste Staat in der bisherigen deutschen Geschichte, und ihnen angesichts jahrelanger kapitalistischer Krise einzureden, uns ginge es ja immer noch gold. Als Substanz für eine Identifikation mit der kapitalistischen Ordnung ist das zu dürfsig. Es hält Leute bei der Stange, gewiß, aber trägt es auf Dauer?

Wo soll es noch hinführen, wenn der Abbau demokratischer Rechte und Freiheiten bei weitem nicht nur auf bewährten Untertanengeist, sondern auf demokratische Empfindlichkeit und gar Widerstand stößt, wobei sich die Renitenten auch noch auf Lehren aus der Geschichte berufen? Wenn schon in den zurückliegenden Krisenjahren der Abwehrkampf der Arbeiterklasse besorgniserregend zugenommen hat, was soll dann erst werden, wenn im kommenden Jahrzehnt die Folgen einer kapitalistischen Anwendung der wissenschaftlich-technischen Revolution voll durchschlagen; wie ist dem möglichen noch stärkeren „Rückfall ins Klassenkampfdenken“ beizukommen und auch dem Arbeiter der „Blick aufs Ganze“ beizubringen? Wie sind die jungen Leute, die über sich verschlechternden Bildungs- und Berufsaussichten, über Technik- und Ökologieprobleme den Glauben an das kapitalistische System verloren, Fragen nach dem Sinn des Lebens stellen, wieder zu Optimismus für diese Gesellschaft zu führen? Wie ist schließlich dem Volk das rechte Nationalbewußtsein darüber zu verordnen, daß die Bundesrepublik längst aufgehört hat, zwar ein wirtschaftlicher Riese, aber ein politischer Zwerg zu sein – was Franz Josef Strauß einstmals so bedrückt hatte –, daß sie wieder als imperialistische Macht in die Weltpolitik eingetreten ist?

Angesichts solcher Probleme gestehen sich ideologische Gralshüter des Kapitalismus ein, „Manko an Staatsbewußtsein“ ein. So Götz Fehr in einem Aufsatz in der FAZ, worin er feststellte, „daß wir selbst kein geschlossenes Bild mit historischer Tiefenschärfe von unserem Staatswesen besitzen“. Aber „ein Staat ohne klar definiertes Selbstverständnis, ohne bewußt gepflegte Tradition an Werten, ohne historische Dimension ist schwer zu lieben. Und wer sollte sich auch danach drängen, ihn zu verteidigen?“ ... „Rückbindung an eine tragende Vergangenheit“ – darauf komme es an, das Volk suche geradezu danach, und „die Verantwortlichen in Regierung, Bildungseinrichtungen und Massenmedien sollten darüber nachdenken“ (FAZ, 7.4.1978). Soziologische Studien und Debatten haben zwar immer wieder mal die Frage hin und her gewendet, ob es nicht bereits so etwas wie ein bundesdeutsches Staatsbewußtsein gibt, ob das gar eine Art auf diesen Staat reduziertes Nationalgefühl sei oder wie stark noch hierzulande ein „gesamtdeutsches Nationalbewußtsein“ wirksam ist. Bei allem Stolz auf erreichte Stabilität in diesem Staat überwiegt jedoch die Meinung, daß er an einem Defizit an Geschichtsbewußtsein krankt.

Das erklärt bisherige Abhilfversuche, wie die Ostkunde im Unterricht, unter der Scheinlegitimation als Kulturpflege laufende Förderung des Revanchismus, die mißglückte Nationalstiftung, die Konjunktur einer Historie, die von Diwalds jahrhunderteumspannender ewig reaktionärer Deutung der „Geschichte der Deutschen“ bis

zur geschäftigen Hitler-Nostalgie reicht – besagt aber auch, daß sie noch nicht die gewünschten Früchte erbracht haben.

Was da als Defizit ermittelt wurde, macht jedoch einen Widerspruch aus, den die geforderte effektivere Geschichtsbewältigung wohl kaum bewältigen kann: per Geschichtsbewußtsein soll das Volk für eine „deutsche Frage“ motiviert werden, die durch die reale Geschichte längst entschieden ist.

Zuweilen scheint die Irrealität einer Restauration des Kapitalismus in den Grenzen des ehemaligen deutschen Reiches – etwas anderes hat die Formel von der „Wiedervereinigung in Freiheit“ nie bedeuten sollen – bei ihren Verfechtern aufzudämmern. „Es gibt heute keine Möglichkeit der Wiedervereinigung“, schrieb Theo Sommer in der Zeit. Dennoch spricht er sich und dem Volk den Trost zu, „uns selber offenzuhalten für den Fall, daß Gezeiten der Geschichte uns noch einmal eine Chance der Einheit zuspülen“ (Die Zeit, 8.12.1978). Von solch dumpfen Schicksalhoffnungen getragen, muten die Mahnungen an, die in letzter Zeit häufiger zu hören sind. Aber es walten hier nicht nur blinder Glaube. Es geht immer um eine mit geübter Könner- schaft betriebene Strategie, die günstigere „Gezeiten“ für eine nochmalige Wendung der Geschichte erzeugen will.

So ist es zu verstehen, wenn auf einer Anhörung, die der Bundestagsausschuß für innerdeutsche Beziehungen im Juni 1978 zum Thema Deutschlandbild, deutsche Frage und deutsche Geschichte im Unterricht abhielt, von der These des als Gutachter fungierenden Münsteraner Historikers Kosthorst ausgegangen wurde, daß „das gemeinsame Ziel aller Parteien, die deutsche Frage nach außen offenzuhalten, durch eine ‚entschiedene Zuwendung‘ zu einem Offenhalten nach Innen ergänzt werden“ müsse, „wenn sich die Deutsche Frage nicht in den nächsten Generationen von selbst erledigen solle“ (FAZ, 8.6.1978). Bei der Eröffnung der Staufer-Ausstellung in Stuttgart, selbst eine bezeichnende Aktion für die erwünschte Aufarbeitung der Geschichte, hatte der damalige Bundespräsident Walter Scheel gewarnt: „Wir haben in den Jahren des Wiederaufbaus und der Modernisierung die eigene Geschichte mehr und mehr aus den Augen verloren. Aber ein Volk, das seine Geschichte vergißt, vergißt, was es zusammenhält. Ihm geht das Bewußtsein gemeinsamen Schicksals verloren“ (Die Welt, 26.3.1977). Hellmut Diwald, der neue Heros unter den reaktionären Geschichtsschreibern, diagnostizierte dies bei den jüngst ins Leben gerufenen „Aschaffenburger Gesprächen“ auf seine markige Art: „Ein Volk könne sich auseinanderleben; wenn seine nationalen Muskeln erlahmten, sei nationaler Muskelschwund die Folge“ (FAZ, 20.5.1979).

Um dem vorzubeugen, muß also das Volk strammer auf die noch immer fortbestehende Einheit der Nation und des Deutschen Reiches getrimmt werden. In seiner Rede zum 17. Juni 1978 fragte darum Walter Scheel als damaliges Staatsoberhaupt: „Was geschieht da eigentlich an unseren Schulen und Universitäten“, und ob es zulässig sei, „die Jugend in Unkenntnis über das zentrale Problem ihres Volkes zu lassen?“ (FAZ, 19.6.1978) Das sei der „Wunsch des deutschen Volkes nach Einheit“, auch in Gestalt der „einfachen Tatsache, daß sich die Mehrheit der Deutschen in Ost und West als Einheit fühlt und als Einheit seine Zukunft gestalten will... ein Ergebnis unserer Geschichte“.

Andere Tatsachen und Ergebnisse deutscher Geschichte finden keine Gnade vor den Augen des offiziellen Geschichtsbildes. Die Tatsache etwa, daß die Deutschen mit-

nichten eine Einheit, sondern in Klassen gespalten waren bzw. sind, und das Problem der nationalen Einheit zuerst die Frage nach der Herrschaft welcher Klasse war. Oder die Tatsache etwa, daß die Arbeiterklasse keinesfalls ihre Zukunft nur in der Einheit mit dem Kapital, unter dessen Herrschaft, gestalten will, was z. B. die DDR als staatsgewordene Arbeiter-und-Bauern-Macht zum Ergebnis hatte. Aber das ist eben nicht „unsere Geschichte“! Nichts, weder die Erfahrung mit dem Hitlerfaschismus noch mit den Widersprüchen in der bundesdeutschen kapitalistischen Nachkriegsordnung darf die Leute aus der Tradition des „gemeinsamen Schicksals“ herauslassen; Krupp und Krause sind und bleiben über allem in der Welt „die Deutschen“, und Krause hat gefälligst die „deutsche Frage“, wie Krupp wieder an seine Fabriken im Osten kommt, wichtiger zu sein als jeglicher Klassenkampfkram. Die geforderte „entschiedene Zuwendung“ zum „Offenhalten der deutschen Frage nach Innen“ soll nun mit dem Beschuß der ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder zur Behandlung der „deutschen Frage im Unterricht“ vom 23. November 1978 angegangen werden.

Unsere Jugend soll dadurch zu der „psychischen Anstrengung“ befähigt werden, die ihr nach Kosthorst die „Doppelidentifikation“ abfordert, sich einerseits mit dem Staat, in dem sie lebt, und andererseits mit der sich darüber wölbenden Nation zu identifizieren.

Das „Bewußtsein von der deutschen Einheit“ wie den daraus folgenden „Anspruch“ gelte es „langfristig wachzuhalten“. Es soll die „Einsicht“ herbeigeführt werden, man könne das „nationale Ziel“ trotz aller geschichtlichen Realitäten „dennoch im Hinblick auf künftige Entwicklungen nicht aufgeben“.

Dazu führt diese Richtlinie alle substantiell unverzichtbaren Mythen eines zeitgenössischen reaktionären Geschichtsbildes auf.

Der Hitlerfaschismus kommt nur insoweit in Betracht, als er als eine „wesentliche Ursache für die Teilung Deutschlands“ angeführt wird. Dabei steckt schon darin ein Stück Geschichtsfälschung, denn die Ursache für die Spaltung war nicht schlechthin der Faschismus, sondern die Tatsache, daß die Westmächte dem geschlagenen deutschen Imperialismus eine Atempause verschafften, gemeinsam die im Potsdamer Abkommen – das es für die Autoren der Richtlinie offenbar nicht gab – festgelegten Konsequenzen zur Ausrottung des Faschismus sabotierten und zur Restauration der gesellschaftlichen Verhältnisse, der Herrschaft des Monopolkapitals, die den Faschismus hervorgebracht hatte, übergingen.

Dabei war das die allerdings kurze Periode, in der die deutsche Frage tatsächlich noch offen war: insofern, als die Chance einer antifaschistisch-demokratischen Entwicklung in ganz Deutschland sowohl durch das Potsdamer Abkommen als durch den Kampf der demokratischen Kräfte des deutschen Volkes selbst für die Überwindung der gesellschaftlichen Grundlagen von Faschismus und Imperialismus gegeben war. Aber da bleibt in der Richtlinie der Kultusminister alles offen – kein Hinweis, keine Tatsache.

Sie orientiert auch mit keinem Wort darauf, die Ursachen und Verursacher des Faschismus, das deutsche Monopolkapital, und seine Eroberungsziele beim Namen zu nennen. Statt dessen sollen die Schüler glauben, „die Verantwortung für die historische Erbschaft aus der nationalsozialistischen Herrschaft betrifft alle Deutschen gemeinsam“. Die Spaltung, die der deutsche Faschismus unter den Deutschen selbst in

Herrsscher und Beherrschte, in Kriegstreiber und Kriegswerkzeuge und letztlich Opfer, in Träger und Nutznießer des Faschismus und antifaschistische Widerstandskämpfer, in KZ-Schergen und KZ-Häftlinge auf die Spitze getrieben hatte, wird hier nachträglich wieder aufgelöst in eine gemeinsame Verantwortung aller Deutschen. Den Charakter der Geschichte als Klassenkampf zu leugnen und dementsprechend das Klassenwesen des Faschismus zu vertuschen ist eine Schlüsselfrage dieser Art Geschichtsbewältigung – wie auch der eigentliche Zweck der bundesdeutschen Hitler-Nostalgie.

Von da führt es konsequent zur Fälschung der Nachkriegsgeschichte: Die Westmächte „ermöglichen... freiheitlich demokratische Einrichtungen“, während die UdSSR „zielstrebig“ darum bemüht war, „eine kommunistische Herrschaft“ einzurichten. Die Lüge ist eine doppelte.

Nichts sollen die Schüler erfahren, wie die Westmächte es dem deutschen Großkapital ermöglichten, sich aus der Niederlage zu retten, wie sie z. B. den Vollzug demokratischer Entscheidungen, die Vergesellschaftung der Schlüsselindustrien in Hessen aufgrund eines entsprechenden Volksentscheids, oder die Überführung des Kohlebergbaus in Gemeineigentum gemäß einem Beschuß des nordrheinwestfälischen Landtags durch ihre Militärregierungen unterbanden; nichts darüber, wie reaktionäre Kreise unter Adenauer mit den Westmächten konspirierten, um den westdeutschen Separatstaat in die Welt zu setzen; nichts wie rechte sozialdemokratische Politiker dabei Geburtshilfe leisteten; nichts vom Kampf der Kommunisten, aber auch von Sozialdemokraten, überhaupt starker demokratischer Volkskräfte für den Erhalt der Einheit, gegen die Spaltungspolitik des westdeutschen Imperialismus.

Wozu muß die Jugend schon wissen, daß das Grundgesetz auf Anordnung der Westmächte von dem von ihnen eingesetzten parlamentarischen Rat geschaffen, aber erst nach Genehmigung durch die Militärregierungen verkündet wurde, bevor je eine Wahl zum Bundestag stattgefunden hatte? Kein Hinweis aber auch auf das Ringen der Kommunisten um die Verankerung antifaschistisch-demokratischer Verfassungsgrundsätze und wichtiger bürgerlich-demokratischer Rechte im Grundgesetz.

Laut wird beklagt, wie wenig die Jugend über Deutschland wisst – eine Allensbach-Umfrage wollte wissen, in welcher der beiden deutschen Staatsverfassungen der Passus steht, wonach „Grund und Boden, Naturschätze und Produktionsmittel... zum Zwecke der Vergesellschaftung durch ein Gesetz, das Art und Ausmaß der Entschädigung regelt, in Gemeineigentum überführt werden“ können. 63 Prozent der Befragten, von Beamten sogar 64 Prozent, schlossen straks auf die Verfassung der DDR. Die Sätze: „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohl der Allgemeinheit dienen“ vermuteten 52 Prozent in der DDR-Verfassung. Man könnte sich über ein solches Kompliment für die DDR freuen – wenn nicht dieses Ergebnis einer 30jährigen „Erziehung im Geiste des Grundgesetzes“ und einer jahrelangen Grundwerte-Debatte so kläglich ausfiel. Was als Lehren aus dem Faschismus wenigstens im Grundgesetz seinen Niederschlag fand, wird weithin diesem Staat nicht zugetraut. Jeder kennt den Satz, das Grundgesetz sei die freieste Verfassung in der deutschen Geschichte, aus tausend Sonntagsreden – aber wer kennt wenigstens seine demokratischen Möglichkeiten? Und was ebenfalls nach den Erfahrungen mit faschistischer Herrschaft eindeutiger als in der Weimarer Verfassung ins Grundgesetz formuliert wurde: „Niemand darf wegen seines Geschlechts, seiner Abstammung, seiner Rasse,

seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden“, wird vor allem durch die Praxis der Berufsverbote zur leeren Formel ausgehöhlt.

Aber das ist natürlich kein Thema für die „deutsche Frage im Unterricht“ – der Widerspruch zwischen Verfassung und Verfassungswirklichkeit wird verdrängt, damit der „Vergleich unserer eigenen Gesellschaftsordnung mit dem System der DDR... unter dem Wertmaßstab des Grundgesetzes“ erfolgen kann. Ein gewagtes Unterfangen!

Doch da verläßt man sich auf die andere Seite der erwähnten Fälschung: Die DDR sei überhaupt kein richtiger deutscher Staat, sondern das Produkt sowjetischen Expansionsdranges und einer zwangswise Aufpropfung einer der deutschen Art fremden Ordnung.

Die Richtlinie der Kultusminister läßt darum in ihren Maßstäben für den Systemvergleich die antifaschistisch-demokratische Umwälzung in keiner Hinsicht – etwa die Enteignung der großkapitalistischen Nazikriegsverbrecher kraft eines Volksentscheids oder die Bodenreform – und den Aufbau des Sozialismus als Konsequenz aus eigener deutscher Geschichte gelten. Kein Gedanke daran wird zugelassen, daß es sich hier um die Verwirklichung von Ideen der deutschen Arbeiterbewegung und ihrer Theoretiker Marx und Engels handeln könnte, wofür sich die Bevölkerung entschieden hat. Sofern die Menschen dort etwas geleistet haben, wurde es „trotz dieses Systems erreicht“. Denn es ist ja etwas Fremdes, Aufgezwungenes.

Das Bildungssystem der DDR z. B. erfülle nicht zuletzt eine „Überwältigungs- und Disziplinierungsfunktion gegenüber der Jugend, und zwar durch den Aufbau von Feindbildern“. Und wenn dies die entschieden antifaschistische Erziehung ist? Wie lächerlich wirkte es, als gewisse Leute aus Verlegenheit auf das Echo auf „Holocaust“ in unserer Öffentlichkeit Ausflucht in der Frage suchten, wann denn „Holocaust“ auch in der DDR gezeigt werde. In einem Land, wo jedes Schulkind das Schicksal der Anne Frank kennt und Bruno Apitz' KZ-Roman „Nackt unter Wölfen“ über viele Jahre hin ein echter Bestseller ist? Wenn eine Frage angebracht war, dann wohl die, weshalb erst „Holocaust“ die westdeutsche Öffentlichkeit aufgewühlt hat und welche Art der Behandlung deutscher Geschichte dafür verantwortlich ist, daß sich viele Menschen erst jetzt fragen, wie es bei Hitler wirklich war und wie es dazu kommen konnte. Was hat bewirkt, daß die ehrlichen Bemühungen antifaschistischer Kräfte der Bundesrepublik, von hiesigen Schriftstellern und Filmleuten um Aufklärung über den Faschismus, so sehr unwirksam gemacht werden? Aus dieser Sicht scheut die Richtlinie der Kultusminister jeglichen Systemvergleich. Es darf ja nicht zugelassen werden, daß jemand aus der antifaschistischen Tradition und Gegenwart die Legitimität der DDR als der Deutschen Demokratischen Republik folgert. Das muß ganz anders herauskommen. Wie bei weiland Konrad Adenauer in seiner Regierungserklärung am 21. Oktober 1949 zur Gründung der DDR: „Die jüngsten Vorgänge in der Ostzone und in Berlin sind kennzeichnend für den tragischen Weg des deutschen Volkes seit 1933.“ (1. Deutscher Bundestag, stenographisches Protokoll der 13. Sitzung, Bonn, Freitag, den 21. Oktober 1949, S. 307–309)

Der staatgewordene Bruch mit 1933 wird als Kontinuität der Tragik ausgegeben. In seiner Rede zum 17. Juni 1978 wollte es der Bundespräsident Scheel noch deutlicher wissen: „Wir müssen uns immer wieder vor Augen führen, daß für die Menschen in

der DDR die Unfreiheit nicht 1949 begann und nicht 1945 – sie begann im Jahre 1933. Ein Mensch, der 1933 in Leipzig geboren wurde und dort bis heute lebt, hat noch keinen Tag der Freiheit gesehen.“ (FAZ, 19.6.1978)

So wird also der konsequente Bruch mit dem Faschismus, den die DDR verkörpert, von offizieller Seite des Landes, wo sich die Neonazis mausern können, Treblinka-Freisprüche erfolgen und ehemals aktive Nazis in höchste Staatsämter gelangen, durch die „Totalitarismus-Doktrin“, durch die fiese Gleichsetzung von Kommunismus und Faschismus, untergebettet. Bereits in den fünfziger Jahren hat ein spezieller Beschuß der ständigen Konferenz der Kultusminister „die Lehrer aller Schulen verpflichtet, die Schüler mit den Merkmalen des Totalitarismus und den Hauptzügen des Bolschewismus und des Nationalsozialismus als den wichtigsten totalitären Systemen des 20. Jahrhunderts vertraut zu machen“. (Spiegel Nr. 34, 1977)

Diese Order aus dem kalten Krieg gilt weiter und kehrt in dem Beschuß des gleichen Gremiums der Kultusminister wieder in der Form, daß die Entgegensetzung der DDR zur faschistischen Vergangenheit gelegnet wird, man sie und ihre Bürger nicht aus der „Verantwortung aller Deutschen“ für die Erbschaft des Faschismus entlassen will, auch wenn „der andere deutsche Staat unter Hinweis auf den von ihm eingeschlagenen politischen Weg diese Verantwortung für erledigt hält“.

Dieses Thema hatte schon den bereits zitierten Götz Fehr nicht ruhen lassen. Auf dem Hintergrund wachsender Kritik im Ausland an Entwicklungen in der Bundesrepublik wird ihm „bewußt, daß diese neue Feindseligkeit die DDR ausnimmt“, und er fragt erstaunt: „Was hat die DDR getan, um sich von den gesamtdeutschen Schatten der Vergangenheit zu befreien?“ Die Antwort kann, je nach Klassenstandpunkt, durchaus positiv verstanden werden: „Es scheint, als mache sich die Unverfrorenheit bezahlt, aus der gesamtdeutschen Geschichte auszusteigen und nur das gelten zu lassen, was der These vom ersten deutschen Bauern- und Arbeitstaat dient. Eine auf eine einzige Klasse demonstrierte Gesellschaft kann sich offenbar auch ein demonstiertes Geschichtsbild leisten.“ Aber da weiß uns Götz Fehr einen schönen Trost: Wir im Westen haben eine viel längere freiheitliche Tradition. Denn ist es vielleicht „ein Zufall, daß von den 52 Freien Reichsstädten nur zwei auf dem Territorium der DDR liegen, alle anderen aber im Westen? Wieso fand die größte Freiheitsbewegung der deutschen Geschichte, der Bauernkrieg von 1524/25 vorwiegend im Westen, in Franken, Schwaben, am Oberrhein und im Rheingau statt? Anders als beim Chiliasten Thomas Müntzer, den die DDR für sich in Anspruch nimmt, ging es hier um die Wahrung des guten alten Rechts, für das freie Bauern kämpften.“ Wieso fragt er eigentlich, wieso das alles im Westen geschah? Die ahnten eben damals schon, daß im Osten mal die DDR entstehen wird, der man keine solche Tradition gönnen darf. Götz Fehr reibt sich die Fäuste: „Vor allem aber teilt die DDR nicht das Erbe aus fünf Jahrhunderten römischer staatlicher und kultureller Präsenz an Rhein, Main und Donau.“ Sogar die alten Römer wußten also, was sich gehört!

Solche Blüten treibt die „Rückbindung an eine tragende Vergangenheit“. Doch Fehr will es nicht zu weit treiben: „Was die Bundesrepublik als historische Basis ihr eigen nennt, nämlich die Tradition der Freiheit, bleibt auch für die DDR verbindlich.“ Schließlich ist das Entscheidende die „gemeinsame Geschichte“. Hier trifft sich's wieder mit der Linie der Kultusminister. Nach deren Meinung soll die Jugend „die

Gemeinsamkeit von Sprache, Geschichte und Kultur“ achten und daraus „die Fortexistenz der deutschen Nation“ folgern.

Kein Hinweis darauf, daß es nach den Erfahrungen unserer Geschichte wohl vor allem darauf ankommt, unterscheiden zu lernen zwischen demokratischen und reaktionären Traditionen. Aber das ist schon zu kritisch, wenn nicht gar marxistisch. Wo bliebe denn da die geforderte Betrachtungsweise, daß „die Deutschen in unserem Staat sich der Freiheit und des Wohlstands erfreuen“ und hier die „Menschenrechte als Kern der westlichen Lebensauffassung gelten“, während in der DDR eine „geistige und existentielle Not vieler Menschen“ herrscht, „die aus Unfreiheit entsteht“, weil die DDR ihrer Bevölkerung „die wesentlichen Menschenrechte“ verweigert. Hier wird vollends klar, daß die regierungsamtlich gestanzten Klischees über die „deutsche Frage“ nicht nur nationalistische Aggressionen wecken, sondern zugleich die durchgängig affirmative Herangehensweise an die Geschichte bis zum total illusorischen Bild über die Zustände im eigenen Land führen soll.

Der Beschuß der Kultusminister, hinter dem ja auch Sozialdemokraten stehen, ist in seiner Substanz ein einziges Zugeständnis, eine Bekräftigung reaktionärer Leitbilder, wie sie von der CDU/CSU vertreten werden.

Selbst der bescheidensten Reformpolitik wird der Boden entzogen, und man bewegt sich hart an der Linie der mit „Zur Erziehung“ betitelten Thesen der CDU/CSU-Kultusminister von Baden-Württemberg und Bayern, in denen einer Erziehung zur Kritikfähigkeit vorgeworfen wird, sie neurotisiere nur die Jugend, während allein die Hinnahme des Vorgegebenen Befriedigung schaffe.

Der Beschuß vom November 1978 revidiert im Grunde den Beschuß der Kultusministerkonferenz vom 22. Juni 1973, wonach die Normalisierung des Verhältnisses zur DDR sowie die Grundsätze der Entspannung und der guten Nachbarschaft in vollem Maße in den Unterricht Eingang finden sollen.

Dafür gilt als Richtmaß offenbar nun das „deutschlandpolitische Positionspapier“, das die CSU-Landesgruppe im Bundestag auf ihrer Klausurtagung in Wildbad Kreuth am 13. Juni 1978 ausgeheckt hat.

Danach ist die „deutsche Staatlichkeit... die des Deutschen Reiches“; dieses hat „den Zusammenbruch von 1945 überdauert, es besteht heute noch“. Um diese Fiktion abzustützen, wird jede andere Auffassung als „durchsichtige Propaganda“ abgetan. Auch die Entstehung zweier Staaten ließ „die Existenz des Reiches unberührt, denn die Bundesrepublik Deutschland hat sich von Anfang an als den das Deutsche Reich fortsetzenden, also mit diesem identischen Staat verstanden“. Was zählen schon Realitäten, wenn sie den Tagträumen von F. J. Strauß zuwiderlaufen? Die CSU verfügte darum auch: die DDR hat „keinerlei demokratische Legitimation“, ihr Selbstverständnis als eine neue sozialistische Nation ist eine „Unnatürlichkeit“, die DDR hat „keine Endgültigkeit“, sie ist nach wie vor Provisorium und Protektorat, als solches immer noch Bestandteil des rechtlich weiterexistierenden deutschen Gesamtstaates. Einen unverblümteren Klartext darüber, aus welchen Einbildungen und Anmaßungen das „Offenhalten der deutschen Frage“ konstruiert ist, kann man sich kaum denken. Aber diese jeder Realität baren Positionen finden sich im Wesen alle in dem Beschuß der Kultusminister wieder, einschließlich des Bezugs auf das von der CSU eingeklagte Grundvertragsurteil des Bundesverfassungsgerichts.

Wenn die Kultusminister ihre Linie abzusichern versuchen mit der Feststellung, „das

Festhalten an Rechtspositionen und Interessenstandpunkten“ sei „kein Anschlag auf den Frieden; denn politische Interessengegensätze sind legitim“, fragt sich allerdings, ob die Interessengegensätze nicht schon dort beginnen, wo die irrealen, aber darum nicht minder gefährlichen Zielstellungen und die sie tragenden Mythen mit den friedlichen und demokratischen Interessen des Volkes der Bundesrepublik kollidieren? Das ist nicht zuletzt eine Frage an die mitverantwortlichen Sozialdemokraten, die mit der Zustimmung zur Richtlinie über die „deutsche Frage im Unterricht“ der Sabotage der Entspannungspolitik eine gefährliche Flanke geöffnet haben.

Offenbar lässt manche SPD-Politiker solche Widersprüchlichkeit bereits um die Glaubwürdigkeit ihrer Politik bangen. Aber ist es da mit rechtfertigenden Erklärungen für die Inkonsistenz getan, wie sie z. B. vom Hamburger Bürgermeister Klose unlängst zu hören waren? Glaubwürdigkeit war sein Stichwort auf einem Forum des *Vorwärts* am 4. April 1979 in Kiel. Reformpolitik und Ostpolitik boten nach seiner Meinung der Reaktion Anlässe dafür, die Sozialdemokraten als unzuverlässige, vaterlandslose Gesellen hinzustellen, die sogar mit Kommunisten politische Geschäfte machen. Seit den Sozialstengesetzen sähen sich die Sozialdemokraten „ständig im Rechtfertigungzwang... Wir glauben noch immer beweisen zu müssen..., daß man sich auf uns verlassen kann, besonders in der Auseinandersetzung mit Kommunisten.“ (*Vorwärts*, 19.4.1979)

Das sei sogar „der Hintergrund, der dazu geführt hat, daß... der Extremistenbeschuß in einem sozialdemokratisch regierten Land erfunden worden ist, in Hamburg nämlich“. Vom Druck seitens der Reaktion habe man sich „reakтив in eine bestimmte Richtung drängen lassen“.

Nimmt man die gemeinsam mit der CDU/CSU ausgehandelte Linie des Kultusminister-Beschlusses, ist klar erkennbar, daß man sich auch dahin hat drängen lassen – was der eigene Antikommunismus für manchen gewiß nicht hat zur Qual werden lassen –, auf eine konsequente Auseinandersetzung um die Lehren der Geschichte zu verzichten, woraus die Entspannungspolitik einen weiteren stabileren Rückhalt beziehen könnte. So läuft es nun offiziell auf die gefährliche Aktivierung eines ungebrochenen reaktionären Geschichtsbildes hinaus.

Um so dringender ist es, daß die demokratischen Kräfte dieses Landes dem ihre Aktivitäten für ein antifaschistisches, fortschrittliches, auf den Frieden gerichtetes Geschichtsbewußtsein entgegenstellen.

Denn Geschichte wird weniger denn je zur Erbauung betrieben. Es geht um nicht weniger, ob dieses Land den Kräften ausgeliefert bleibt, die so wie im Geschichtsunterricht es auch jeden Tag im Leben um seine geschichtliche Chance betrügen.

## Karl Feuerer Die letzten Tage des Konzentrationslagers Buchenwald

Nach Tagebuchnotizen aufgezeichnet am 14. April 1945.

Für meine Kameraden Sepp Geiger und Josef Pröll.

Einige Kilometer nördlich von Weimar, auf der Nordseite des durch Goethes Spaziergänge berühmt gewordenen Ettersberges liegt das Konzentrationslager Buchenwald. Vor acht Jahren stand auf diesem Berg noch nichts als dichter Buchenwald, in acht Jahren härtester faschistischer Fronarbeit mußten sich die Häftlinge nicht nur ihr eigenes Lager, oft mit den primitivsten Werkzeugen, bauen, sondern auch noch einen Riesenkomplex von Kasernen und militärischen Anlagen für die SS, dazu in den Jahren 1941 bis 1944 neben anderen industriellen Betrieben im Blitztempo die „Gustloff“-Werke II und eine 16 Kilometer lange Eisenbahn nach Weimar.

In den Gustloffwerken wurden mehr als 5000 Häftlinge zu Apparate-, Waffen- und Geheimwaffenbau (V 1-Teile) gezwungen. Am 24. August 1944 wurden diese Rüstungsanlagen durch Bomber der alliierten Luftstreitkräfte gründlich zerstört. Vier Tage nach dieser Bombardierung meldete der Deutsche Nachrichtendienst unter Fälschung des tatsächlichen Datums, daß der Führer der Kommunistischen Partei Deutschlands, Ernst Thälmann, durch diesen Luftangriff im KZ Buchenwald ums Leben gekommen sei. Tatsache jedoch ist, daß Thälmann nur durch die deutschen Faschisten ermordet worden sein kann.

Die unbeschreiblichen Leiden und Entbehrungen der Häftlinge sind nun zu Ende. Anfang April 1945 hatte das Lager noch eine Stärke von ca. 80 500 Häftlingen, wovon etwa 48 000 auf Außenarbeitskommandos, meist in Rüstungsbetrieben, ausgepreßt wurden. Es war das Ziel der Reichsführung SS, das Lager vor Eintreffen der alliierten Truppen restlos zu evakuieren, um die noch arbeitsfähigen Häftlinge weiterhin für kriegsverlängernde Produktion zu verwenden, die anderen aber, Kranke, Invaliden und Halbverhungerte dem sicheren Tode auszuliefern. Diese Absicht ist durch die geschlossene antifaschistische Haltung der Häftlinge aller Nationalitäten vereitelt worden.

Durch die Nazipresse und den Rundfunk war bekanntgeworden, daß die alliierten Streitkräfte im Raume von Eisenach angelangt waren, und es war der begreifliche Wunsch aller Häftlinge, daß die Befreier möglichst bald auch in den Weimarer Bezirk kommen möchten. So verlief der 1. April, Ostersonntag, der für uns einer der wenigen Ruhetage war, im Zeichen des Hoffens und Wünschens. Gegen Abend erfuhr man, daß für den Ostermontagmorgen 17 kriminelle Häftlinge, sogenannte Sicherheitsverwahrte, zum Schild 3 bestellt seien. An Schild 3 bestellt zu werden, das bedeutete im besten Falle Entlassung aus der Haft, meist aber Übergabe an die Gestapo, an den Henker oder an die SS-Ärzte als Versuchskaninchen. Demzufolge waren die Chancen der 17 Bestellten ziemlich klar.

Am Ostermontagmorgen, dem 2. April 1945, traten die 17 Mann am Eingangstor, wie befohlen, an. Sie wurden von SS in Empfang genommen, die Personalien festgestellt und, nachdem zwei Mann ohne Angabe von Gründen ins Lager zurückgeschickt worden waren, unter starker Bedeckung in den sogenannten Pferdestall, westlich des

Häftlingslagers geführt. Dort, in dem Pferdestall, hatten die Nazibanden in den Jahren 1940 bis 1945 Tausende von Offizieren und Soldaten der Roten Armee, aber auch solche der westlichen Alliierten in besonders eingerichteten Kammern durch Genickschuß umgelegt. Das war im ganzen Lager allgemein bekannt. Jeder rechnete nun schon damit, daß die 15 SV-Häftlinge ebenfalls aus der Welt geschafft werden sollten. Allein, es war eine Täuschung. Sie mußten dort einen etwa 10 bis 15 Meter langen, mannstiefen und 1,75 Meter breiten Graben ausheben, und zwar in einem Tempo und unter Hieben, wie in den besten Tagen der Nazityrannei 1933 oder 1937/1938 im KZ Buchenwald. Zweifelsohne sollte der Pferdestall als ein steinernes Zeugnis faschistischen Massenmordes in die Luft gesprengt werden und die 15 Mann mit ihm. Drei Tage und drei Nächte, unterbrochen nur durch insgesamt vier Stunden Schlaf, mallochten die 15 Mann. Plötzlich, als die Sohle schon ausbetoniert war, kam der Befehl, alles wieder einzuschütten. Die 15 Todeskandidaten wurden ins Lager zurückgeschickt und ihnen angedroht, wenn sie ein Wort nur über ihre Tätigkeit aussagen würden, würden sie sterben. Sie brauchten nichts zu sagen. Am Ostermontag Nachmittag verfolgten scharfe Augen vom Lager aus jede Bewegung im Umkreis des Pferdestalles.

Der 3. April 1945, ein Dienstag, brachte eine neue Sensation. Es hieß, daß der Lagerkommandant, SS-Oberführer Pister, um 11.30 Uhr in der ehemaligen Häftlingskino-halle zum Bergungstrupp sprechen werde. Der Bergungstrupp war eine auf Anordnung der Lagerführung aufgestellte, ca. 800 Häftlinge zählende Truppe, meist langjährig inhaftierte deutsche politische Gefangene, deren Auswahl die Häftlinge selbst vornahmen. Seine Aufgabe war es, bei Katastrophen, Bombardierungen, Bränden usw. Menschen und Werte des Lagers in Sicherheit zu bringen.

Der Lagerkommandant erschien und hielt eine Rede, die niemand erwartet hatte. Er sagte, er habe Kenntnis davon, daß sich innerhalb des Lagers oder in dessen Umgebung ein Geheimsender befindet, der bei den Alliierten Waffen angefordert habe, um die deutschen Häftlinge zu vernichten. Wenn sich die deutschen Häftlinge nicht imstande fühlten, die Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten, so habe er noch Soldaten und Waffen genug, um zu helfen. Im übrigen habe er den Befehl erhalten, den Standort Buchenwald nicht zu verlassen, und er werde, wenn er beim Eintreffen der alliierten Truppen noch am Leben sei, das Lager ordnungsgemäß übergeben. Während der Kommandant im Kino sprach, war Fliegeralarm. Jabos kreisten wiederholt um das Lager. Kurz nach der Rede des Kommandanten wurde von einem Flugzeug ein länglicher Sack abgeworfen.

Er enthielt ein leichtes MG und fiel mitten in das Lager. Die von typisch faschistischer Hinterlist und Falschheit getragene Rede des Kommandanten hatte unter den Tausenden von Häftlingen die von den Faschisten vorausberechnete Wirkung. Die Nervosität legte sich, die meisten glaubten daran, daß das Lager nicht evakuiert werden sollte. Im Laufe des Nachmittags wurde bekannt, daß ein Lastauto des Lebensmittelmagazins, das in Gotha Waren für das Lager holen sollte, sieben Kilometer vor der Stadt gestoppt wurde, da in Gotha bereits amerikanische Panzer eingedrungen seien. Inzwischen war durch die Lautsprecheranlage bereits angesagt worden, daß sämtliche Kommandos von ihren Arbeitsplätzen um 16 Uhr ins Lager einzurücken haben. Der 1. Lagerführer befahl den 1. Lagerältesten zu sich und sagte ihm, es werde ernst, in der kommenden Nacht wollten die Ausländer die deutschen Häftlinge umlegen, worauf

der Häftling erklärte, das sei schon zu spät, denn das wüßten wir schon. „Wieso?“ – „Nun, Sie haben es mir ja gerade gesagt...“ Offenbar wollten die Nazis in letzter Minute noch eine Auseinandersetzung zwischen deutschen und ausländischen Häftlingen provozieren, denn sie wußten nicht, daß im KZ Buchenwald seit 1939, als die ersten Polen erschienen, bis zum letzten Tag zwischen den Deutschen und Ausländern eine feste internationale Zusammenarbeit gegen den Faschismus herrschte. Das war alles am Dienstag, dem 3. April 1945. Die am Spätnachmittag durchs Lager gehende Parole, Hitler würde am Abend sprechen, erwies sich als falsch. Dagegen scheint eine andere Parole begründet gewesen zu sein, nämlich, daß in Weimar Flugblätter abgeworfen wurden, gerichtet an die Gauleitung Thüringen der Nazis, worin sie gewarnt wurde, Gewalttaten gegen die Häftlinge des KZ Buchenwald durchzuführen. Sollte den alliierten Truppen derartiges bekannt werden, so würde das ganze Land Thüringen dafür mit Vergeltungsangriffen im Stile des Dresdner Bombardements bestraft werden.

Für den Mittwoch war um neun Uhr morgens Antreten auf dem Appellplatz angeordnet. Niemand jedoch wurde zur Arbeit aus dem Lager gelassen, auch fand kein Zählappell statt. Im Laufe des Tages trafen 746 Häftlinge aus dem ehemaligen Konzentrationslager Groß-Rosen ein, die wochenlang als Evakuierte unterwegs gewesen waren. Während am Tage vorher evakuierte Häftlinge aus Langensalza, Halberstadt und Weimar, ungefähr 3500 Mann, ins Lager gebracht wurden, kamen am Mittwoch nachmittags und abends 2069 Häftlinge aus nähergelegenen Außenkommandos an. Die Nazis waren also schon gezwungen, Ohrdruf, Mühlhausen, Berlstedt und Abteroda zu räumen. Daraus konnte man schließen, daß der Vormarsch unserer Verbündeten unaufhaltsam weiterging, und man war gespannt, was die Nazibanditen mit dem Lager Buchenwald beabsichtigten. Die 15 Häftlinge im Pferdestall mußten ununterbrochen weiterarbeiten. Um 17 Uhr wurde durchgesagt, daß sämtliche Juden um 18 Uhr auf dem Appellplatz anzutreten haben. Die jüdischen Häftlinge hatten natürlich nicht die Absicht, sich kurz vor Kriegsende noch von den Nazis abschlachten zu lassen, wie sie das mit Millionen Juden gemacht hatten, sondern keiner erschien zu der festgesetzten Zeit. Alles blieb im Lager. In der Nacht dröhnten zweimal schwere Bomberverbände über das Lager, und diese beiden Fliegeralarme waren vielleicht auch ein Grund, der die SS hinderte, die Juden gewaltsam aus den Baracken zu holen. Den Blockältesten wurde befohlen, bis zum nächsten Morgen die Juden in den einzelnen Baracken festzustellen und zu melden.

Der Donnerstagmorgen, 5. April 1945, kam; um sechs Uhr marschierte das ganze Lager befehlsgemäß zum Appell aus. Judenlisten waren keine vorhanden. Die Blockältesten erklärten, es sei unmöglich, unter 50000 Häftlingen festzustellen, wer Jude sei. Daraufhin schickte die Lagerführung 20 schwerbewaffnete SS-Leute auf den Appellplatz, die blockweise jeden einzelnen Mann nach seiner Rassenzugehörigkeit prüften und die entdeckten Juden sofort herauszogen. Anschließend suchten sie sämtliche Gebäude und Einrichtungen des Lagers nach Juden ab. Auf Block 49 im Keller hatten sich ein paar jüdische Häftlinge versteckt, zwei Blockführer (SS-Leute) schlugen sofort auf sie ein, ein jüdischer Häftling setzte sich zur Wehr, entwand einem SS-Mann die Pistole und versuchte zu schießen. Die Pistole funktionierte aber nicht, inzwischen kam ein anderer SS-Mann und streckte den Häftling mit einem Kopfschuß nieder. Die ausgesuchten Juden, etwa 1500 Mann, wurden unter Bedeckung auf das Ge-

lände der Deutschen Ausrüstungswerke, östlich des Häftlingslagers, gebracht und dort unter starker Bewachung isoliert gehalten.

Nachmittags wurde überraschenderweise der kommunistische Landtagsabgeordnete Robert Siebert aus Thüringen aus dem Arrest entlassen. Siebert war vor mehreren Monaten durch einen angeblich die englische Staatsangehörigkeit besitzenden österreichischen Häftling bei der Gestapo denunziert worden, er hätte auf einer illegalen Trauerfeier im KZ Buchenwald für den ermordeten Kommunistenführer Thälmann eine Gedenkrede gehalten.

Man hörte die Parole, die Nazis wollten die reichsdeutschen Häftlinge evakuieren und die Ausländer vernichten. Um 17 Uhr trafen in einem unglaublich verwahrlosten und ausgehungerten Zustand 7000 Häftlinge aus dem Arbeitskommando S III ein. Das Arbeitskommando S III war erst vor wenigen Monaten aufgestellt worden und hatte die Aufgabe, im schnellsten Tempo bei Ohrdruf, südlich von Erfurt, Stollen und Hallen in den Berg zu treiben. Dort sind Hunderte von Häftlingen allein infolge von Entkräftung und Hunger umgekommen. Nun wurden sie wie Hunde auf die Straße gejagt und ins Lager Buchenwald zurückgetrieben. Mehr als 200 Mann waren dem 60 Stunden dauernden Fußmarsch nicht gewachsen und brachen, physisch vollkommen erleidigt, zusammen. Doch die SS kannte kein Erbarmen. Wer nicht mehr gehen konnte, bekam einen Kopfschuß. Die Leichen wurden zu beiden Seiten der Straße liegen gelassen. Die Zivilbevölkerung, die dieses Drama mit ansah, protestierte an verschiedenen Stellen gegen diesen blutigen Terror, und selbst Polizisten stellten die SS zur Rede: „Was macht ihr denn hier? Ihr legt die Leute um und laßt sie liegen, und wenn die Amerikaner kommen, müssen wir das Bad aussauen...“ Doch gegen solch abgefeimte Massenmörder wie die SS waren und sind Worte ohne Wirkung.

Die Nacht vom 5. auf den 6. April sah die Häftlingswiderstandsgruppen in Alarmbereitschaft. So wie wir die Nazis im Laufe ihrer zwölfjährigen Terrorherrschaft kennengelernt hatten, waren sie zu jeder Schandtat fähig. Wir rechneten deshalb mit ihrem baldigen Rückzug und einem Massenmassaker. Zudem wurde im Lager erzählt, daß amerikanische Fallschirmtruppen beiderseits Erfurt gelandet seien. In der Nacht veränderte sich das Wetter, es begann leicht zu regnen, der Freitagmorgen hüllte das Lager in den hier häufigen Dunst und Nebel. Für Freitag, acht Uhr morgens, 6. April 1945, waren 46 Häftlinge an Schild 3 bestellt. An der Spitze der Liste stand der schon erwähnte, eben erst aus dem Arrest entlassene thüringische kommunistische Landtagsabgeordnete Siebert. Neben ihm noch weitere zwei bekannte deutsche Kommunisten, zwei holländische Kommunisten, der ehemalige Bürgermeister von Prag und verschiedene andere Häftlinge, die von einem gewissen Walter Duda bei der Gestapo wegen antifaschistischer Tätigkeit im Lager verraten worden waren. Die Häftlinge wurden jedoch im Laufe der vorhergehenden Nacht in Sicherheit gebracht, und als die SS ihre Opfer erwartete, erschien nur ein Mann, der ebenfalls angefordert worden war, nämlich der französische Fabrikant Bloch. Dieser wurde wieder in seine Baracke geschickt. Daraufhin verlangte der Rapportführer den Kapo der Häftlingssschreibstube mit der Liste durch das Radio ans Tor, umsonst, denn dieser Kamerad stand auch auf der Liste und wurde bereits verborgengehalten. Am Abend vorher wurde noch die ganze Häftlingskartei der Lagerführung in Kisten verpackt, und die Frage der Evakuierung rückte immer näher.

Von 9.15 bis 11.30 Uhr war infolge Fliegeralarms eine relative Ruhe eingetreten, doch

nach dem Fliegeralarm wurde die Nazibande um so aktiver. Die Blockältesten erhielten die Order, sofort das ganze Lager durchzukämmen und die bestellten Häftlinge zu suchen. Ergebnislos. Es wurde nicht einer gefunden. Um 18 Uhr wurde dem Lagerältesten mitgeteilt, daß sofort in allen Blocks die marschfähigen Häftlinge festzustellen sind. Es wurde erklärt, daß das ganze Lager evakuiert werde. Selbstverständlich wurde auch diese Anordnung von uns sabotiert, worauf die Lagerführung noch in der Nacht unter Führung von zwei SS-Offizieren mehrere Gruppen von SS-Leuten von Block zu Block schickte, um die Vorbereitungen für einen am nächsten Tag abzusenden Transport von 10000 Mann zu treffen. Die Invaliden sollten vorerst noch hierbleiben. Die Stimmung im Lager sank in dieser Nacht gewaltig. Wenn wenigstens durch Fliegerangriff die Evakuierungsmaßnahmen der Nazis verhindert werden würden! So dachten viele. Aber kein Fliegeralarm kam, ja, es schien alle unsere Chancen zu sinken. Das Wetter hatte sich verschlechtert, aufmerksam hörte jeder hin, um den fernen Kanonendonner näherkommen zu hören, allein, wir konnten nur auf unseren Widerstandswillen zählen. Und der war nicht zu brechen. So war es Sonnabend, 7. April 1945, geworden. Die heißersehnten Befreier, die man schon innerhalb weniger Tage erwartet hatte, sie blieben aus. Es hatte den Anschein, als hätten die Nazis genügend Zeit, uns wehrlose Opfer nach jahrelanger Haft noch mit den Schrecken der Evakuierung bekannt zu machen. Doch sie hatten diese Zeit nicht mehr ganz. Eine Stunde nach dem Ausrücken der Küchen- und Kammerarbeitskommandos der Kommandantur heulte wieder die Sirene, es brummten die Geschwader der amerikanischen Luftflotte über das grüne Herz Deutschlands. Das konnte die SS-Banditen allerdings nicht hindern, kurze Zeit später mit der Evakuierung doch zu beginnen. Der Kommandant hatte immer noch die Stirne zu erklären, es werde nicht evakuiert, er habe nur den Auftrag, einige Arbeitskommandos auf Transport zu schicken. Zuerst wurden ca. 3000 Juden, der größte Teil bis auf die Knochen abgemagert, nach Weimar zum Bahnhof gejagt. Doch schon auf dieser kurzen Straße blieben über 40 Mann erschöpft auf der Strecke. Am Abend lagen sie mit Kopfschüssen bereits im Hof des Krematoriums.

Anschließend an die jüdischen Häftlinge ging ein Transport von 1500 Mann nach Leitmeritz weg, ebenfalls zu Fuß nach Weimar, wo sie in offenen Güterwaggons zu je 100 Mann verladen wurden. Mit der Begründung, die Häftlinge des Kommandos S III aus Ohrdruf seien nur vorübergehend nach Buchenwald gebracht worden, wurden weitere 4500 Mann in Marsch gesetzt. Die unglücklichen Zwangsevakuierungen waren verschiedener Nationalität, hatten jedoch alle eines gemeinsam: ein paar alte Lumpen um die Füße gewickelt, meist kein Hemd, Jacke und Hose zerrissen und total verdreckt, ausgehungert wie die Wölfe im tiefsten Winter, krank, siech, mit Schlagwunden und Ausschlägen bedeckt, so wankten sie unter den Knüppelschlägen der SS-Bestien durch das Tor der Massenmordstätte Buchenwald auf die Straße ihres traurigen Schicksals. Sie haben alle das ihnen bestimmte, unbekannte Ziel nicht erreicht.

Im Laufe des Sonnabends hatte sich das Wetter aufgeklärt, die Artillerieduelle im Westen waren wieder besser zu hören, drei Jabos kreuzten gegen Abend über das Lager, und es wurde bekannt, daß amerikanische Panzerspitzen bereits Kahla, südöstlich Weimar, erreicht hatten. Andere Panzerspitzen unserer amerikanischen Verbündeten wurden bereits 35 Kilometer nordwestlich Erfurts gemeldet. Und irgend jemand

wollte oben bei der SS gehört haben, daß am nächsten Morgen noch 4500 kräftige, marschfähige Häftlinge zum Arbeitseinsatz weggehen sollten, alles übrige würde den Amerikanern übergeben. Es wäre also Grund vorhanden gewesen, wieder etwas optimistischer zu werden, doch gab die Ankündigung durch das Radio zu denken: Jeder Häftling, der abends nach 20.30 Uhr noch den Block verlässe, werde durch SS-Streifen im Lager ohne Anruf erschossen. Die SS des Standortes Buchenwald war an jenem Sonnabend in bester Stimmung. Man hatte ihnen erzählt, daß die Nazis zwischen Halle und Hof eine neue starke Verteidigungslinie aufzubauen begonnen hätten, dort wolle man die Amerikaner auffangen, umzingeln und restlos vernichten. Das war die moralische Spritze für die nächsten heißen Tage. Die SS-Bonzen wußten aber noch ein besseres Mittel zur Hebung der Kampfstimme ihrer Mördergarde. Sie beschlagnahmten kurzerhand rund zwei Millionen Zigaretten, die für die Häftlinge bestimmt waren und bereits in der Häftlingskantine lagerten, und verteilten sie an die SS, pro Mann 200 Stück.

In diesen Tagen, besser in ihren letzten Nächten auf dem Ettersberg, feierten die faschistischen Massenmörder im Hause des 1. Lagerführers Max Schobert großdeutsche Orgien in echt nationalsozialistischem Kulturstil. Einige der Teilnehmer hatten durch den Luftangriff vom 24. August 1944, also wenige Monate vorher, Weib und Kind und Verwandte verloren, was diese „Erneuerer Deutschlands“ nicht im geringsten hinderte, mit zweifelhaften Weibern unbeschreibliche Schweinereien unter reichlichem Genuss der ebenso reichlichen Vorräte aus ihren nichtkontingentierten nationalsozialistischen Weinkellern zu betreiben.

Am Sonntag, dem 8. April, gab es bereits um neun Uhr morgens Fliegeralarm. Hatten die Häftlinge nach dem Augustbombardement Angst, von einem neuen Angriff überrascht zu werden, oder auch vor Fehlabwürfen, so schaute an jenem Sonntag jeder durch die Fensterscheiben seiner Baracke und hoffte inbrünstig, daß doch die Rettung durch die amerikanischen Flieger kommen möchte. Würden sie nur endlich den verdamten Saftladen dieser Mörderbande in Trümmer schmeißen! Plötzlich, ungeachtet des Alarms, wurden die Blockältesten durch Mikrophon um elf Uhr an das Tor gerufen. Der 1. Lagerführer erschien höchstpersönlich. Er machte es kurz: „Meine Herren, wir müssen gehen, bis 12 Uhr muß das Lager leer sein...“ Dieser Hieb saß, aber nicht lange. Nachdem der erste Schock innerhalb weniger Minuten überstanden war und jeder sein Bündel gepackt hatte, platzte mit einem Mal die Parole heraus: „Die Amerikaner stehen nur noch zwölf Kilometer vor Weimar!“ Und nun erfaßte ein eiserner Wille die verbliebenen 39000 Häftlinge. In allen Sprachen Europas fand er seinen Ausdruck: „Wir gehen nicht!“

Und wir gingen nicht. Der Rapportführer brüllte durch das Mikrophon: „Lagerältester, aufmarschieren lassen!“ Niemand bewegte sich. In den Blocks und auf den Lagerstraßen waren Tausende in Alarmbereitschaft. Gespannt harrten sie der Dinge, die nun kommen sollten. Wieder ereignete sich etwas, was wenige erwarteten: Die Maschine des Kommandanten fuhr in das Lager herein. Zwischen den ersten Baracken stieg er mit seinem Stab aus. Pister begab sich in einen der nächstliegenden Blocks. Es war Block 14, ein Franzosenblock. Er fragte den Blockältesten, warum er die Leute nicht auf den Appellplatz führe. Der Blockälteste, ein lange Jahre inhaftierter deutscher Kommunist, erwiderte, die Häftlinge hätten Angst vor der Evakuierung, da sämtliche Straßen und Bahnen durch Tiefflieger und Bomber dauernd gefährdet seien.

Außerdem hätten die Leute den ganzen Tag noch nichts zu essen bekommen. Pister antwortete, daß er sofort die Essenausgabe veranlassen werde. Gleichzeitig versuchte er, eigenhändig die Evakuierung vorzunehmen. Er faßte zwei französische Häftlinge, zog sie aus dem Block und hieß sie, auf der Straße stehenbleiben. Dann holte er zwei andere aus dem Block. Inzwischen waren die ersten zwei wieder verschwunden. Daraufhin gab der Kommandant seine Evakuierungsversuche auf. Um zwölf Uhr sollte das ganze Lager leer sein. Inzwischen war es schon 12.30 Uhr geworden und noch kein einziger Häftling unterwegs. Nun riefen sie durch, wer freiwillig mit dem Bahntransport wegfahren wolle, solle sofort auf dem Appellplatz antreten. Wiederum meldete sich nicht ein einziger Mann. Die Spannung stieg. Der Kommandant erklärte daraufhin, er gebe noch bis 14 Uhr Zeit zur Essenausgabe, und wenn dann die Blocks nicht zur Evakuierung aufmarschieren würden, werde er mit anderen Mitteln einschreiten.

Die „anderen Mittel“ der Nazis kannten wir schon zur Genüge. Es war der nackte, brutale faschistische Terror. Um 14 Uhr bewegten sich lange, schwerbewaffnete Kolonnen der SS von den Kasernen zum Lager. Sie marschierten durch das Eingangstor, stellten sich sofort in Schußposition auf die Lagerstraßen und zerrten den Appellplatz. Eine andere Gruppe von SS-Leuten, die Blockführer, in Stärke von etwa 30 Mann, drangen daraufhin mit entsicherten Pistolen, Knüppeln und buchenen Schauflisten bewaffnet in die Blocks ein und schlugen die Häftlinge heraus. Sie wüteten wie in ihren besten Tagen der Jahre 1933 und 1934. Auf dem Appellplatz wurden die Herausgejagten sofort einzeln durch besondere Kontrollsperrern der SS getrieben und außerhalb des Häftlingslagers formiert. In einer einzigen Stunde wurden auf diese Weise 9600 Häftlinge evakuiert. Die Hälfte davon ging sofort ab nach Weimar auf den Bahnhof, die andere Hälfte erwartete den Abtransport unter freiem Himmel auf dem Gelände der ehemaligen Deutschen Ausrüstungswerke. Dort wütete als Wachposten eine Reihe sogenannter „Schwarzer“. Das waren russische SS-Leute; zu den Nazis übergelaufen, trugen sie schwarze SS-Uniformen und standen in Bezug auf Brutalität der deutschen SS in keiner Weise nach, im Gegenteil, sie versuchten sie sogar noch zu übertreffen. Um 15 Uhr rückten die etwa 1500 Mann ins Lager geschickte SS wieder ab.

Von Stunde zu Stunde wurden neue Maßnahmen der Lagerführung erwartet. Obwohl bekanntgeworden war, daß im Lauf des Nachmittages die Amerikaner bis etwa 30 Kilometer nordöstlich von Weimar vorgedrungen seien, sank unsere Hoffnung auf Befreiung allein von außen immer mehr. In der Nacht machten wiederum SS-Streifen das Lager unsicher. Der 1. Lagerführer persönlich mit einigen seiner erprobten Massenmörder führte Kontrollen durch. Die Bande war vollkommen besoffen. In diesem Zustand drangen sie in die Torwächterbude des Häftlingskrankenhauses ein, wo ein einbeiniger Invalide und ein anderer Häftling Nachtwache hielten. „Aha,“ brüllte Schobart, „ihr seid wohl schon auf Vorposten aufgestellt...“, und schlug den beiden die Reitpeitsche ins Gesicht. „Was tust du denn so lange herum?“ fügte einer seiner Begleiter bei, „knall sie doch zusammen, die Strolche!“ Ähnliche Szenen spielten sich in derselben Nacht noch an anderen Stellen des Lagers ab.

So begann die neue Woche. Niemand ahnte, daß in zwei Tagen 21 000 Häftlinge befreit sein würden. Niemand vermochte die gewaltige Bedeutung des Zeitgewinns einzuschätzen. Wohl wurde in der Nacht zum Montag wieder in der Nähe bombardiert,

wohl war wieder in stärkerem Maße das Artilleriefeuer zu hören, doch es schien, daß die Befreier immer noch zu weit von uns entfernt sein würden, um rechtzeitig anzukommen.

Am Montagmorgen, gegen acht Uhr, erschienen zwei amerikanische Aufklärer über dem Lager. Die Sirene blieb stumm. 90 Minuten später wurde Alarm gegeben, die wenigen ausgerückten Arbeitskommandos waren kaum eingruckt, da gab es Detonationen westlich des Ettersberges in ziemlicher Nähe. Vielleicht waren also die amerikanischen Vorhuten doch schon näher als wir wußten und glaubten? Mittlerweile rückte die ominöse 11. Tagesstunde heran. Zu dieser Zeit wurde der 1. Lagerälteste in den letzten Tagen immer zur Lagerführung gerufen, um die Befehle entgegenzunehmen. Es wurde ihm erklärt, daß um Plünderungen und Ausschreitungen zu vermeiden, alle unsicheren und gefährlichen Elemente aus den Blocks herausgelöst und zum Abtransport auf dem DAW-Gelände bereitgestellt werden sollten. Das illegale internationale Komitee des Lagers hatte in der Zwischenzeit bereits zur neuen Lage Stellung genommen.

Die führenden Häftlinge der verschiedenen Nationen waren zu der Überzeugung gekommen, daß, wenngleich unsere Chancen anscheinend immer geringer wurden, die Politik der Sabotage der Evakuierung und des Widerstandes unerschütterlich fortgesetzt werden müsse. So dauerte es wiederum Stunden, bis die verlangten Häftlinge in die Klauen der SS-Verbrecher gelangten. Um 15.30 Uhr wurde der zweite Fliegeralarm gegeben, obwohl vorher keine Entwarnung gegeben worden war. Für 16 Uhr wurden die Blockführer durch den Lautsprecher ans Tor gerufen. Unter Führung der bereits seit Jahren übel bekannten SS-Unterscharführer Schramm und Blisch knüppelte die faschistische Gangsterbande weitere 4800 Häftlinge verschiedener Nationalität aus dem Lager. Zur Sicherung des Häftlingskonvois, der ebenfalls zu Fuß über die berüchtigte Buchenwalder Straße nach Weimar geleitet wurde, die schon 1937 und 1938 bei ihrem Bau unglaubliche faschistische Greuel geschen hat, kam die gefürchtete Hundestaffel der SS zum Einsatz. Die SS-Leute der Hundestaffel waren ebenso wie ihre Tiere ausgesuchte Bluthunde. Wehe dem Häftling, der geflohen war und durch die Hundestaffel aufgegriffen wurde! Was die Hunde an dem Häftling nicht zerfleischten, das trampelten die Hundeführer am Boden zusammen.

Montag, der 9. April 1945, war jener Tag, der den längsten Fliegeralarm zu verzeichnen hatte. Zweimal heulte die Sirene, nach neun Stunden Luftgefahr wurde entwarnt. Wieder war ein Tag für Tausende gewonnen. 30 Stunden zurück sollte bereits das ganze Lager leer sein. Und immer waren noch 30 000 Häftlinge im Lager. Und die Amerikaner hatten bereits Saalfeld genommen. Offenbar wollten sie den Raum Weimar ausflankieren. „Hoffentlich ist der Kessel bald zu, dann fällt die Gefahr der Evakuierung weg...“ So dachte man im Lager. Wir waren uns natürlich klar darüber, daß die Faschisten nicht mit Musik abziehen würden. Im Gegenteil, irgendein neues Abschiedsverbrechen würde stündlich erwartet. Schon seit Tagen waren unsere illegal bewaffneten, aus sämtlichen Nationalitäten sich zusammensetzenden Widerstandsgruppen Tag und Nacht in Alarmbereitschaft. An Schlafen dachte schon keiner mehr. War ja auch nicht so wichtig und infolge der wachsenden Spannung, der dauernden Luftgefahr, der unausgesetzten schweren Bombardements des mitteldeutschen Raumes praktisch gar nicht mehr möglich. Wer ins Bett kriechen konnte, der war doch nicht imstande, zu schlafen. Während des Abtransports der 4800 Mann nach der

Entwarnung erschienen sechs Jabos über dem Lager und beschossen im Sturzflug Ziele unmittelbar östlich hinter dem Ettersberg. Die Evakuierungsmaßnahmen der Buchenwalder SS waren also schon zur Kenntnis der alliierten Streitkräfte gekommen, und wir nahmen an, daß nun das Lager unter verschärfter Kontrolle der amerikanischen Luftwaffe gehalten würde.

Am Dienstag, dem 10. April 1945, morgens 7.30 Uhr, erschienen bereits die ersten Aufklärer über uns. Das Wetter war wieder schön geworden, es mußte also von oben leichter zu kämpfen sein, unsere Hoffnung wuchs. Sehnseitig schauten die verbleibenden Tausende nach oben, denn von dort erhofften wir uns die erste Hilfe. Monate vorher wurde im Lager in allen europäischen Sprachen, in geheimen Zirkeln und Gruppen, im engsten Freundeskreis und in den illegalen Häftlingsorganisationen, aber auch in den offiziellen Lagereinrichtungen wie Lagerschutz und Feuerwehr darüber diskutiert, wir wir wohl den verfluchten faschistischen Menschenzwingen Buchenwald mit dem größten Erfolg und unter den geringsten Opfern brechen könnten. Alle Möglichkeiten wurden erwogen und für alle Möglichkeiten auch entsprechende Vorbereitungen getroffen. Doch unsere Waffen waren wenig. Die Nazis haben verflucht gut auf ihre Waffen aufgepaßt. Aber immerhin, einiges hatten wir schon, und was wir noch brauchten, das erwarteten wir uns aus der Luft.

An jenem Dienstagmorgen fiel nun zum zweiten Mal ein aus einem Flugzeug abgeworfener ländlicher Sack ins Lager. Er enthielt einen Benzinkanister. Gleichzeitig landeten zwischen den Steinblocks zwei ländliche Brote. In Minuten waren sie von der hungrigen Masse verschlungen. SS stürzte sofort ins Lager, denn sie vermutete Waffenabwurf. Es waren aber keine Waffen aufzufinden. Keine Waffen. Es gab lange Gesichter. Wozu Benzin? Vielleicht für unsere Feuerzeuge? Man machte schon Witze. Galgenhumor. Es hilft uns alles nichts. Wir müssen starten.

Um neun Uhr wurden der 1. Lagerälteste und der Blockälteste 1 zum Rapportführer gerufen. „Das Lager wird heute restlos evakuiert. Um elf Uhr gehen die russischen Kriegsgefangenen in einem Sondertransport ab, dann folgen alle übrigen Häftlinge in Abständen von zwei Stunden zu je 4000 Mann...“ Damit wäre also unsere Schlacht verloren gewesen. Aber wir haben sie nicht verloren. Die Kameraden der Roten Armee, etwa 800 Mann, formierten sich und marschierten nach einer Verzögerung von zwei Stunden in mustergültiger Ordnung ab. Sie sollten und wollten unterwegs die erste Bresche schlagen. Allen abgehenden Kameraden wurde gesagt, das Ziel sei, bei der ersten günstigen Gelegenheit den Transport zu sprengen. Alles war abmarschbereit. Mit jedem Transport sollten nun bestimmte, schon lange im Lager existierende illegale Widerstandsgruppen mitgehen, die die Aufgabe hatten, unterwegs die Bewachung zu erledigen und dadurch die Befreiung des Transportes durchzuführen.

Während die sowjetrussischen Kriegsgefangenen unter auffallend starker Bedeckung abgeführt wurden, waren von Westen her, aus der Richtung Erfurt, Gefechtslärm, Artillerie- oder Tankduelle zu hören, und zwar so nah und deutlich wie noch nie. Die Durchbruchpanzer der 3. amerikanischen Armee setzten zum letzten entscheidenden Stoß in Richtung Weimar an. Und wir wußten nichts davon. Wir ahnten es nur. Wir waren davon überzeugt, daß die SS-Banditen unter Aufwand aller möglichen Brutalität in wenigen Stunden das Lager räumen würden. Deshalb hieß es weiter: „Verzögern!“ Auch wenn die Knüppel nur so auf die Köpfe sausten, immer langsam, Stun- den können uns retten! Das war die Parole. Manche Häftlinge, durch die Aufregung

der vergangenen neun Tage ziemlich mitgenommen, entschlossen sich nun, nicht bis zuletzt zu warten und abzuhauen. Sie rechneten damit, daß mit dem letzten Transport als Begleitung der gesamte Kommandanturstab mitgehen würde; unter dessen Aufsicht müßte es bedeutend schwieriger sein, zu entkommen, als unter der Bewachung älterer Jahrgänge der SS-Reserven. Der Kommandanturstab setzte sich in den KZs meist aus jüngeren, ausgesuchten SS-Aktiven zusammen, die jahrelange Erfahrungen im Umgang mit Häftlingen hatten und über besondere Qualitäten verfügten. Sie hatten jahrelang in den KZs Morde verübt. Häftlinge zu mißhandeln und zu töten, das war den meisten von ihnen schon zum Beruf geworden. Und das wußten auch die Häftlinge. Deshalb vermieden sie jede nicht unbedingt notwendige Berührung mit diesen Verbrechern.

Mit den letzten beiden Transporten, die unter Anwendung aller nur denkbaren Verzögerungsmethoden im Laufe des Dienstagnachmittags und -abends weggingen, verlor das Lager weitere 9280 Kameraden, vorwiegend Polen und Tschechen. Leider war den ganzen Tag keine Sirene zu hören, erst während des Abtransports der letzten 4480 Mann erschienen fünf Spitfire im Tiefflug über dem Lager, umkreisten den Bahnhof Buchenwald und flogen dann die Straße Buchenwald–Weimar entlang. Kurz nach dieser Episode wurde ein Transport von 487 Häftlingen aus Billroda eingeliefert. Das Arbeitskommando Billroda, ungefähr 30 Kilometer nordöstlich Weimar, war erst 14 Tage vorher neu aufgestellt worden, um in einem aufgelassenen Salzbergwerk, 600 Meter unter der Erde, einen neuen Rüstungsbetrieb der Gustloff-Werke einzurichten. Die wahnsinnigen Verbrecher der Naziregierung hofften also noch zu einer Zeit, wo fast schon die Hälfte Deutschlands von den Alliierten besetzt war, ihre Waffenindustrie unterirdisch verlagern zu können.

Am Dienstagabend waren noch rund 21 000 Häftlinge im Lager. In der Nacht zum Mittwoch schliefen die meisten angekleidet, denn jeder rechnete damit, daß es in der Nacht entweder zu der entscheidenden Auseinandersetzung, zu einem Massenmassaker, zu einer Bombardierung durch deutsche Flieger oder einem Massenabtransport kommen würde. Das Artilleriefeuer der 3. amerikanischen Armee rückte immer näher, man hörte, Erfurt sei genommen, also in dieser Nacht mußte die Entscheidung fallen. Den Sanitätern und Ärzten im Häftlingskrankenbau wurde am Abend noch nach 19 Uhr die Frage vorgelegt, ob sie mit dem Block abmarschieren oder bei den Kranken im Revier bleiben wollten. Alles müsse weg, nur die Kranken blieben bis auf weitere Anordnung im Lager. Nicht einer wollte seine Kranken im Stich lassen, obwohl man wußte, daß die Nazis in anderen von ihnen verlassenen Lagern nur Leichen zurückgelassen hatten.

Schweigen und Finsternis lagen über dem KZ Buchenwald, als gegen 21 Uhr plötzlich auf dem Postenweg zwischen Lagereingang und Turm zwei, Richtung Kasernen, größere Marschbewegungen hörbar wurden. „Sie kommen!“ dachte man im ersten Augenblick. Doch sie kamen nicht. Sie hatten nicht mehr viel Zeit. Die 3. amerikanische Armee war schon so nahe, daß sie zu jeder Minute die SS-Anlagen des Buchenwaldes mit Artillerie belegen konnte. Das ganze schwarze Verbrecherkorps war mit den Vorbereitungen zur Flucht beschäftigt. Der Kommandant, die Lagerführer und das ganze übrige Gesindel hatten ihre Wagen schon marschbereit und mit Beute vollgepackt bereitgestellt. In dieser Situation kamen noch 425 Häftlinge aus dem Außenkommando Niederorschel, Flugzeugwerk, nach mehrtagigem Fußmarsch hier an.

Gleichzeitig nahmen die Massenmörder des KZ Buchenwald im Hof des Krematoriums noch die letzten Exekutionen vor. Man sah, daß einige Zivilisten dorthin geführt worden waren. Und in der Nacht starben im Waschhaus-Arrest weitere 24 Häftlinge einen grausamen Tod.

Der letzte Tag unserer Haft, wenige hatten ihn so überraschend erwartet, der 11. April 1945, begann mit einer verdächtigen Ruhe. Man war das Gebrüll durch den Lautsprecher vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Laufe der Haftjahre schon so gewöhnt, daß es einem direkt auffiel, wenn der Lautsprecher mal längere Zeit schwieg. Und so war es an dem entscheidenden Mittwoch. Bis 9.30 Uhr wurde überhaupt nichts durchgesagt. Dann rief der Rapportführer Hofschulte, ein typisch faschistischer Drecksack, den Friseur Alois, einen jugoslawischen Kameraden, ans Tor. Sie, die Etappenhelden der NSDAP, wollten wahrscheinlich dem Feind wenigstens rasiert den Rücken kehren und abhauen. Und das taten sie auch. Wieder trat Ruhe ein. Die Erwartung stieg. Hunderte von Häftlingen belagerten vormittags den Waldausgang im unteren Teil des Lagers und suchten das Gelände mit Hilfe von aus den optischen Werkstätten des Lagers organisierten Ferngläsern ab. Schon war MG-Feuer zu hören, es kam immer näher, von der 3. Etage der Effektenkammer aus wollten einige in nordöstlicher Richtung bereits Tanks gesehen haben, das Artilleriefeuer wurde immer deutlicher hörbar, dumpfe Detonationen in einer Entfernung von etwa fünf Kilometer erfolgten, es gab keinen Zweifel mehr, die Panzerspitzen der 3. amerikanischen Armee schoben sich immer näher heran. Um 10.15 Uhr heulten die Sirenen. Eine Viertelstunde später befahl der Lagerkommandant einen deutschen antifaschistischen Häftling und den Lagerältesten 1 zu sich. Er erklärte ihnen: „Es ist mir bekannt, daß verschiedene Auslandssender zugeben mußten, daß seit dem Kommandantenwechsel im KZ Buchenwald die Führung des Lagers besser geworden war. Ich übergebe Ihnen hiermit das Lager. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie diese Tatsache nicht eher bekanntgeben, als die Amerikaner da sind, um eine Panik im Lager zu verhüten. Von mir aus passiert Ihnen nichts...“

Das hörte sich alles ganz schön an. Die Posten auf den Türmen, zwischen den Türmen, die Postenkette um das Lager herum, sie standen und blieben noch. Betrug bis zur letzten Minute, das sitzt jedem echten Nazi untilgbar im Blut. Die Niederträchtigkeit dieser Erklärung des Kommandanten Pister wird erst richtig offenbar, wenn man weiß, daß er wenige Stunden vorher, um einen Befehl Hitlers, „das Lager zu liquidieren“, gehorsamst durchzuführen, den Kommandanten des nahegelegenen Flugplatzes Nohra anrief und ihn bat, das Häftlingslager mit Bombern anzugreifen. Der Kommandant von Nohra aber hatte zu dieser Zeit andere Sorgen und außerdem keine Bomber. Darauf forderte Pister Tiefflieger an, die das meist aus elenden Holzbaracken bestehende Häftlingslager in Brand schießen sollten. Da ihm der Kommandant von Nohra keine bestimmte Zusage geben konnte, empfahl Pister noch die Anwendung von Gasbomben und ließ unverzüglich Gasmasken an die SS ausgeben. Allein, der Mordplan mißlang, die 3. amerikanische Armee kam von allen Seiten und mit einer Durchschlagskraft, wie sie sich die Nazis nicht erträumt hatten. 15 Minuten vor zwölf Uhr erschienen Jabos über dem Lager, kurz darauf wurde zum ersten und letzten Mal von den Faschisten die neue „Feindalarm“-Sirene in Tätigkeit gesetzt. Aufgeregt rannten die noch im Lager Dienst tuenden SS-Leute herum und suchten einige Habseligkeiten zu retten. Pister war schon vorher mit seiner Verbrecherbande im wil-

der Flucht abgehauen, ohne zu vergessen, noch an Lebensmitteln aufzuladen, was Platz hatte. Die im Keller des Heizwerkes Nord eingelagerten Millionenwerte darstellenden Goldbarren aus eingeschmolzenen Wertsachen jüdischer Häftlinge waren bereits lange vorher abtransportiert worden.

Um 12.10 Uhr hörten wir übriggebliebenen 21000 Häftlinge zum letzten Male die widerliche Stimme des SS-Oberstrolches Hofschulte. Sie hatte sehr an Sicherheit verloren. „Sämtliche SS-Leute sofort aus dem Lager!“ brüllte er. In Hochspannung verrannen die folgenden Minuten. Langsam kreisten bereits die langsam Aufklärer im Raum Niederzimmern, Ottstedt und Ollendorf, Motoren brummten, MG-Salven rollten unablässig, dazwischen platzten Granaten, immer näher kam der Kampflärm, immer ungeduldiger wurden die Widerstandsgruppen des Lagers, die bewaffnet in Deckung lagen.

Nach einem kurzen Abbeben des Kampfes ging der Zauber draußen wieder los. Während unten im Tale in Ottmannshausen bereits die Mühle in Brand geschossen war, marschierte gegen 14 Uhr noch eine Kompanie SS-Reserven in die Kampflinie. Sie waren mit den neuesten Waffen, die Hitler ihnen versprochen hatte, ausgerüstet: alte Beutegewehre aus Ländern, die die Nazis ausgeplündert hatten, und Knarren aus historischen Museen. Aber sie hatten auch noch die Waffe der Waffen, die vielgerühmte Panzerfaust, wovon wir schließlich 250 Stück erbeuteten. Aufgepackt mit Beutewaffen aus früheren erfolgreichen Raubzügen, marschierten die Hitlerischen Edelgermanen, teilweise sich auf Stöcke stützend, in den Wald nordwestlich des Lagers. Das war um die 14. Tagesstunde. Die Vorauspanzer der Amerikaner ballerten schon tüchtig in die Widerstandsnester der SS in dem etwa noch einen Kilometer vom Lager entfernten Hottelstedt. Jedes Ereignis, das von unserer Bergeshöhe aus beobachtet werden konnte, wurde von unseren Ferngläsern eingefangen. Die Luft zitterte schon von dem Gebrumm der Panzermotoren. Plötzlich, 5 vor 15 Uhr, rief jemand: „Posten sofort von den Türmen herunter!“ Zögernd zogen sie sich zurück. Auch die Zwischenposten machten sich dünne. Zwei SS-Russen drückten sich vorsichtig durch den Wald bergaufwärts aus der Feuerlinie. Ein russischer Häftling forderte sie auf, die Waffen wegzuwerfen. Ohne Zaudern folgten sie dieser Aufforderung. 20 Minuten vor 16 Uhr, nach kurzem MG-Feuer, passierten die ersten Durchbruchpanzer die Straße SS-Revier – Hottelstedt, drangen in den Kommandanturbereich ein, durchfuhren ihn, ohne zu stoppen, und setzten ihren Vormarsch in Richtung Weimar fort. Gleichzeitig mit dem Eintreffen der ersten Panzer gingen unsere Widerstandsgruppen zum Angriff über. Einige entschlossene deutsche Kommunisten, darunter der Lagerälteste 1, stürmten über den Appellplatz auf das Eingangstor zu, wo noch schwerbewaffnete SS Wache hielt. Sie wurde sofort entwaffnet. Kameraden des Lagerschutzes ersteigten den Turm 1 und montierten kurzerhand das MG ab. Die ersten Handgranaten, Panzerfäuste und das erste MG waren erbeutet. Inzwischen hatten die anderen Widerstandsgruppen an verschiedenen Stellen das Drahthindernis durchbrochen, die Türme erklettert und von Wachen und Waffen gesäubert. Vor Tor zwei fiel uns eine weitere MP in die Hand. Die Waffen wurden sofort ins Lager geschafft. Zehn Minuten vor 16 Uhr, ein historischer Moment, flatterte die weiße Fahne auf dem jedem Buchenwald-Häftling bekannten Zwingturm Nr. 1. Nachdem auch das Tor 3 neben der Kantine durchgerammelt war, ging der Sturm auf die Kasernen und die Suche nach versteckten Faschisten los. Hunderte von Gewehren wurden erbeutet und im Lager

an die militärischen Gruppen verteilt. Unverzüglich begann eine systematische Durchkämmung des ganzen Geländes und der SS-Anlagen nach Waffen und Nazis. Das ganze Lager war in heller Aufregung. Jeder wollte heraus, jeder wollte eine Waffe, um sich für die ausgestandenen Leiden zu rächen. Eine Aufforderung des Lagerältesten, auf den Blocks zu bleiben, wer nicht mit Aufgaben beauftragt sei, verhallte ungehört. Ein seit zwölf Jahren von den Nazis inhaftierter deutscher Kommunist, der die englische Sprache beherrschte, begrüßte die ersten, den sieben Durchbruchpanzern folgenden amerikanischen Panzerspähwagen und gab ihnen Auskunft über die Route. Nachdem diese Spähwagen wieder zurückgekehrt waren, ging der Vormarsch des Gros weiter. Ununterbrochen, volle drei Stunden, rollte ein Panzer nach dem anderen bloß über diese Straße. Anschließend kam die Artillerie und zum Schluß motorisierte Infanterie. Laufend wurden versteckte SS-Leute, Wehrmachtsangehörige und in Soldatenuniform steckende Hitlerjungen von den bewaffneten Häftlingen entwaffnet und in Gefangenschaft genommen. Zwei Stunden nach den sieben ersten Durchbruchpanzern waren bereits 17 deutsche Soldaten ins Lager gebracht und in einem isolierten Block unter Bewachung des Lagerschutzes gestellt.

Eine Besichtigung des „Schlachtfeldes“, wenige Minuten nach dem Durchbruch der Panzer ergab ein jämerliches Bild nationalsozialistischer „Größe“. Die Helden Himmlers, die mit der größten Kaltblütigkeit jahrelang wehrlose Gefangene abschlachteten, verfielen beim Herannahen der ersten Panzer in eine heillose Panik. „Achselstücke abreißen!“ Mit diesem Schlachtruf rückten sie nach Osten ab, in einem Tempo, als seien alle Rekordschnellläufer gewesen. Alles was sie bei sich hatten, vom Briefpapier bis zur Panzerfaust, ließen sie im Stich. Der Wald, in welchem sie den Amerikanern einen „heissen Empfang“ bereiten wollten, war übersät von nationalsozialistischen Marketenderwaren. Ganze zwei Mann, ein älterer Jahrgang und ein jüngerer MG-Schütze, lagen tot an der Straße. Einer der gefährlichsten SS-Strolche des Kommandanturstabes, der SS-Unterscharführer Heinrich, versuchte unter Verwendung einer gestreiften Häftlingsjacke zu fliehen. Wahrscheinlich wollte er in den Wald zu den Werwölfen. Er wurde aber erkannt. Eine MG-Salve genügte, und er lag wie ein Sieb durchlöchert im Gelände.

Unten in Hottelstedt machten sich etwa 20 jüngere SS-Männer schwere Gedanken über ihre Zukunft. Sie waren die Überreste eines Widerstandsnestes. Nun kauerten sie als Gefangene der 3. amerikanischen Armee vor einer Hausmauer. Ihre faschistische Arroganz und Rassenwürde hatten sie innerhalb weniger Minuten eingebüßt. Die Amerikaner kostete der Durchbruch durch die Buchenwaldsperrre einen einzigen Verwundeten. So sahen die „schweren Verluste“ aus, die der deutsche Wehrmachtsbericht immer meldete, wenn es dem Feind gelang „etwas Gelände zu gewinnen“. Und die „Bewährung der Panzerfaust“ nachzuprüfen, hatten wir auch Gelegenheit. In der ganzen Umgebung des Ettersberges, soweit man mit dem Fernglas schauen konnte, war nicht ein abgeschossener Panzer der Amerikaner zu entdecken.

Das Internationale Komitee trat mit dem ersten Auftauchen der amerikanischen Panzer sofort in voller Legalität in Aktion und hat nicht einen Augenblick die Fäden aus der Hand verloren. Seine Anordnungen wurden strikt befolgt. Obwohl die Masse der Häftlinge begreiflicherweise innerlich kochte vor Wut gegen die faschistische Mörderbande und imstande war, in Augenblicken die gefangengenommenen Nazibanden zu zertrampeln, so wurde doch nicht ein einziger, entsprechend den Genfer Ab-

machungen über die Behandlung der Kriegsgefangenen, mißhandelt, obwohl sich die Nazis nie an diese Abmachungen gehalten hatten; sie haben Tausende von Kriegsgefangenen erschossen, erhängt und erschlagen. Selbst als der berüchtigte Spiß der 1. Kompanie des SS-Standortes Buchenwald unter dem vielfachen Jubel der Befreiten ins Lager gebracht wurde, erhob sich keine Hand gegen ihn. Als gegen Abend die ersten amerikanischen Offiziere im Lagerbereich eintrafen, war bereits durch das Internationale Komitee der Häftlinge eine Sicherheitszone im Umkreis von zwei Kilometern um das Lager geschaffen. Jede der größeren im Lager vertretenen nationalen Gruppen besetzte mit ihren bewaffneten Kameraden einen bestimmten Abschnitt. Die amerikanischen Offiziere sprachen sich sehr anerkennend über die tatkräftige Mitwirkung der Gefangenen und ihre gute Organisation aus und sicherten sofort, nach Informierung über die Lage, alle mögliche Hilfe zu. Das Lager bekam noch an diesem Abend eine Vollmacht zur Requirierung von Lebensmitteln von den amerikanischen Militärbehörden ausgestellt.

Die Schlacht um das Konzentrationslager Buchenwald war geschlagen und gewonnen! Wir betrauerten dabei den Verlust von zwei Kameraden, die durch unglückliche Umstände noch am Tage ihrer Befreiung aus der faschistischen Sklaverei starben. Die Schlacht um den Buchenwald wurde von uns Häftlingen in erster Linie politisch geführt. Aber auch die Diplomatie arbeitete im gegebenen Augenblick. Kurz bevor die Evakuierung des Lagers beginnen sollte, entschlossen sich einige prominente politische Häftlinge der Tschechen, Polen und Franzosen an den Kommandanten einen Brief zu schreiben, um ihn zu veranlassen, seinen ganzen Einfluß darauf zu verwenden, die Evakuierung des Lagers zu unterlassen. Sie sicherten ihm zu, sich in diesem Falle nach Eintreffen der Amerikaner bei den alliierten Militärbehörden für ihn und seine Familie einzusetzen. Pister holte sich bei seinem Vorgesetzten Himmler Be-scheid und antwortete: „Das Lager sofort evakuieren.“ So scheiterte dieser diplomatische Versuch, das Lager zu retten. Am 10. April folgte ein weiterer diplomatischer Vorstoß von Seiten des tschechischen Chirurgen Dr. Horn. Dessen Sorge galt vor allen Dingen den kranken Häftlingen, und deshalb sohlug er unter Hinweis auf die Genfer Konvention vor, einen SS-Arzt bis zum Eintreffen der Amerikaner im Häftlings-Krankenbau zurückzulassen. Auch dieser Vorschlag verfiel der Ablehnung.

Nun waren 21 000 Häftlinge, darunter nahezu 1000 Jugendliche unter 16 Jahren, aus den Klauen des faschistischen Untiers befreit. 21 000 antifaschistische Kämpfer für Freiheit und Demokratie, für den Fortschritt der Menschheit, über denen vor Stunden noch die Gefahr des faschistischen Massenmordes schwelte, waren gerettet. 3000 Franzosen, 2000 Polen, 2000 Tschechen, 5000 Russen, 600 Jugoslawen, 200 Italiener, 200 Spanier, 6000 Antifaschisten anderer Nationen und 2000 Deutsche, davon der größte Teil Kommunisten, die seit zehn und zwölf Jahren von den Faschisten hinter Kerkermauern und Stacheldraht gefangen gehalten wurden, haben es der 3. amerikanischen Armee und ihrer eigenen internationalen Zusammenarbeit zu verdanken, daß am 11. April 1945 für sie die faschistische Sklaverei zu Ende ging und ein neues freies Leben seinen Anfang nahm.

Die Freude über die Befreiung des Lagers, die sich in den Nachmittagsstunden des Mittwochs in zahllosen Umarmungen und Küssem der Befreiten aller Nationen untereinander ausdrückte, erhielt am Morgen des 12. April eine besonders feierliche und erhebende Gestaltung durch den 1. Freiheitsappell des Lagers Buchenwald.

Um 7.30 Uhr marschierten die Befreiten nach Nationalitäten geordnet unter den Klängen der Lagerkapelle auf dem Appellplatz auf. Was die Faschisten mit dem blutigsten Terror nie fertigbrachten, die antifaschistische, demokratische Selbstdisziplin schaffte es spielend: einen wohlgeordneten, mustergültigen Aufmarsch, wie ihn Buchenwald vorher nie gesehen hatte.

Zuerst kamen die Tschechen unter den Klängen eines bekannten tschechischen Marsches. Dann die Franzosen, die Marseillaise singend, ihnen folgten die Russen, ebenfalls mit einer nationalen Freiheitshymne, dann die Polen und schließlich unter den Klängen der Internationale die international gemischten Blocks.

Der Lagerälteste 1, ein deutscher Genosse, der in den kritischen Tagen die Hauptverantwortung getragen hatte, hielt eine flammende Begrüßungs- und Dankansprache an unsere Befreier im Auftrage des Lagerkomitees. Nach ihm verlasen je ein Vertreter der Tschechen, Franzosen, Russen und Deutschen eine Deklaration des Lagerkomitees, in welcher der Vormarsch der Roten Armee und der Alliierten begrüßt wurde. Wir gelobten, gemeinsam mutig und unermüdlich weiterzukämpfen bis zur Ausrottung des Faschismus mit seinen Wurzeln, für eine neue, freie, antifaschistische, demokratische Welt!

Von den beiden anwesenden Vertretern des alliierten Abschnittskommandos antwortete ein amerikanischer Leutnant mit den Worten: „Ich begrüße euch und beglückwünsche euch zu eurer Befreiung. Ihr habt durch eure Leistungen unseren Kampf unterstützt und bildet einen starken Stützpunkt unserer gemeinsamen Sache. Ich hoffe, daß ihr bald nach Hause kehren könnt...“

Nach dem Verlesen der polnischen Übersetzung der Erklärung des Lagerkomitees richtete der Lagerälteste 1 nochmals einen kurzen Appell an die Kameraden zu antifaschistischer, demokratischer Selbstdisziplin, und dann rückten die durch gleichzeitige Zählung festgestellten 20861 befreiten Häftlinge in ihre Quartiere ab, unter bisher verbotenen Weisen der Lagerkapelle.

Ein neuer Anfang begann, ein neues Leben für 21 000 Antifaschisten, die jahrelang unter der Knute faschistischer Verbrecher ein trauriges Dasein führen mußten, brach an. Der Widerstand der Buchenwalder Häftlinge hat im Zusammenwirken mit den Truppen der 3. amerikanischen Armee dem Faschismus Tausende aus den blutigen Klauen gerissen. Nicht einen einzigen der 40 von der Gestapo angeforderten Häftlinge haben wir verloren. Noch am selben Nachmittag wurden den alliierten Militärbehörden 151 deutsche Kriegsgefangene, SS-Verbrecher, Wehrmachtsangehörige und Volkssturmhelden, die von den Häftlingen entwaffnet und gefangengenommen worden waren, darunter der ehemalige Lagerarzt, SS-Hauptsturmführer Hoven, übergeben. Das war erst die erste Lieferung. Weitere folgten.

Damit hatte das Konzentrationslager Buchenwald aufgehört zu existieren. Und noch während die faschistische Bestie unter den Hieben der alliierten Armeen in ihren Todeszuckungen lag, traf das Lager Buchenwald seine Vorbereitungen zur Rückkehr der 21 000 Befreiten in ihre von den faschistischen Räubern und Mordbrennern verwüsteten Länder, zu neuen Aufgaben, zum Wiederaufbau Europas, zum weiteren Kampf für eine bessere Zukunft, für eine antifaschistische, demokratische Welt.

Ludwig Hoelbe  
Die Thälmann-Mörder sind unter uns

München, 26. November 1977

An das Land Nordrhein-Westfalen  
Justizministerium – z. H. von Herrn Dr. Hüttenheim

Betreff: Mord, begangen an Ernst Thälmann

Sehr geehrter Herr Doktor Hüttenheim,  
entsprechend der mit Ihnen getroffenen telefonischen Vereinbarung vom 24./25. November übersende ich Ihnen mit der Bitte um Kenntnisnahme Fotokopien meines Schriftverkehrs mit dortigen zuständigen Stellen in Sachen Mord, begangen an Ernst Thälmann.

In diesem Zusammenhang darf ich mich auf zwei Bemerkungen an dieser Stelle beschränken:

Aus dem Schreiben des Landgerichts Köln vom 3. April 1964 vermag ich zu entnehmen, daß der Kreis der in Frage kommenden Personen bekannt und daher eingrenzbar ist. Wenn die betreffenden Personen also von den „Überlebenden niemand belasten wollen“, wie Herr Landgerichtsrat Neuß mir damals schrieb, so vermag ich nicht einzusehen, weshalb sie dann nicht alle gemeinsam und jeder für sich hinreichend verdächtig sein sollen, an der Ermordung von Ernst Thälmann mitbeteiligt oder/und Mittäter bzw. Täter zu sein. Jedenfalls finde ich keine vernünftige, auch keine rechtsstaatlichen Normen gerecht werdende Erklärung dafür, daß die Ermittlungen seinerzeit eingestellt wurden, nach meiner Intervention wieder in Gang kamen und – ich kann es beim besten Willen nicht anders bezeichnen – seit 1964, nun über 13 Jahre(!), verschleppt wurden.

In letzterer Annahme fühle ich mich bestärkt durch den Wortlaut des von Herrn Oberstaatsanwalt Dr. Heckmann unterfertigten Schreibens vom 5. Juni 1975, den ich einfach nicht verstehe, denn ich habe niemals nachgefragt, ob erneut Beschwerde gegen die Einstellung des Verfahrens eingelegt worden sei und wie es um die Beschwerdebegründung stehe. Dazu habe ich gar keine Veranlassung. Mir kann es allein darum gehen, wie es um die Ermittlungen – im Hinblick auf den m. E. notwendigen Strafprozeß, um den sich ein Rechtsstaat nicht drücken sollte – bestellt ist, die im Jahre 1964 „zum Zwecke weiterer Aufklärung wieder aufgenommen worden sind“ (Schreiben vom 16. September 1964 – unterfertigt von Herrn Staatsanwalt Dr. Korsch).

Zwar habe ich damals schon nicht verstanden, warum nicht Anklage gegen den dort bekannten Personenkreis erhoben wird, der sich und den/die Mörder glaubt dadurch schützen zu sollen, daß einfach dargetan wird, man wolle von den Überlebenden niemand belasten, und dann von den zuständigen Justizbehörden das Geschenk der Einstellung des Verfahrens erhält. Doch habe ich dies damals auf sich beruhen lassen und eben einmal abgewartet. Nun, nach über 13 Jahren meine ich, könnte sich niemand mehr über Ungeduld beklagen oder von Arbeitsüberlastung sprechen. Auch sollte nichts geschrieben werden, was im konkreten Fall einfach nur abwegig genannt werden muß, wie dies im schon angeführten Schreiben vom 5. Juni 1975 sich zwangsläufig darstellt.

*Ludwig Hoelbe: Die Thälmann-Mörder sind unter uns*

Schließlich habe ich den Eindruck, daß es in der Angelegenheit Mord an Ernst Thälmann seit vielen Jahren an der gesetzlich vorgeschriebenen Dienstaufsicht fehlt. Ich bitte Sie deshalb höflich, dieses Schreiben nebst den beigefügten Unterlagen Herrn Justizminister Dr. Posser vorzulegen. Ich bitte Herrn Dr. Posser, sich dieser Angelegenheit anzunehmen.

Mit freundlichen Grüßen *Ludwig Hoelbe*

München, 17. Juli 1964

Herrn Bundesminister der Justiz Dr. Ewald Bucher

Sehr geehrter Herr Bundesminister

Auf meine entsprechende Anfrage teilte mir der Pressedezernent des Landgerichts Köln unter dem 3. April 1964 mit, daß im Zusammenhang mit der Ermordung Ernst Thälmanns zwar die näheren Umstände der Ankunft am Tatort und der Erschießung ermittelt werden konnten, nicht aber der Schütze, weil bei der Erschießung nur SS und Gestapo zugegen gewesen sei, von denen die Überlebenden niemand belasten wollten. Es steht jedoch fest, daß Thälmann von einem der anwesenden SS- und Gestapoleute erschossen worden sei.

Da es mir unerklärlich ist, daß das Ermittlungsverfahren zur Feststellung des Mörders bzw. der Mörder eingestellt wurde, obwohl die bei der Tat anwesenden Personen namentlich bekannt sein dürften (dies entnehme ich dem Schreiben des Landgerichts Köln vom 3. April 1964, das ich mir erlaube in Abschrift beizufügen), wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie Gelegenheit nehmen würden, prüfen zu lassen, ob die Einstellung des Ermittlungsverfahrens überhaupt zulässig ist.

Wenn die bei der Tat anwesenden Personen namentlich bekannt sind, so ist doch mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß innerhalb dieses Kreises Gewißheit darüber gegeben ist, wer der Mörder ist. Und ob sich die Beteiligten an der Tat nicht doch noch anders besinnen, könnte sich ja mit Sicherheit erst im Prozeß herausstellen. Hinreichender Tatverdacht scheint mit gegen jeden der Beteiligten gegeben zu sein. Aus diesem Grunde halte ich die Einstellung des Ermittlungsverfahrens in diesem Fall für nicht erlaubt.

Ich wende mich an Sie, sehr geehrter Herr Bundesminister, weil ich davon ausgehe, daß auch Sie nach Prüfung des Sachverhalts sich mit dem bisherigen Verlauf in dieser Angelegenheit nicht zufrieden geben können.

Mit vorzüglicher Hochachtung *Ludwig Hoelbe*

Köln, den 3. April 1964

Landgericht Köln – Der Pressedezernent

Sehr geehrter Herr Hoelbe!

Ihrer Anfrage, die mir zuständigkeitsshalber zugeleitet wurde, entnehme ich, daß die Ihnen vorliegende Zeitung nicht die volle Meldung abgedruckt hat, die die Staatsan-

*Ludwig Hoelbe: Die Thälmann-Mörder sind unter uns*

waltschaft der Presse gegeben hat. Darin war klargestellt, daß die näheren Umstände der Ankunft und Erschießung Thälmanns ermittelt werden konnten, nicht aber der Schütze, weil bei der Erschießung nur SS und Gestapo zugegen war, von denen die Überlebenden niemanden belasten wollten. Es steht jedoch fest, daß er von einem der anwesenden SS- und Gestapoleuten erschossen wurde.

Hochachtungsvoll  
Neuß, Landgerichtsrat

München, 20. 5. 1969

An den Herrn Oberstaatsanwalt in Köln

Sehr geehrter Herr Oberstaatsanwalt,  
wie Sie mir vor längerer Zeit mitgeteilt haben, wurde das seinerzeit gegen die noch lebenden Mitwisser oder Mittäter bzw. Täter bezüglich der Ermordung des Mitbürgers Ernst Thälmann eingestellte Verfahren auf meinen Antrag hin wieder aufgenommen. Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mich wissen lassen könnten, wie der Stand der Ermittlungen im Augenblick ist.

Mit vorzüglicher Hochachtung *Ludwig Hoelbe*

Leiter der Zentralstelle im Lande Nordrhein-Westfalen für die Bearbeitung von nationalsozialistischen Massenverbrechen in Konzentrationslagern bei dem Leitenden Oberstaatsanwalt in Köln  
Geschäfts-Nr.: 24 Js 540/61 (Z)

Herrn Ludwig Hoelbe

Auf Ihr Schreiben vom 20. 5. 69 wird mitgeteilt, daß die Ermittlungen in Sachen Thälmann noch andauern.

Auf Anordnung, *Bergmann*, Justizangestellte

Karfreitag, 27. März 1970

An den Herrn Leiter der Zentralstelle  
im Lande Nordrhein-Westfalen  
für die Bearbeitung von national-  
sozialistischen Massenverbrechen  
in Konzentrationslagern  
bei dem Herrn Leitenden Oberstaatsanwalt in Köln

Betr.: Ermittlungsverfahren wegen der Ermordung von Ernst Thälmann – dortiges  
Geschäftszeichen 24 Js 540/61 (Z)

Sehr geehrter Herr Leiter der Zentralstelle!

Nachdem im Jahre 1964 bekannt wurde, daß wegen der Ermordung von Ernst Thäl-

mann nicht weiter ermittelt werde, weil zwar feststehe, daß einer der damals anwesenden SS- und Gestapoleute den Mord begangen habe, die überlebenden Mordbeteiligten jedoch niemand belasten wollten, haben Sie, nach der über den Herrn Bundesjustizminister erfolgten Intervention, mir mit Schreiben vom 16. 9. 1964 mitgeteilt, die Ermittlungen zur Klärung des Verbrechens seien zum Zwecke „weiterer Aufklärung“ wiederaufgenommen worden. Auf meine Anfrage vom 20. 5. 1969 ließen Sie mir mitteilen, daß die Ermittlungen noch immer andauerten.

Da seit der Wiederaufnahme der Ermittlungen nun schon an die 5½ Jahre vergangen sind, bitte ich Sie um Nachricht, ob die Ermittlungen abgeschlossen sind. Unabhängig davon scheinen die Voraussetzungen zur Erhebung der Anklage wegen gemeinschaftlich begangenen Mordes doch gegeben, denn die bei dem Mord anwesenden SS- und Gestapoleute sind der Ermittlungsbehörde laut Schreiben des Landgerichts Köln vom 3. 4. 1964 namentlich bekannt. Es müßte seltsam anmuten, wenn Anklage deshalb nicht erhoben werden sollte, weil die überlebenden Mordbeteiligten im Zuge der Ermittlungen zu erkennen gegeben haben, sie wollten „niemanden belasten“ von den beim Mord anwesenden und daran beteiligten SS- und Gestapoleuten. Schließlich ist auch nicht nur der Mörder allein straffällig geworden, denn die Mithelfer und Mitwissser können nicht straffrei ausgehen. Die Öffentlichkeit inner- und außerhalb der Bundesrepublik wird dem weiteren Fortgang in Sachen Strafverfolgung wegen Ermordung von Ernst Thälmann sicher größte Aufmerksamkeit widmen.

Hochachtungsvoll Ludwig Hoelbe

Köln, den 28. 4. 70

Der Leiter der Zentralstelle im Lande Nordrhein-Westfalen für die Bearbeitung von nationalsozialistischen Massenverbrechen in Konzentrationslagern bei dem Leitenden Oberstaatsanwalt in Köln

Geschäfts-Nr.: 24 Js 540/61 (Z) SH Thälmann

Bitte bei allen Schreiben angeben!

Herrn Ludwig Hoelbe

Betrifft: Ermittlungsverfahren wegen der Ermordung von Ernst Thälmann.

Sehr geehrter Herr Hoelbe!

Ich bin soeben von einer Dienstreise nach Warschau zurückgekehrt, wo ich im dortigen Justizministerium u. a. auch um die Gewährung weiterer Rechtshilfe in Sachen Thälmann gebeten habe.

Wenngleich nach den mir dort erteilten Auskünften kaum noch mit dem Auffinden beweiserheblichen Materials gerechnet werden kann, werde ich doch – schon wegen der hohen historischen Bedeutung des Falles – der Sache Thälmann auch in Zukunft meine besondere Aufmerksamkeit widmen.

Hochachtungsvoll!

Erster Staatsanwalt

Dr. Korsch

Han Wielek  
De oorlog die Hitler won

„De oorlog die Hitler won“ (Der Krieg, den Hitler gewann) nannte ich mein 1947 erschienenes Buch. Der Krieg, den Hitler gegen die Juden in Osteuropa und Westeuropa gewann. Wenn die Verjährung der grauenhaftesten Verbrechen Tatsache wird, hat der Irreführer postum wieder einen Krieg gewonnen.

Die Vergangenheit holt uns immer wieder ein und wird auf gespenstische Weise Gegenwart. Wieder denken wir an Paul Celans Worte aus seiner „Todesfuge“, die aus Baden-Württembergs Schulbüchern verschwinden muß: *Der Tod ist ein Meister aus Deutschland*. Viele, viele „Meister“ leben unter uns.

Was wurde und was wird aus dem Majdanek-Prozeß? Was wurde vor Jahren aus dem Auschwitz-Prozeß in Frankfurt am Main? Der tapfere und integere Sozialist, Generalstaatsanwalt Dr. Fritz Bauer – zurückgekommen aus dem Exil – stand allein. Seine Feinde siegten. Kriegsverbrecher siegten. Fritz Bauer stellte 1964 fest: „Die Strafen, die bei uns ausgesprochen wurden gegen Kriegsverbrecher, lagen häufig an der Mindestgrenze des gesetzlich Zulässigen, was einer Verhöhnung der Opfer nahekam.“ Soll der Höhepunkt der Verhöhnung noch bevorstehen? Was wird aus den Schuldigsten? Werden sie nach dem 31. Dezember dieses Jahres in keiner Weise mehr behelligt werden? Wird ihnen dann nichts mehr im Wege stehen? Wird ihnen als Helden mit Blumen und Tränen der Freude, Tränen der Freunde gehuldigt werden...?

Werden auch sie endlich die ihnen gebührende Entschädigung, den Lohn für überdurchschnittlichen Diensteifer erhalten, wie ja auch Hitlers Richter alle Jahre den verdienten Lohn bekommen...?

*Verjährt Auschwitz?*

Wird nach dem 31. Dezember 1979 der Befehl laut: „Stillgestanden! Nicht umschauen! Vergessen!...“?

Am 30. November 1953 sagte Bundespräsident Theodor Heuss bei dem Mahnmal für die Opfer des Konzentrationslagers Bergen-Belsen: „Diese Scham nimmt uns niemand ab...“ (Der Text auch seiner Rede wurde aus Baden-Württembergs Schulbüchern entfernt.)

Wer wird sich schämen? Wer schämt sich? Böll und Gollwitzer und Niemöller und Hochhuth und Abendroth und jene Deutsche, die nicht schuldig sind, denen wir Vertrauen schenken, die die Fähigkeit besitzen, zu trauern. Sie sind empört und verzweifelt...

...im Gegensatz zu einem prominenten CSU-Politiker, der am 8. Mai 1970 für viele sprach: „Der 8. Mai ist für das deutsche Volk einer der traurigsten Tage, ein Tag tiefster Erniedrigung.“ Demnach ist das Ende des Dritten Reiches... eines der traurigsten Ereignisse.

Diese Leute haben also „auch“ die Fähigkeit zu trauern... Zu diesem Thema hat sich der Repräsentant der Erzkonservativen folgendermaßen geäußert (wie die ZEIT am 20. August 1965 berichtete): „Wir hatten Unglück; wir müssen herauskommen aus dem falsch verstandenen Sühnedeutschstum.“

Ein Befehl aus Bayern!

Was empört uns? Was wünschen wir? Rache? Nein. Nur Gerechtigkeit.

Eine große, sachliche Volksbewegung inner- und außerhalb Deutschlands muß die Öffentlichkeit und eine noch größere Anzahl Parlamentarier überzeugen, welchen nicht auszumerzenden moralischen Schaden die „Verjährung“ der Bundesrepublik zufügen würde.

Nein, mit dem Krieg, mit dem deutschen Überfall im Jahre 1940, sind wir noch nicht fertig. Mit Auschwitz sind wir noch nicht fertig – mit den Vernichtungslagern, wo Hitler den Höhepunkt seiner Karriere errungen hat. Von den aus den Niederlanden – einem der bei Nacht und Nebel überfallenen Länder – deportierten 105 000 Juden kamen 4000 zurück.

Uns wird hin und wieder gesagt: ihr seid anti-deutsch.

1965 habe ich in einem Buch mit dem Titel „Mogen wij nog anti-duits zijn?“ („Dürfen wir noch anti-deutsch sein?“) auseinandergesetzt, warum wir *nicht* anti-deutsch sein können. Es wäre dumm und ungerecht *den* Deutschen gegenüber, die ihr Leben feil hatten, um die braune Diktatur zu bekämpfen.

Wir können nicht anti-deutsch sein, wenn wir an den übermenschlichen Mut deutscher Widerstandskämpfer denken. Diese, soweit sie noch leben hier in der Bundesrepublik und in den anderen Ländern Europas, und die Wenigen, die die Hölle überlebt haben, und sie, deren Familie und Freunde ermordet wurden, sie, die nicht, die *nie* vergessen können, sie sind es, deren Schmerz und Pein nie verjährt... in ihrem und in unserm Land.

Ein Unbekannter, ein sudetendeutscher Bauernknecht, weigerte sich, zu morden. Darum wurden er und sein Freund ermordet. Er schrieb seinen Eltern, der Brief ist bekanntgeworden: „Wir beide wollen lieber sterben, als unser Gewissen mit so Greuelaten beflecken. Ich weiß, was die SS ausführen muß. Ach, liebe Eltern, so schwer es für mich ist und für Euch, verzeiht mir alles, wenn ich Euch beleidigt habe, und betet für mich. Wenn ich im Kriege fallen würde und hätte ein böses Gewissen, das wäre auch traurig für Euch. Es werden noch viele Eltern ihre Kinder verlieren. Es fallen SS-Männer auch viel. Ich danke Euch für alles, was Ihr mir seit meiner Kinderzeit Gutes getan habt, verzeiht mir, betet für mich....“

Katharina Christiansen-Leber, die Tochter des bekannten sozialdemokratischen Widerstandskämpfers, des Politikers Julius Leber, der von den Nazis ermordet wurde, schrieb in einem Brief u. a.: „Und nun sollen NS-Verbrechen verjähren? Oder es soll eine Generalamnestie geben? Wenn das geschieht, werde ich das Bild meines Vaters von seinem Ehrenplatz in unserem Haus herunterholen und es im stillen Kämmerchen meiner persönlichen Erinnerungen aufhängen. Ich werde das für meinen Enkel tun. Denn er könnte in wenigen Jahren auf den Gedanken kommen, daß ein Tod wie der von Julius Leber sinnlos sei. Ich werde mit ihm über meinen Vater reden müssen. Denn der Junge könnte glauben, daß Überleben um jeden Preis, daß Karriere notfalls auf krummen Touren ein Ziel wäre. Und ich hätte ihn zu überzeugen. Denn er könnte meinen, im gewaltsamen Widerstand für sich einen Ausweg suchen zu müssen. Woher sollte ich die Argumente nehmen, wenn solche Verbrechen verjährt?“ Was die „Einnischung“ der Nachbarländer betrifft: vor nicht zu langer Zeit hat Deutschland sich mächtig in unsere, in die europäischen Verhältnisse eingemischt. Wir in Holland gedachten am 4. und 5. Mai der Maitage 1940 und 1945. Menschen aus allen Schichten der Bevölkerung, aus politisch sehr verschiedenen Gruppen, viele junge Menschen auch, haben der Opfer des Nazismus gedacht, die Freiheit gefeiert.

Wir dachten an die Widerstandskämpfer, auch an die deutschen Widerstandskämpfer, auch an Gustav Heinemann, den einzigen deutschen Präsidenten, der vor einigen Jahren von der Königin *und* vom holländischen Volk empfangen wurde.

Das Problem der Naziverbrechen, es kann nicht oft genug wiederholt werden, geht uns alle an: ihre Opfer haben die Germanen aus allen Ländern Europas geholt. Und alle Länder haben das Recht, haben die Pflicht, sich zu dem Problem der Verjährung unzweideutig zu äußern.

Und nochmals: *wir* anti-deutsch?

Was hat der „Doctor honoris causa“ der Staatsuniversität in Chile vor einigen Monaten von sich gegeben? „Chile ist ein freies und demokratisches Land, das in den letzten vier Jahren auch die Hauptaspekte der deutschen Demokratie übernommen hat: Disziplin, Achtung und Fleiß.“

Ich frage: kann die Bundesrepublik gemeiner beleidigt werden als durch diese „Beurteilung“ eines bayrischen Ministerpräsidenten?

In Ihrem und in unserm Interesse können und dürfen wir nicht gleichgültig sein, wenn es um die Bundesrepublik geht. Gleichgültig sein – ist gedankenlos sein.

Der bekannte polnische Schriftsteller Stanislaw Jerzy Lec hat diese Schlussfolgerung gezogen: „Gedankenlosigkeit tötet. ANDERE.“

Über Verjährung wird hier gesprochen. Über Mörder. Und über Ermordete. Und über die guten Deutschen.

Zu ihnen gehört Albrecht Haushofer, der Sohn eines fanatischen Hitlerfreundes. Albrecht Haushofer nahm am Juli-Putsch 1944 teil. Er wurde gefangengenommen. Einige Tage vor der Eroberung Moabits durch die Russen wurde er in diesem Gefängnis ermordet. Freunde fanden seine Gedichte; diese „Moabiter Sonette“ sind 1946 erschienen.

Wir beschäftigen uns mit Schuld und Unschuld – und mit der Frage: werden nicht auch jene schuldig, die stets zu spät Reue bekommen... die immer und immer wieder zu spät entdecken, daß es zu spät ist...?

*Schuld* heißt eines der Gedichte Albrecht Haushofers:

Ich trage leicht an dem, was das Gericht  
mit Schuld bennen wird: An Plan und Sorgen.  
Verbrecher wär ich, hätt ich für das Morgen  
des Volkes nicht geplant aus eigner Pflicht.

Doch schuldig bin ich. Anders als ihr denkt.  
Ich mußte früher meine Pflicht erkennen,  
ich mußte schärfer Unheil Unheil nennen –  
Mein Urteil hab ich viel zu lang gelenkt...

Ich klage mich in meinem Herzen an –  
Ich habe mein Gewissen lang betrogen –  
Ich hab mich selbst und andere belogen –

Ich kannte früh des Jammers ganze Bahn –  
Ich hab gewarnt – nicht hart genug und klar.  
Und heute weiß ich, was ich schuldig war...

Klaus Konjetzky

**Tractatus historicopoliticus**

oder: Was hat denn das mit Literatur zu tun?

Es fängt doch schon damit an, daß die einen von „Sieg“ und die anderen von „Niederlage“ sprechen. Die einen feiern die Befreiung vom Hitlerfaschismus, die anderen trauern einem verlorenen Krieg, einem zerschlagenen Großdeutschen Reich nach. Das ist schlimm, wäre aber noch nicht das schlimmste, gäbe es nicht wieder und immer noch Leute, die, sagen wir mal, 40 Milliarden Rüstungs- und Militärausbgaben in einem Jahr für einen Beitrag zur Friedenssicherung halten, und dies mit dem traditionell-deutschen Fingerzeig in Richtung auf die „Gefahr aus dem Osten“ tun, dergenüber auch 50 Milliarden eher noch zu wenig seien. Merkwürdig: ich fühle mich nicht für 40 Milliarden östlich bedroht, vielleicht nicht mal für 5 Milliarden.

Aber bedroht fühle ich mich natürlich schon auch.

Zwischen einer Politik, die diese Rüstungsmilliarden und alles drumherum zu verantworten hat, und einer Politik, deren Erbe Trümmer und viele Millionen Tote waren, liegen über drei Jahrzehnte Kontinuität eines Widerspruchs, eines Irrsinns.

Wer etwa so alt ist wie diese Republik, muß älteren glauben, wie alles war, wie alles begann in diesem Land. Damit bin ich schon prinzipiell auf dem Gebiet der Literatur. Und weil mich hier und überhaupt die Literatur interessiert, will ich mich um einen historischen Hintergrund bemühen, als dem Hintergrund auch von Literatur. Im Schutz des 30. Geburtstages dieser BRD darf sich vielleicht auch mal einer, der „normalerweise“ Gedichte schreibt, Staatsgedanken machen und allgemeiner werden als es der Poesie zuträglich wäre. Geschichte ist Bewußtsein von Geschichte als eines kontinuierlichen Wandels, als Entwicklung. Und Literatur ist Artikulation von Bewußtsein. In jedem Fall, auch wenn das als Definition unangemessen karg wäre. Trotzdem, oder deswegen, ist Geschichte nicht einfach ablesbar aus Literatur. Was ablesbar ist, ist eine Subjektivierung von Geschichte durch das Autorenbewußtsein oder Autorenunterbewußtsein.

Der mehr oder weniger große Verzerrungsgrad des subjektiven Geschichtsbildes eines Autors ist, wenn überhaupt, empirisch zu bestimmen.

Also muß ich zunächst versuchen, die Fiktionalität von Literatur mit der historischen Faktizität zu konfrontieren.

Also vergegenwärtige ich mir einige Fakten.

Und daß ich das muß, kennzeichnet meine Lage, die – wie bei vielen meiner Generation – nur von wenigen Geschichtskenntnissen getrübt ist, die aber, auch das ist merkwürdig, zum Beispiel beim 1. Punischen Krieg lichter ist, als in jenem Abschnitt der Geschichte, in den ich sozusagen hineingeboren wurde.

Also muß ich Protokolle und Dokumente lesen, und Bücher. Bücher, die es auch schon gab, als ich sie in der Schulzeit hätte brauchen können.

Von entscheidender Bedeutung entdecke ich die Vorgeschichte der BRD, also die Zeit von 1945 bis 1949. Dort wurden die Weichen gestellt für jenen Zug, in dem wir heute sitzen. Ich könnte auch sagen: dort wurde uns die Suppe eingebrockt, die wir heute auslöffeln müssen.

Sehen wir uns die Entscheidungen dieser Anfänge etwas genauer an – weniger unter dem Motto „was wäre geworden wenn“, als vielmehr unter dem biblischen Gesichts-

punkt „Wehret den Anfängen!“ – damit wir die „Kontinuität“ der Bonner Politik bis in die Gegenwart hinein besser begreifen.

Die Schwierigkeiten erschöpfen sich dabei nicht in der Feststellung der Fakten, sondern gehen weiter, weil historische Fakten, als Produkt menschlichen Handelns, immer der politischen, weltanschaulichen Wertung und Interpretation unterliegen. Sieg oder Niederlage? Die Fakten sind die gleichen, nicht aber die Kenntnis, die Auswahl, die Interpretation der Fakten, die zu diesem oder jenem Urteil führen.

Die Bundesrepublik und ihre Entwicklung ist das Ergebnis einer machtpolitischen Verschiebung in Europa und der daraus resultierenden Konfliktlage. Weil das so allgemein ist, kann das jeder sagen. Für Europa begann nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges, nach der bedingungslosen Kapitulation der Deutschen Wehrmacht, der Niederschlagung des Hitlerregimes und seiner imperialistischen Aggressionspolitik eine neue Phase der gesellschaftlichen, politischen, ideologischen und militärischen Auseinandersetzung.

Die zentrale Frage dieses Jahrhunderts, die Frage nach der Überwindung der bürgerlich-kapitalistischen Weltordnung und der Beseitigung ihrer Folgen, wie Imperialismus, Chauvinismus, Faschismus, bekam nach 1945 eine andere Dimension.

Ein Satz, und schon spielt die Frage nach dem Geschichtsverständnis eine Rolle. Die Niederlage des Hitlerfaschismus war mehr als eine militärische Niederlage.

Angesichts der neuen Machtlage wurde die Bestimmung der nationalen Zukunft des Besiegten rasch zum Problem der machtpolitischen Zukunft der westlichen Siegermächte. Die sozialistische Bewegung, die schon einmal, 1917, durch die Oktoberrevolution und die daraus folgende Tatsache eines sozialistischen Rußlands, die internationale Politik „durcheinander“ gebracht hatte, gab nun, nach 1945, Europa ein anderes Gesicht. Ein Gesicht, das manchen Westkapitänen als Fratze erscheinen mußte. Die führenden Politiker der westlichen Siegermächte sahen sich einer Situation gegenüber, in der nicht mehr nur die völlige Beseitigung der deutschen faschistischen Diktatur und ihrer Verbündeten zur Debatte stand, sondern die Sicherung ihres eigenen Herrschaftsanspruches, für sie letztlich der Fortbestand der bürgerlichen Demokratie überhaupt. Noch war der deutsche Faschismus nicht zerschlagen, noch waren die Wurzeln des Übels nicht ausgerottet, da sammelten westliche Politiker, Ideologen und Strategen bereits die Kräfte gegen den neuen Feind. Der neue und alte Feind hieß „Kommunismus“, repräsentiert in Gestalt der Sowjetunion.

Die Politik der Westmächte ab 1945 trägt den Stempel des Antikommunismus. Das Problem der Westideologen bestand darin, den Willen großer Kreise der Bevölkerung nach einem demokratischen, antimonopolistischen Staatskonzept mit Antikommunismus aufzuladen. Noch vor Beendigung des Krieges schrieb Churchill in einem Telegramm an den Oberkommandierenden der britischen Truppen in Europa, Feldmarschall Montgomery, daß es notwendig sei, „die deutschen Waffen sorgfältig einzusammeln und sie aufzubewahren, damit sie leicht den deutschen Soldaten, mit denen wir hätten zusammenarbeiten müssen, wenn die sowjetische Offensive angedauert hätte, wiedergegeben werden können.“

Die Marschroute war: mit Deutschland gegen die Russen. Die Beseitigung des Hitlerregimes hatte das Bündnis aller demokratischen, antifaschistischen Kräfte erfordert, die Sicherung des kapitalistischen Systems richtete sich bald gegen diese Kräfte. Das internationale Großkapital formierte sich nach 1945 rasch zu einer Front. Die Wahr-

nehmung ihrer Interessen war gleichbedeutend mit dem Kampf gegen den Kommunismus. Für diesen Kampf waren die alten Nazis schließlich nützlicher als jene Antifaschisten, die für eine demokratische Umgestaltung Deutschlands eintraten. Das sollte sich in den nächsten Jahren immer deutlicher zeigen. Nur so ist zu verstehen, daß die westlichen Siegermächte weniger an der konsequenten Durchführung der Beschlüsse von Potsdam interessiert waren als an der raschen Restaurierung, Stabilisierung und Stärkung der politischen Kräfte in den westlichen Besatzungszonen, die geeignet wären, ein Bollwerk gegen den Kommunismus aufzubauen. Innerhalb der westlichen Siegermächte herrschten zunächst durchaus unterschiedliche Auffassungen über die Zukunft Deutschlands.

Die eine Fraktion orientierte sich mehr auf der Morgenthau-Linie. Nach ihr sollte Deutschland vor allem als Industriekonkurrent auf dem Weltmarkt ausgeschaltet werden.

Eine andere Fraktion in der amerikanischen Regierung war etwa auf der Linie Churchills. Danach sollte das restliche Deutschland eine wichtige strategische Aufgabe gegenüber der Sowjetunion erhalten und als Prellbock gegen diese aufgebaut werden. Sicher wäre es falsch, die gesamte Westpolitik nur über den antikommunistischen Leistungen zu schlagen. Es gab auch sehr entschiedene Gegenkräfte. Da mußten schließlich auch die Regierungen der Vereinigten Staaten von Amerika, Großbritanniens und Frankreichs einer breiten „Stimmung“ in der Bevölkerung Rechnung tragen und konnten sich nicht einfach über eine Öffentlichkeit hinwegsetzen, die auf Frieden und Völkerverständigung drängte und die im Kampf gegen Faschismus für das Bündnis mit Kommunisten eintrat.

Die Grundlagen für einen demokratischen Neuaufbau Deutschlands wurden von den vier Siegermächten in der Konferenz von Potsdam vom 17. Juli bis 2. August 1945 festgelegt. Im sogenannten Postdamer Abkommen, das von den Regierungschefs der UdSSR, der USA und Großbritanniens unterzeichnet worden war und dem sich wenig später auch Frankreich anschloß, wurde völkerrechtlich verbindlich unter anderem verlangt: die völlige Beseitigung des deutschen Nationalsozialismus und Militarismus, Auflösung aller nationalsozialistischen Organisationen und Verbot jeglicher nationalsozialistischen und militaristischen Propaganda, Bestrafung der Nazi- und Kriegsverbrecher, Auflösung der Konzentrationen in der deutschen Wirtschaft, wie sie in Form verschiedener Monopolvereinigungen (u. a. IG-Farben) bestanden hatten.

Wörtlich heißt es im Potsdamer Abkommen unter Artikel III „Deutschland“ unter anderem: „Alliierte Armeen führen die Besetzung von ganz Deutschland durch, und das deutsche Volk fängt an, die furchtbaren Verbrechen zu büßen, die unter der Leitung derer, welche es zur Zeit ihrer Erfolge offen gebilligt und denen es blind gehorcht hat, begangen wurden...“

Es ist nicht die Absicht der Alliierten, das deutsche Volk zu versklaven. Die Alliierten wollen dem deutschen Volk die Möglichkeit geben, sich darauf vorzubereiten, sein Leben auf einer demokratischen und friedlichen Grundlage von neuem wieder aufzubauen...“

Unter der Überschrift „Politische Grundsätze“ heißt es in Absatz IV:  
„Die endgültige Umgestaltung des deutschen politischen Lebens auf demokratischer Grundlage und eine eventuelle friedliche Mitarbeit Deutschlands am internationalen

Leben sind vorzubereiten...“ Dieses Dokument benannte eine Chance. Die Praxis der westlichen Politik sah jedoch schon bald ganz anders aus. Die Westmächte brauchten einen starken Verbündeten gegen die Sowjetunion. Ihnen lag weniger an einem geeinten demokratischen Deutschland als an einem westlichen Stützpunkt. Dazu mußten aber Voraussetzungen geschaffen werden, die es ermöglichten, vor allem amerikanische Weltmachteressen durch westdeutsche Politiker zu vertreten. Washington bemühte sich deshalb um die Gründung eines neuen Staates, der aus den westlichen Besatzungszonen entstehen sollte. In den westlichen Besatzungszonen selbst fanden sich dafür auch willige Politiker.

Am 5. Oktober 1945 erklärte der spätere Bundeskanzler Konrad Adenauer gegenüber ausländischen Journalisten: „Nach meiner Ansicht sollten die Westmächte die drei Zonen, die sie besetzt halten, tunlichst in einem staatsrechtlichen Verhältnis zueinander belassen. Das Beste wäre, wenn die Russen nicht mittun wollen, sofort wenigstens aus den drei westlichen Zonen einen Bundesstaat zu bilden...“

Die Verfolgung dieses Ziels war mit den Beschlüssen von Potsdam unvereinbar und richtete sich gegen die Arbeit aller Antifaschisten, Sozialisten, Kommunisten, fortschrittlichen Demokraten, unter ihnen viele Christen.

Es war nicht Volkes Wille, der Deutschland in zwei Teile zerriß. Der Wille des Volkes kam schon eher in Volksentscheiden zum Ausdruck, wie sie am 30. Juni 1946 in Sachsen und am 1. Dezember 1946 in Hessen durchgeführt wurden. In Sachsen hatten sich 77,2 Prozent für die Enteignung der Nazi- und Kriegsverbrecher ausgesprochen. In Hessen 72 Prozent für die Überführung der Bergbaubetriebe, der Betriebe der Eisen- und Stahlerzeugung und des an Schienen oder Oberleitungen gebundenen Verkehrs- wesens in Gemeineigentum. Ebenso sollten Großbanken und Versicherungsunternehmen unter Staatsaufsicht gestellt werden.

Die Mehrheit des Volkes war gegen die Monopole, gegen kapitalistische Wirtschaftskonzentration, für die Demokratisierung bis hin zur Sozialisierung der Wirtschaft. Doch die Politik der westlichen Besatzungsmächte verfolgte das Ziel der Restaurierung der alten Monopolverhältnisse und führte damit unweigerlich zur Teilung Deutschlands. Ein westlich, d. h. kapitalistisch orientierter Staat war der Garant für eine „erfolgreiche“ Strategie gegen den kommunistischen Machtbereich.

Die amerikanische Wirtschaftshilfe für die westlichen Besatzungszonen im Rahmen des „Marshallplanes“ sollte dabei den Aufbau des Stützpunktes „Westdeutschland“ beschleunigen. Am 5. Juni 1947 hatte der damalige Außenminister der USA, General George C. Marshall, ein „Hilfsprogramm zur Unterstützung notleidender Völker“ verkündet. Dieser Marshallplan wurde ab 3. April 1948 wirksam.

Ein amerikanischer Wirtschaftswissenschaftler, Victor Perlo, äußerte sich zum Marshallplan deutlich: „Die Dutzende von Milliarden, die die USA-Regierung nach dem Zweiten Weltkrieg in Form von Unterstützungen und Krediten auswarf, machten aus Westeuropa einen wehrlosen Abladeplatz für die Überschußprodukte der amerikanischen Industrie und Landwirtschaft. In den ersten 9 Monaten des Jahres 1949 gingen 60 bis 80 Prozent aller USA-Ausfuhren an Mais, Erdnüssen, Kupfererzeugnissen, Ölsaaten, Weizen und Mehl, Baumwolle und Tabak in die Marshallplan-Länder.“

Sicher ist es dem Marshallplan wesentlich mitzuverdanken, daß die Not der an den Kriegsfolgen leidenden Bevölkerung in den Westzonen gemindert wurde. Sicher war die im Vergleich zur „Ostzone“ bessere Versorgungslage für viele Men-

schen ein verständliches Argument dafür, sich für den „Westen“ zu entscheiden. Aber dadurch erhielt der Marshallplan eben seine politische Bedeutung. Die wirtschaftliche Entwicklung in Ost und West war für Jahre das Hauptargument, um jegliche Form von Sozialismus zu diskreditieren. Dem Einheitsstreben unter antimonopolistischem Vorzeichen wurde Zug um Zug der Weg verstellt. Am 18. Juni 1948 wurde die Ausgabe eines neuen, in Amerika gedruckten Geldes für den 20. Juni festgelegt. Praktisch bedeutete diese „währungs- und wirtschaftspolitische“ Maßnahme die Spaltung in Ost- und Westdeutschland, und auch in Ost- und Westberlin.

Der CDU-Politiker Johann Baptist Gradl, der später oft und gerne von der Einheit der Nation sprach, hatte das klar erkannt, wenn er in der Westberliner Zeitung „Der Tag“ schrieb: „Von nun an läuft zwischen den Westzonen und der Sowjetzone auch eine Währungsgrenze. Jenseits der Zonengrenze ist Ausland. Devisenausland.“ Auf ihrer Londoner Tagung vom 20. April bis 2. Juni 1948 hatten die westlichen Besatzungsmächte die Ministerpräsidenten der 11 westdeutschen Länder „ermächtigt“, eine verfassunggebende Versammlung einzuberufen.

Das sollte man sagen dürfen: Nicht der Bevölkerung der westlichen Besatzungszonen wurde die Entscheidung über ihre Zukunft überlassen, nicht sie hat sich gegen eine Demokratie unter antifaschistischen Vorzeichen ausgesprochen, sondern die Generäle und führenden Politiker in Washington, London und Paris und ihre Lobby in den westlichen Zonen.

Am 1. September 1948 kam es zur Bildung des Parlamentarischen Rates unter dem Vorsitz von Konrad Adenauer. Die spätere Bundesrepublik Deutschland nahm Konturen an. Den Protest gegen diese Entwicklung formulierte die Kommunistische Partei Deutschlands: „Mit dem Zusammentritt des Parlamentarischen Rates, dem der Auftrag erteilt ist, den Entwurf einer westdeutschen Verfassung zu schaffen, soll die endgültige Zerreißung Deutschlands durch Deutsche vollzogen werden...“

Der Parlamentarische Rat hat kein Mandat vom deutschen Volk. Er ist gegen den Willen der überwältigenden Mehrheit aller Deutschen errichtet. Das deutsche Volk will nichts anderes als eine einheitliche demokratische Republik mit einer Verfassung, die von einer durch das ganze deutsche Volk gewählten Nationalversammlung auszuarbeiten ist.

Die Kommunistische Partei Deutschlands fordert deshalb, daß die Einberufung des Parlamentarischen Rates rückgängig gemacht wird und alle anderen Vorarbeiten zur Schaffung einer westdeutschen separaten Verfassung und die Bildung einer westdeutschen Regierung unverzüglich eingestellt werden.“

(Ich kann ja auch nichts dafür, daß es ausgerechnet die kommunistische Partei war, der das festzustellen vorbehalten war.)

Und wie sah der „Lauf der Geschichte“ aus? Wenige Jahre, nachdem die Überlebenden der von den Nazis verfolgten Kommunisten aus den Konzentrationslagern befreit worden waren, gehörten sie schon wieder zu den Verfolgten und als „Volksverräter“ Diffamierten – und mit ihnen wieder alle jene Demokraten, die unter Freiheit nicht die Freiheit der Monopole verstanden.

Als am 14. August 1949 die Wahlen zum ersten „Deutschen Bundestag“ stattfanden, hatten sich die restaurativen Kräfte bereits gefunden und organisiert. Mit „großzügiger“ Unterstützung vor allem der amerikanischen Kapitalgroßmacht, die schon wie-

der kräftig in der westdeutschen Industrie mitmischt, war der Aktionsraum für die Entwicklung und Durchsetzung einer fortschrittlichen Politik zunehmend eingeschränkt worden.

Das Wahlergebnis überraschte dann auch nicht. Die „Washington Post“ hatte am 16. Mai 1949, also acht Tage vor Annahme des „Grundgesetzes“, bereits vorausgesagt: „Eine Regierung wird auf jeden Fall für die drei Westzonen Deutschlands gebildet werden. Die meisten Verwaltungsfunktionen werden wahrscheinlich von Business-Vertretern übernommen werden. Die CDU/CSU wird die Regierungsfassade hergeben, hinter der die Industriellen die wahren Herrscher Deutschlands sein werden.“ Der Plan der Westmächte, die Bundesrepublik zu einer starken Operationsbasis gegen die Sowjetunion aufzubauen, konnte natürlich nicht mit einem entmilitarisierten Staat erfüllt werden, sondern nur mit einem gerüsteten.

Daß die BRD einen entscheidenden „Verteidigungsbeitrag“ zu leisten haben sollte, stand außer Frage, wenngleich es nicht ganz einfach war, in der westdeutschen Bevölkerung große Bereitschaft für ein neuerliches militärisches Aufrüsten zu finden.

Doch um den Willen der Bevölkerung ging es in diesem Fall nicht. Konrad Adenauer hatte schon zwei Wochen vor der Gründung des Nordatlantischen Verteidigungspaktes (NATO), am 4. April 1949, gegenüber United Press International erklärt, daß es eine der ersten Aufgaben einer künftigen Bundesregierung sein müßte, der NATO beizutreten.

Adenauer war zu diesem Zeitpunkt noch nicht Regierungschef, es gab ja noch nicht einmal die Bundesrepublik Deutschland!

Für die amerikanischen Militärpolitiker war Adenauer der rechte Mann. Am 18. April 1949 sagte der Abgeordnete Cannon im amerikanischen Kongress: „Wir müssen die Soldaten anderer Nationen ausrüsten. Mögen sie dann ihre Jungens in den Tod schicken, damit wir nicht die unsrigen zu schicken brauchen... Die Atombombe erlaubt den Vereinigten Staaten, das zu tun.“ So sah die Logik „Frieden durch Stärke“ aus. Einleuchtend war das für die CDU/CSU-Regierung unter Konrad Adenauer, die 1950 gegen entschiedenen Widerstand in der Bevölkerung, gegen die Proteste unzähliger Organisationen, Vereine, Parteien und namhafter Persönlichkeiten mit der Re-militarisierung der BRD begann.

Was kümmerte eine „christliche“ Partei der Protest von Christen? Was kümmerte eine „demokratische“ Partei der Widerstand der Demokraten?

Die westdeutsche Industrie würde Milliardengeschäfte machen, wenn wieder eine deutsche Armee aufgebaut würde.

Und der Feind stand ja fest. Der Regierungschef und seine Helfer mußten nur „konsequent“ durch Lügen und Täuschungen dem „deutschen Volke“ klar machen, daß dieser Feind, die Sowjetunion, die Bundesrepublik auch wirklich bedrohe und vernichten wolle.

Adenauer hat in den 14 Jahren seiner Kanzlerschaft keine Gelegenheit ausgelassen, das sowjetische Gespenst in finsternen Farben zu malen: „Jeder von uns und namentlich jeder von uns katholischen Christen ist verpflichtet, mitzutun und mitzuhandeln, denn glauben Sie: es geht darum, ob Europa christlich bleibt oder ob Europa heidnisch wird... Wir Christen müssen ein weiteres tun. Wir müssen den Damm mit errichten helfen gegen den russischen Nationalismus. Dieser sowjetrussische Nationalismus ist besonders gefährlich deshalb, weil er auch getragen wird vom Kommunis-

mus, der die Herrschaft der Welt erstrebt...“ (20. Juli 1952). Wann und wo immer politische Entscheidungen im Bundestag durchgesetzt werden mußten, wann und wo immer eine revanchistische Politik parlamentarisch abgesegnet werden sollte, wurde die „Schicksalsfrage“ gestellt, ging es um Sein oder Nichtsein. „Es ist die Schicksalsfrage Deutschlands. Wir stehen vor der Wahl zwischen Sklaverei und Freiheit. Wir wählen die Freiheit.“ (Konrad Adenauer im Bundestag am 3. Juli 1952.) Seine rechte Hand, Außenminister Heinrich von Brentano, stand seinem Herrn in nichts nach. Auch er wachte wohl des öfteren nachts auf und dachte seinen Traum von einem Deutschland zu Ende, zwischen Maas und Memel, Etsch und Belt frei von Kommunisten. „Wir sind für die Politik der europäischen Integration in zwei Etappen. In der ersten Etappe werden die Gebiete bis zur Elbe in die NATO integriert, und wenn man stark genug ist, werden die Gebiete jenseits der Elbe beziehungsweise Oder integriert.“

Blättere ich heute in den Bundestagsprotokollen dieser Zeit, komme ich nicht umhin, mich als Hintergangener, als Opfer einer systematischen Geschichtsfälschung zu fühlen. Und was ich alles nicht erfahren habe in der Schule, in Zeitungen, aus Funk und Fernsehen!

Drei Jahrzehnte Antikommunismus sind nicht ohne Folgen geblieben, auch nicht bei jenen Menschen, die nicht alles glaubten, was aus Bonn zu vernehmen war. Übrig blieb bei vielen doch zumindest das vage Gefühl: schuld an allem sind die Russen, die Kommunisten.

Am 10. März 1952 schlug die Regierung der Sowjetunion vor, alle vier Besatzungsmächte – also auch die russische! – sollten ihre Truppen spätestens ein Jahr nach Inkrafttreten eines sobald wie möglich abzuschließenden Friedensvertrages aus Deutschland abziehen.

Am 9. April 1952 erklärte die sowjetische Regierung ihre Bereitschaft, mit den Westmächten dahingehend zu verhandeln, daß „unverzüglich“ Maßnahmen zur Vereinigung Deutschlands und zur Bildung einer gesamtdeutschen Regierung getroffen werden könnten. Dabei sollte auch „die Frage der Durchführung freier gesamtdeutscher Wahlen erörtert werden“. Adenauer konnte sich des Beifalls der Westmächte sicher sein, als er nur abwinkte: „Mit einem totalitären Staat kann man nun einmal nicht sprechen wie mit einem lieben guten Bruder. Ein totalitärer Staat versteht nur eines. Er hört dann, wenn der, mit dem er spricht, auch Macht hat“ (20. Juli 1952).

Und weiter philosophierte er: „Die Zielsetzung der Politik der Sowjetunion ist eindeutig und klar. Sie geht hin auf die Beherrschung Europas durch Sowjetrußland. Dafür die Satellitenstaaten, daher die Schaffung der Sowjetzone..., die Schlüsselstellung... hält die Bundesrepublik. Ohne die Bundesrepublik ist eine Herrschaft über Westeuropa für Sowjetrußland unmöglich... Deswegen muß der Westen stark sein...“

An Stärke sollte es der Bundesrepublik schon bald nicht mehr fehlen. Die Wiederbewaffnung schritt zügig voran. Hauptstützen beim Aufbau der Armee waren – wie auch in der westdeutschen Industrie und Wirtschaft – alte Nazis, unter anderem Nazigenerale, die sich im Kampf gegen die Sowjetunion Eichenlaub verdient hatten. Mit ihnen sollte nun die „Freiheit des Westens“ verteidigt werden! Jürgen Kuczynski nennt in seinem Buch „So war es wirklich. Ein Rückblick auf zwanzig Jahre Bundesrepublik“ (Berlin 1969) ein paar aufschlußreiche Fakten dazu. Im Kapitel „Das

Comeback der Nazigenerale“ schreibt er: „... In Nürnberg von USA-Gerichten verurteilte Kriegsverbrecher und Wehrwirtschaftsführer unter dem Faschismus waren wieder voll tätig. Nur über einen von den wieder als Monopolisten Tätigen sei als Beispiel ein spezielles Wort gesagt, über Otto Ambros: Er war während des Krieges Direktor des IG-Farben-Werkes in Auschwitz und Vorsitzender des Sonderausschusses für chemische Kriegsführung beim Rüstungsministerium gewesen. Für seine ‚Verdienste‘ um die Vorbereitung eines Giftgas- und Bakterienkrieges sowie für die Verwendung von KZ-Häftlingen als Versuchsobjekte für solche ‚Forschungsarbeit‘ war er mit dem ‚Ritterkreuz zum Kriegsverdienstkreuz‘ dekoriert worden. 1954 hatte er bereits wieder folgende Aufsichtsratsposten inne: Bergwerksgesellschaft Hibernia AG, Herne; Süddeutsche Kalkstickstoffwerke AG, Trostberg; Grünzweig & Hartmann AG, Ludwigshafen; Deutsche Gasolin AG, Berlin; Feldmühle Papier- und Zellstoffwerke AG, Düsseldorf.“ (A. a. O., Seite 131/132)

Das bedeutet Restauration: die Generale und Wirtschaftsbosse der Nazizeit zu rehabilitieren, damit sie als Generale und Wirtschaftsbosse in der BRD auch ihren Beitrag zur „freiheitlich demokratischen Grundordnung“ leisten könnten. Jürgen Kuczynski: „Ein Großteil von ihnen war auch 1945 ‚in der Wirtschaft‘ untergekommen, das heißt, ihre politischen Befehlshaber, die Monopolisten, hatten sich ihrer angenommen, nachdem sie im Kriege versagt hatten.“

Die *Frankfurter Rundschau* veröffentlichte am 5. April 1957 eine keineswegs vollständige Liste von ehemaligen Generälen, die damals als Vertreter, Prokuristen oder Direktoren tätig waren. Zu ihnen gehörten Generalfeldmarschall Milch (Klöckner, Auto Union und Mannesmann), General Wenck (Direktor der Ferro Staal AG), General Manteuffel (Schraubenwerk Neuss) und Generalleutnant Galland (Stahl- und Flugzeughandel Kirchfeld GmbH)...

Andere waren nicht so offen kompromittiert und konnten nun ‚endlich‘ aus der Wirtschaft wieder zum Militär zurückkehren, wie die Generale Helmut Laegeler (zuvor Angestellter einer Stuttgarter Papierfabrik), Kurt Bräunig (zuvor mit dem auch hier genannten Stammbach Leiter eines Ingenieurbüros in Ulm), Hans Röttiger (Versicherungsvertreter, Geschäftsführer einer Import- und Exportfirma), Friedrich Stammbach, Wolfgang Vorwald (Industrieberater einer Versicherungsgesellschaft) und andere. (A. a. O., Seite 132/133)

Sie wurden nun die Vorgesetzten jener jungen Rekruten, deren Väter vielleicht in Auschwitz vergast worden waren, die in KZs gesessen hatten, oder die „nur“ in Stalingrad gefallen waren!

Da fällt es mir dann doch schwer, fein zu differenzieren. Da ist einfach zu begreifen, in wessen Hände die „Verantwortung für unsere Freiheit“ gelegt worden ist, in die Hände jener, die mit Hans-Christoph Seebohm, dem damaligen Bundesminister für Verkehr, übereinstimmten, als dieser 1960 erklärte: „Wir sind an vorderster Front die Vorkämpfer für ein Abschütteln des Jochs des bolschewistischen Kolonialismus über Osteuropa.“ In die Hände jener, die Tausenden von organisierten Vertriebenen den Verstand mit Parolen von der Rückkehr in die verlorenen Ostgebiete auszutreiben versuchten. In die Hände jener, die von „sozialer Marktwirtschaft“ sprechen, wenn sie die im 19. Jahrhundert erfundene Methode der Aussperrung im Arbeitskampf einsetzen, die sich die Medaille „zweitstärkste Wirtschaftsmacht der Welt“ um den Hals hängen und deren Schmiergelder ein Vielfaches von dem betragen, was die Arbeiter in

der BRD, die das alles erarbeitet haben, im Jahr verdienen.

Hören wir uns doch einmal einen der einflußreichsten Köpfe dieses Landes an, Franz Josef Strauß:

*Fast alle Menschen fragen heute: „Wird es Krieg geben, oder kann der Frieden erhalten bleiben?“ Lassen Sie mich zu diesem bewegenden Thema einige Erläuterungen in besonderem Maße seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges in permanentem Krieg gegen die freie Welt. Es war und ist das erklärte Ziel der Sowjetunion gewesen, ihre Herrschaft, die Weltrevolution, auch über die im Kriege erreichten Positionen hinaus auszudehnen. Deshalb ging sie von vornherein daran, in ihrer Besatzungszone die kommunistische Herrschaft zu errichten. Die westlichen Besatzungszonen sollten zunächst neutralisiert werden. Das sollte die Vorstufe dafür sein, daß die Neutralisation sich über ganz Westeuropa erstrecken sollte.*

*Ich verstehe sehr wohl, daß Herr Chruschtschow ein großes Interesse daran hat, daß unsere Politik aufgegeben wird, daß unsere Politik fallengelassen wird. Ich verstehe sehr wohl, warum er heute ruft, „Weg mit Adenauer“, denn die Politik, die wir in den letzten zehn Jahren getrieben haben, war natürlich nicht in der Lage, die Einheit Deutschlands herzustellen, weil das unter den gegebenen Umständen überhaupt nicht möglich war. Aber diese Politik hat die Tore gegenüber dem Kommunismus verschlossen. Diese Politik hat verhindert, daß der Weltkommunismus sich auf die Bundesrepublik und auf Westeuropa weiterhin ausdehnen konnte...*

*Wir haben innerhalb der letzten zehn Jahren aus dem zerstörten Deutschland heute die zweitstärkste Wirtschaftsmacht der Welt geschaffen, dank Erhards Marktwirtschaft. (Fernsehsendung *Die Parteien haben das Wort*, 5. September 1961.)*

Die politische Entwicklung der BRD in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren ist gekennzeichnet vom „konsequenter“ Bemühen, die steinigen Wege, auf denen „Denker“ wie dieser, sich zu gehen entschlossen haben, gangbarer zu machen, und deren Weg als unseren Weg auszuschmieden.

Im Aufwind des „Wirtschaftswunders“ unter der Gallionsfigur des Wirtschaftsministers und späteren Nachfolgers von Adenauer, Ludwig Erhard, entfernte sich die Verfassungswirklichkeit Schritt für Schritt von der Verfassung, auf die sich alle beriefen, wenn zum Beispiel antikapitalistische Auffassungen als undemokratisch diffamiert wurden, wenn Friedensbewegungen, wie sie in den Ostermarschen gegen die Atomrüstung Anfang der sechziger Jahre zum Ausdruck kamen, als „kommunistische Propaganda“ verleumdet wurden – die Kommunistische Partei Deutschlands war bereits 1956 als „verfassungsfeindlich“ verboten worden –, wenn die Gewerkschaften als „kommunistisch unterwandert“ verteufelt wurden, wenn studentische Demonstrationen als „linker Terror“ niedergeschlagen wurden.

Massenkundgebungen waren „Landfriedensbruch“, Streiks „von drüben gesteueter Klassenkampf“, fortschrittliche Künstler schließlich nur noch „Pinscher“ und systemkritische Wissenschaftler „marxistische Demagogen“.

Arbeiter, Lehrlinge, Studenten, Schüler, Lehrer, Akademiker, Hausfrauen, die gegen den Krieg, gegen den Völkermord in Vietnam protestierten, die Demokratie am Arbeitsplatz und in der Ausbildung forderten, die zum Boykott gegen die Springer-Hetzpresse aufriefen, stellten für die Bonner Parteien einen „Notstand“ dar, der nur

mit Polizeigewalt zu beseitigen war, im „Ernstfall“ zu verstärken durch Bundesgrenzschutz und Bundeswehr.

Diese Politik wurde seit 1966 von der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands regierungsverantwortlich mitgetragen, in der Großen Koalition unter dem CDU-Kanzler Kurt Georg Kiesinger (auch er kein unbeschriebenes Blatt im 3. Reich) und seit 1972 unter dem ersten sozialdemokratischen BRD-Kanzler, Willy Brandt, und seinem Nachfolger, Helmut Schmidt, im Rahmen der sozialliberalen Koalition. Lassen wir es vorläufig genug sein an historischen Betrachtungen, wie sie eine, sagen wir, 25jährige Gymnasiallehrerin wenige Wochen, bevor sie vom Berufsverbot betroffen wurde, vorgetragen hat.

Der Bericht war sehr unvollständig und tendenziös, sollte aber auch nur eine Tendenz verdeutlichen.

Klar, die Gefahr der Schwarzweißmalerei beziehungsweise der Rot-Schwarzmalerei ist gegeben. Die Gefahr also, die BRD darzustellen, als wäre sie ein einziges griechisches KZ zu Zeiten des Juntachefs Papadopoulos oder ein spanisches zu Francos Zeiten. Wenngleich es andererseits besorgte Beachtung verdient, daß 1976 namhafte Persönlichkeiten in ganz Europa, darunter nicht nur Sozialisten und Kommunisten, sondern auch Liberale und Christdemokraten, öffentlich erklären: Der demokratische Freiraum in der BRD sei eigentlich nur noch zu vergleichen mit dem Spaniens.

Wir haben schließlich eine Verfassung, ein Grundgesetz, das wesentliche demokratische Rechte und Pflichten der Staatsorgane und der Bürger unmissverständlich festgelegt hat. Daran, zunächst nur daran, soll dieser Staat auch gemessen werden – und nicht (was den Linken, vor allem Kommunisten in der BRD immer wieder unterstellt wird) etwa am Parteiprogramm der SED, dem ich zum Beispiel in diesem Zusammenhang nur wenig Interesse entgegenzubringen vermag.

Wir haben zu erkennen, wer in wessen Interesse mit welchen Mitteln die Demokratie hierzulande gefährdet und abbaut.

Das hat uns sowieso immer, einen Autor, der sich dauernd sagen lassen muß, das alles habe nichts mit „Kunst“ zu tun, sogar besonders zu beschäftigen, weil damit der Nährboden deutlich wird, in dem Literatur gedeiht oder eben verkümmert.

Literatur läßt sich nicht losgelöst vom konkreten politischen, sozialen, wirtschaftlichen Kontext verstehen, innerhalb dessen sich ein Autor „verwirklicht“. Wenn „unausgewogene“ – und das sind in der BRD ja fast immer nur linke-literarische Beiträge aus Funk- und Fernsehprogrammen, aus Zeitungen und Verlagen gedrückt werden, dann ist das mehr als „nur“ die Beschneidung individueller Autorentätigkeiten, es ist nicht folgenlos für die demokratische Kultur insgesamt, also nicht folgenlos für alle. Ich meine, es ist keine Frage, daß die überwiegende Mehrheit der Kulturschaffenden auf der Seite des demokratischen Fortschritts steht. Welcher Autor zum Beispiel singt schon des Kapitalisten Lied? Welcher Autor könnte denn im kulturellen Rahmenprogramm eines Vilshofen-Passauer-Politfrühschoppens auftreten?

Welcher Autor war denn für die Remilitarisierung der BRD in den fünfziger Jahren?

Welcher Autor war denn für die Notstandsgesetze? Ja, welcher Autor war denn überhaupt für die CDU/CSU in allgemeinen und ihren Kanzlerkandidaten im besonderen?

Aber das bestätigt ja nur den gesamten Widerspruch.

Die bundesrepublikanische Wirklichkeit und die Literatur der Bundesrepublik: bei-

des korrespondiert miteinander, beeinflußt, bedingt und behindert sich. Aber eben nicht nach Gesetzen, wie sie in der Mechanik wirken. Drücke ich da einen Hebel, kann irgendwo eine Klappe fallen. Literaten können ganz tolle Bücher schreiben, und es bleibt doch ganz ruhig. Literaten können, wenn sie es können, laut ihre Texte lesen. Bleibt es dabei, bleiben sie, wie Wallraff das formuliert hat, in der „Rolle des Modeschöpfers, des Designers“. „Er (der Schriftsteller) hat für die jeweils neuen Verpackungen des immer gleichen Systems zu sorgen.“ Ich kehre zurück, wohin ich gehöre, in den „Literaturbetrieb“, und werde wohl wieder ein bißchen zu tun haben, mich vor mir in Schutz zu nehmen.

### K. K. Doberer Nestbeschmutzungen

Du wirst doch nicht dein eigenes Nest beschmutzen, sagte der junge Kuckuck zum letzten jungen Zeisig und schmiß ihn hinaus.

Wir Deutsche sind so darauf bedacht, nur nicht „das eigene Nest zu beschmutzen“, daß wir uns lieber gegenseitig in die Hosen scheißen.

Wir Deutsche sind zu jeder Lumperei bereit, vorausgesetzt, daß es gesetzlich gemacht ist.

Wir Deutsche sind wie die Ochsen. Wenn die eine Zeitschrift gegen das Viehschlachten herausgeben, dann gehabt sie sich schon nach der dritten Nummer als Sachverständige für die Wurstfabrikation.

Ernst Schumacher  
Mit der Linken geschrieben

### Wiederbegegnung

Nach dreißig Jahren. Einem Menschenalter, früher. Aber den Jahrzehnten eines Lebens, meines. „Auf andre Art so große Hoffnung.“ Auf alte Art so kleiner Fortgang. Es dauert alles viel länger.

Die blauen Berge, das Buschlendenglänzen, die zierlich gelassene Entblößung aller Baumprallheiten, noch verschwinden können in den Lechauen.

Hier sein müssen, immer auf dem qui vive, nichts vergessen können, nicht den metallenen Kubus im Blau, nicht im Kopf. Alles so folgerichtig. Büchners Erschrecken vor dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte.

Aber ein Teil Deutschlands gehört ihnen nicht mehr, wird ihnen nie mehr gehören. Wie immer es sein mag, wie immer es kommen mag. Dafür in die Grube, doch besser: Dafür gelebt.

Nach dreißig Jahren. Die besten Jahre unseres Lebens. Keine dreißig mehr zu leben. Aber dreihundert für die Jungen. Sie werden die blauen Berge besteigen. Mit roten Wimpeln. Wer war Adenauer, Kurt Schumacher, der Krawattenhändler mit der großen Bombe?

Die blauen Berge, das Buschlendenglänzen, die zierlich gelassene Entblößung aller Baumprallheiten. Die Städte, die Jahre. Die Notwendigkeit. Der metallene Kubus im Blau, im Kopf. Es dauert alles viel länger.

Rimbauds „Abfahrt“:

Genug gesehen. Die Vision ist sich in allen Formen wiederbegegnet.

Genug besessen. Der Städte Lärm, am Abend und bei Sonnenschein und überhaupt.

Genug erfahren. Die Aufenthalte des Lebens. – O Geräusche und Visionen!

Fort nun mit neuer Leidenschaft und neuem Lärm!

Ende Mai 1979

### Vor dreißig Jahren

Blätterwiegen, Buschlendenglänzen, zierlich gelassene Entblößung aller Baumprallheiten – schau ihm zu wie von ferne, auch wenn du sehr nahe bist, recht tapfer winkend: Ein andermal, Teure! Steh aufrecht, nach der nötigen Wirklichkeit deines Gesichts forschend, alles prüfend mit sachlichem Gefühl voll mißtrauischem Interesse.

Sommer, geliebter Sommer!  
Leben, geliebtes Leben!

Merkwürdige Wiederholung der Geschichte: Helvetius weist im aufsteigenden Zeitalter des Kapitalismus darauf hin, daß in Sparta der Diebstahl nur dann bestraft wurde, wenn er ungeschickt, sozusagen nicht nach den neuesten Tricks der Einbruchs-

kunst vollzogen wurde.

In unserer Zeit genießen die größten Diebe ebenfalls das größte Ansehen, und nur diejenigen Gaunereien werden bestraft, die plump sind oder wegen ihrer „anarchischen“, sich nicht an die Abmachungen der Zinkenbrüder haltenden Elemente zu gefährlich erscheinen. Unge setztlich sind nicht Dieberei und Hehlerei, sondern die Mißachtung der Räuberstatuten.

Es ist nur gut, daß da schon eine Welt ist, wo die Diebe nicht gleichzeitig Polizisten und Richter sind.

Die Verkäuferin war nicht nur entgegen-, sondern zuvorkommend.

„Frau Apotheker wiünschen, Frau Apotheker, noch etwas gefällig, Frau Apotheker, darf es dieses, darf es jenes sein?“ und so weiter. Das ging wie geschmiert. Mitten in der Abrechnung fiel es ihr dann ein, daß sie den Hund der Dame noch nicht aufmerksam genug behandelt hatte, wie üblich. Sie beeilte sich, das nachzuholen, lockte: „Ja komm doch, ja komm doch her, Fips, schau, was ich da hab!“ Als der Dackel durch die geöffnete Thekentür sich auf die angebotene Wurst haut stürzte, trat sie ihm versehentlich auf eine Pfote, so daß er einen kurzen Heuler austieß. Verwirrt verneigte sie sich vor ihm: „Ach, entschuldigen Sie, daß ich Sie gestoßen habe“, und wagte nicht mehr, zur Frau Apotheker aufzusehen. Der Chef hatte sie eben oft genug auf das Überangebot an Arbeitskräften hingewiesen. Da wird man mehr als höflich – wenn einen bestimmte Signale noch nicht erreicht haben.

Abends in der „Dreigroschenoper“. Imponiert immer noch mächtig, besonders die intime Verbindung von Wort und Musik. Inszenierung großenteils lauwarm. Wäre nicht die heiße Kälte des Textes, fühlte man sich oft in Spießers Nachtcafé. Die Musik manchmal, um nicht zu sagen aufdringlich duftend, durchaus nicht auf Distanz, Präzision eingestellt. Was sind Invektiven für den Bourgeois? Sie treffen ihn nicht, wenn sie in Verbindung mit einer halbwegs erotischen Atmosphäre erfolgen. Sie treffen ihn besonders nicht mehr nach dem zweiten Weltkrieg, wo die Gier nach Ablenkung viel größer ist als 1928. Der Bourgeois hat offensichtlich abgewirtschaftet. Er ist nicht mehr imstande, auf dem Schlüsselloch zu pfeifen. Der Haupteindruck, den die „Dreigroschenoper“ hinterließ, war der, daß sie in Westdeutschland immer noch aktuell ist und daß es keinen dramatisch-musikalischen Versuch gibt, der ihr auch nur bis zum Nabel reichen würde. Daß soviel konservierte Atmosphäre noch etwas Lebendiges an sich hat, ist alarmierend. Ist denn wirklich nichts geschehen? Es ist offensichtlich, daß nichts geschehen wird, solange dem Gesellschaftssystem, das die Peachums, die Pollies, die Macheaths hervorbringt, nicht in aller Entschiedenheit ein Ende gemacht wird. Ob die Peachums in den windschiefen Verschlägen des Soho von 1720 oder in den Bankhäusern von 1928 oder in den Ruinen von 1948 ihren Geschäften nachgehen, ist gleichgültig. Deshalb wird die „Dreigroschenoper“ solange unsterblich sein, wie die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen anhält. Wie lange wird sie also noch unsterblich sein?

„Dieser Sartre erspart einem auch gar nichts“, stellte die Dame fest, als sie „Die schmutzigen Hände“ gesehen hatte. Leider meinte sie damit nicht die Enthüllungen

des Menschlichen, sondern seine Verzerrungen. Die alten Schicksalstragödien sind direkt ehrwürdig gegenüber diesem Reißer, der nur dramatisch unkundigen, philosophisch Ungebildeten, politisch Unwissenden und charakterlich Morbiden imponieren kann. Wenn das die Wirklichkeit wäre, bliebe wirklich nichts übrig als Existentialist zu werden, als Zecke in der Achselhöhle eines reichen Mannes zu verfaulen.

Vormittags Lektüre von Brechts „Die Spitzköpfe und die Rundköpfe“. Es schien eine weit entfernte, gläserne Novembersonne durchs Fenster. Zweifelsohne eines seiner stärksten Stücke. Dialektik in klassischer Schärfe, der glänzenden Etüde „Im Diktat der Städte“ weit überlegen wegen seiner ständig greifbaren gesellschaftlichen Bezogenheit. Durch die Abstraktion ging dort die Wirklichkeit fast verloren, hier ist sie existenter als erträglich. Ganz abgesehen, daß die Abstrahierung bis fast zur Symbolisierung einzig und allein eine Aufführung wahrscheinlich machte. Die sogenannten Demokraten wollten es ja nicht nur nicht mit dem „Mächtigen“ verderben, sondern waren selbst in Spitzköpfe und Rundköpfe gespalten, die beide sehr wohl verstanden, was die Sichel im 20. Jahrhundert bedeutet.

Ein Abend. Du liest wie an zahlreichen anderen deines Lebens. Bemühst dich um etwas, was dir die Bemühung wert scheint. Es ist wie oft. Aber dann stößt du darauf, wie König Ludwig XVI. nach der Vorlesung des fünften Aktes von Beaumarchais’ „Figaro“ unruhig bemerkte: „Ein schändliches Stück, das soll niemals gespielt werden. Man müßte zuvor die Bastille zerstören, wenn die Aufführung nicht eine gefährliche Inkonsequenz sein soll. Der Mensch treibt sein Spiel mit allem, was einer Regierung achtungswert ist.“

Das „Rahel-Ann-Lied“ aus „Die Santa Fé Heerstraße“ von Vachel Lindsay zufällig gelesen. Unvergänglich dieses:

In der Ferne Rahel-Ann,  
Unbesiegt vom Hupentusch  
Singt ihr Lied im Dornenbusch:  
„Lieb und Leben,  
Ewig jung –  
Süß, süß, süß, süß,  
Tau und Klarheit,  
Traum und Wahrheit,  
Süß, süß, süß, süß!“

Die Übersetzung besorgte Udo Rall, und die Einleitung lautete: „Ich fragte den alten Neger: ‚Wie heißt der Vogel, der so hübsch singt?‘ Er erwiderte: ‚Das ist die Rahel Ann.‘ – ‚Hat er denn keinen anderen Namen – Lerche, Fink oder so?‘ – ‚Nein, bloß Rahel-Ann.‘“

Man wundert sich, wie es Menschen ein und desselben Dorfes fertigbrachten, einen Barockaltar durch eine angestrichene Schreinerkiste zu ersetzen, kaum daß ein halbes Jahrhundert vergangen war. Man muß offensichtlich sehr vorsichtig sein. An die Stelle von Symbolen drängt sich allzuleicht Kitsch und Quatsch, die Verwandlung erfolgt zwischen dem Hähnekrähen.

Die Bourgeois japsen: „Wenn es so weiter geht, wird ein neuer Hitler kommen!“ Das ist derselbe Witz, wie wenn sich die alten, schäbigen Wölfe beklagen wollten, ihre Nachkommenschaft schlage so gar nicht aus der Reihe und werde ihnen immer ähnlicher.

Es ist ekelhaft, eine relativ gediegene Zeitschrift wie die „Literatur“ vom Jahr 1933 ab zu verfolgen. Wie gemein, vor allem wie dumm waren diese Gottfried Benn, Paul Fechter und Egon Vietta, nicht zu vergessen W. E. Süskind, die heute wieder frisch und munter da sind. Diese Tatsache allein beweist, daß wir den Faschismus nicht überwunden haben, sondern daß er uns vielmehr erneut droht.

Allen existentialistischen und sonstigen Philosophen weit überlegen, setzte der Schusterbub auseinander: „Ja, jetzt muß halt der Papa allein Schnaps trinken, daß er gesund bleibt und nicht auch noch die Grippe kriegt wie die Mama, und der Rolf, und der Georg, und die Anni. Jemand muß ja schließlich noch da sein, der Geld verdient. Da bleibt nichts übrig, als Schnaps zu trinken, den's sonst nicht leid't.“

„Es werden abgewischt werden alle Tränen...“ – welche Lüge! Lüge, um nur nicht endlich dafür Sorge tragen zu müssen, daß keine mehr geweint zu werden brauchen! Als ob jemand das erschütternde „Grimmes Leid“ von Gorki ungeschehen machen könnte, und böte er alle Schätze, die wir Menschen kennen! Als ob man die Tränen ungeschehen machen könnte, die dem Lesenden darüber kommen, weil er wieder einmal entdeckt, wie unmenschlich der Mensch noch immer ist, im zwanzigsten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung! Aber freilich, über diesem dichten, bodelnden, Gewölk der menschlichen Erbärmlichkeit, des Elends, in dem die gorkischen Menschen waten, umhertappen, sich vor die Brust stoßen und weinend umarmen, ist die feste Stimme, die zuversichtliche Stimme des Mannes aus Nischnij Nowgorod, die verkündet: Mensch, wie stolz das klingt! Der reale Humanismus, von dem Marx und Engels in der „Deutschen Ideologie“ träumten, hat Fleisch und Blut erhalten. Nach Gorki ist kein Kämpfender mehr allein, und läge er im untersten Keller in den letzten Zügen.

Meiner Mutter: In ihr ist der nicht umzubringende Mut zum Leben, wie es ist, die Zähigkeit, auch mit fortwährenden Leiden und Enttäuschungen fertig zu werden, die Originalität der Einfälle, sich kleine Freuden zu verschaffen, kurz sie lebt das schwierige, vielfach erbärmliche Dasein der einen und vielen, die ihre Arbeitskraft beinahe entgeltlos verausgaben müssen, was sie nur können, weil sie über den tiefen, ingrimig herzlichen Humor eines guten Menschen verfügen. Was sind alldem gegenüber ihre manchmal kleinbürgerlich anmutenden Ängste und Anschauungen, die Bangnis um das, was sie sich mühselig zusammengearbeitet hat? Man muß eben erst einmal all die Mühen hinter sich gebracht haben, um solche Sorgen um ein Etwas haben zu müssen. Eine Stube, ein Haus, ein Garten, etwas, worin man sich eigen fühlt – wer nicht weiß, welchen Kummer, welche Anstrengungen es erfordert, um es zu kriegen, kann die vielen Millionen nicht verstehen, die arbeitenden Menschen, zu denen meine Mutter zeitlebens im überreichlichen Maße gehörte.

Am Abend in den „Vier Jahreszeiten“. Große Aufmachung, der Bundeskanzler gibt der Regierungspartei die Ehre, um ihre Reputation zu stärken. Im Foyer, in den Sälen die bekannten Gesichter der herrschenden Klasse und ihrer Lakaien. Die Journalisten sind vollzählig. Adenauer brilliert. Gleicht einem alten Fuchs, der während seiner letzten Schäbigkeit den Triumph seines Lebens erfährt und auf keinen Fall gewillt ist, freiwillig abzutreten. Er hat das leidverzogene Gesicht eines alten Wucherers, dem viele Pläne immer wieder zuschanden gemacht wurden, auf daß ihm auch das letzte unter den Händen davonrinnt, was er weiß, aber unter keinen Umständen zugibt. Noch in der Verzweiflung darüber macht er Bonmots, ist er gefällig, wendig, scheinaufrichtig, berechnend. Auf alle Fälle ist er allem anwesenden Pack im Frack um vieles überlegen – und doch ihr Opfer. Jeder Satz ein So-hab-ich-Gesprochen und die bitttere Erkenntnis: So haben sie gesprochen, die da unten, diese kleinen Weißwürste aus der Provinz, die windigen Kapitalistchen, die Fretter und ländliche Verwandtschaft. Seine Kühle, seine Überlegenheit, seine Beherrschtheit gleicht der eines Statisten, einer gemachten Figur. Wenn er sich umdreht, er weiß es nur zu gut, dann gehen die Büffel und Hirschen her und prosten sich zu und reden von ihm, als einem, der ihre Geschäfte nicht schlecht besorgt, wo sie doch die seinen, die Adenauerschen Geschäfte besorgen sollen. Kein gläubiges Ausrichten mehr von unten nach oben, die Welt ist zu demokratisch geworden, keine Überzeugung mehr von einer Sendung – kein noch so treffend vorgebrachtes Wort, keine noch so joviale Geste, kein Ausdruck von Charme vermag die tiefe Verachtung und die gleichzeitige Angst aus diesem Gesicht unter den Scheinwerfern und Blitzlichtern auf der Balustrade oben zu entfernen. Die personifizierte Leiche, ein Schemen einer dahingesiechten Welt. Alles ist spukhaft, wie das Treiben von Bazillen in einem Reagenzglas. Das kalte Buffet reizt die Gaumen, die Weine animieren, die starken Zigarren, die feinen Zigaretten tun das ihrrige. Das Frage- und Antwortspiel verläuft in allgemeinem Geschwätz, das bei genauerem Hinhorchen den Geräuschen eines sich zersetzenden Körpers gleicht. Ab und zu lehnt sich ein graues Etwas in Frack über die Balustrade, sieht befriedigt dem Treiben zu. Man kann zweifeln, ob es einer der unsichtbaren Manager des Kapitals ist, Herr Generaldirektor Elsen, oder aber der Schatten des Untergangs, der diese Gesellschaft in seinem Rachen hält. Das Verbrechen steht allen auf die Stirn geschrieben, seit sie dem Lügner von Rhöndorf zuklatschten, als er kaltlächelnd zur Frage der Vollbeschäftigung erklärte: „Es geht, wenn alle arbeitswillig sind...“

Mehrfach Gedanken an die Schweine, Ziegen und anderen Tiere, die die amerikanischen Atombombenexperimentierer auf dem Eiland Bikini ausgesetzt haben, um an ihnen die radioaktiven Reaktionen festzustellen. Schon die Vivisektion, die der Wahrung des menschlichen Lebens dient, ist eine fragwürdige Angelegenheit. Was aber, wenn die Tiere nur dem Zweck dienen, an sich die beste Art der Massenvernichtung von Menschen ausprobieren zu lassen? Eine Nation, die solcher Greuel sich schuldig macht, hat höchste Zeit, sich zu reinigen von denen, die dies veranlassen, hat allen Anlaß, sich freizumachen von soviel Schande. Man soll sich nicht täuschen: die, die Schweine, Ziegen und andere Tiere von Bikini radioaktiv gemacht oder atomisiert haben, werden bald keinen Unterschied mehr zwischen diesen und den Menschen machen. Der böse Geist von Hiroshima und Nagasaki macht immer böser. Sollen wir uns wirklich wie Schweine und Ziegen zur Verfügung stellen, an irgendeinem Futter, sprich Illusion, Leichtsinn, Unverantwortlichkeit knabbernd, bis es vom Himmel ge-

rauscht kommt? Es wäre, würden wir uns so verhalten, wirklich schlimm um uns bestellt. Aber wie ein Menetekel wurde in Stockholm der lapidere Satz ausgesprochen: „Wir erklären jede Regierung für verbrecherisch, die als erste die Atombombe anwendet“, und Millionen Menschen auf der ganzen Welt haben dazu ihre Unterschrift hergegeben. Die Völker haben es zum überwiegenden Teil satt, noch länger Schweine und Ziegen zu sein – Stimmvieh nicht, wie die Demokraten so schön sagen, erst recht nicht Atomvieh. Ich bin überzeugt, sie werden den Schweinen und Ziegen von Bikini ein Denkmal setzen, deren Schicksal sie rechtzeitig gewarnt hat.

Dem kollektiven Erleben wird die Zukunft gehören, wie die Gegenwart bereits dem kollektiven Schaffen gehört. Keine Leistung irgendwelcher Art ohne den anderen, ohne die anderen. Nur daß die Kollektive, die Arbeiter, Bauern, Intelligenzler immer noch um die kollektiven Früchte bemüht werden. Das Deutsche kennt das schöne Wort Gemeinschaft. Die Nazis haben es hoffnungslos entwertet. Vor allem die Intellektuellen, aber auch zahlreiche Arbeiter haben ein heftiges Mißtrauen gegen alle Formen einer neuen, echten Gemeinschaft. Sie separieren sich, sperren die Türe zu, sobald dies möglich (die Arbeit an sich gestattet es ja nicht). Es ist eben sehr schwierig, in einem gespaltenen Vaterland, wo notwendig der eine, fortschrittliche Teil unter dem Druck des anderen, des reaktionären zu leiden hat, Gefahren ausgesetzt ist, nicht ungehindert nach neuen Prinzipien leben und schaffen kann, die „Perspektive der morgigen Freude“ zu erfahren, zu erleben, sie als Wirklichkeit für sich selber zu empfinden, wie sie der große Makarenko der Sowjetjugend zeigen konnte. In Deutschland herrscht noch die Perspektive der Schnecke und des Igels, des Sich-Zurückziehens und des Sich-Verschließens. Daß die Republik drüber viele schon dazu gebracht hat, aktiv zu werden, Aktivist zu werden, ist alles in allem nur ein Anfang.

Das erregendste Buch: „Der Weg ins Leben“ von Makarenko. Unvergesslich das Ringen um das Menschliche im Menschen. Großartig, heulen machend jene kurze Szene, wo der verstöckte, auf Destruktion zielende Korotkow unter der Wucht der Ahnung von etwas, was man echtes Leben nennen kann, durch die verwunderten Kurjasher Verwahrlosten durchstößt und Makarenko mit heiserer Stimme guten Tag wünscht, besiegt und die Wahrheit erkennend. Makarenko ein glänzender Schriftsteller aus der gorkischen Schule. Wieder einmal bewiesen, daß die gesellschaftliche Wirklichkeit sich sozusagen von allein schreibt und liest, unwiderstehbar, triumphierend über alles Konstruierte, Gekünstelte. Makarenko einer der größten Menschen, die unser Jahrhundert kennt.

Ein beinahe deprimierender Tag. 50000 Menschen eilen zur Ami-Truppenparade und gaffen sich die Hälse aus. Merkwürdige Gier der Schlachtopfer, ihre Hinrichtungsinstrumente in Augenschein zu nehmen. Pompöses Gedröhnen der motorisierten Einheiten. Eine Musikkapelle auf Jeeps – die deutschen Landsleute schauen sich an, schütteln den Kopf. Sie schauen sich auch dann an, als die Panzer vorbeirauschen, deren Besatzung aus weißen, deren Begleitinfanterie ausschließlich aus schwarzen Amerikanern besteht. Geht ihnen ein Licht auf? Der Yankee-Doodle plärrt ununterbrochen über die Wiese. Die Volks- und Mittelschullehrer schwanken unter den Blicken ihrer Jungen und Mädchen zwischen abendländischer Erhebung über soviel Stärke und

deutschem Grauen über das, was untrennbar mit dieser Manifestation der sogenannten Macht verbunden ist. Als Liberators- und Jägergeschwader über den Platz donnern, geht das Unheimliche durch die Massen. Aber der Himmel ist rasch wieder blau. Die Menschen haben noch immer ein kurzes Gedächtnis, und wir sind nicht in der Lage, ihm entscheidend nachzuholen. Bissige und höhnische Bemerkungen versagen nicht ihre Wirkung. Aber diese ist unzulänglich.

Frühsommer. Ein Wölkchen treibt durchs blasses Blau des Morgens, wird von den beglänzten Wäldern im Osten verschluckt, weggezaubert. Der See entschleiert sich, lächelt, wiegt sich, atmet wie eine junge Frau am Morgen. Du hockst am Steg, läßt die Füße baumeln, sinnst und hörst doch nur das heitere Gelärm der Vögel. Drüber, am anderen Ufer, macht ein Dampfer pustpust. Unter dir geben die Wellen keine Ruhe, umklatschen die Pfähle. Der Himmel stößt andere auf, schiebt ein Blau nach dem anderen weg und ist immer noch blau, aber hell und seiden. Es schauert dich plötzlich, nur mit der kurzen Hose und dem Hemd bekleidet, im Frühwind. Du stapfst durchs Gras zurück, zu den Zelten. Schläfst noch ein wenig. Schmeckst die nackten Arme deiner Freundin. Lächelst, bist sehr heiter, fröhlich. Hast einen Tag für dich. Radelst mit vielen anderen nach Hause. Und erfährst so nebenbei, daß zwischen Nord- und Südkorea der Krieg ausgebrochen ist. Was ist mit dem blauen Tag, Freund, mit dem grünen Wasser, mit dem Sich-Wiegen in einem „Tag für dich“? Es scheint, wir sind immer noch sehr arglos. Es scheint, wir nehmen vieles als selbstverständlich. Es scheint, wir vermögen noch zu leicht Eintagsfliegen zu sein. Die eine Welt, sie ist immer noch viele, unzählige. Korea? Du blätterst im Atlas, entsinnt dich. Unter anderem auch dessen, daß wir alle Korea sind, Land des Umbruches, der Gefahr, des Drangs nach Freiheit. Ein blauer Tag.

„Belagerungszustand!“ – ein durchaus zeitgemäßes Thema. Abwechselnde Einkreisungen, Ausbrüche und alles in allem durchaus verschärftes Leben. Aber was hat Camus daraus gemacht? Nichts als einen unbefriedigenden Reißer. Der Gefahr des Faschismus enthoben, die seine Abstraktion, sein Nicht-direkt-Aussprechen rechtfertigte, bleibt nur das übliche schale abstrakte Zeug, das man existentialistisches Theater nennt. Es liegt schon an dem, daß die Pest bald Symbol, bald reale Figur ist. Soweit sie Symbol des Terrors, der Unterdrückung, der Pervertierung des Gehorsams ist, erfüllt sie eine ausgesprochen imperialistische Funktion, nämlich die Kleinbürger und Bürger, die heute die Theater bevölkern, zu verwirren, verwirrt zu halten und ihre Aversion gegenüber dem Sozialismus zu verstärken, denn nach dem Nazismus verkörpert der Sozialismus für sie die Gewalt, das Böse und Hassenswerte. Nimmt man die Pest als Symbol des Faschismus, so wird das Stück noch peinlicher, weil der scheinbare Überwinder nur feststellen muß, daß das, was kommen wird, so gemein und schmutzig sein wird wie das Abgetane. Die feinen Leute wußten natürlich instinkтив, wofür sie so frenetisch Beifall klatschten. Es war wirklich ihr Stück: wie das Stück sich den Anschein gibt, als sei es fortschrittlich, aufrecht und humanistisch, so hatten sie sich über ein Jahrzehnt gegenüber dem Nazismus verhalten – nämlich abstrakt, das heißt durchaus verlogen, feig und unklar.

Unvergesslich jene Einschiebung in die Halbjahrhundert-Filmreportage „Herrliche

Zeiten“, die folgende Stummfilmszene wiedergibt: Eine feine, sehr vornehme Dame kommt mit ihrem Dienstmädchen zum Postschalter, kauft Marken und beginnt sie auf die Briefe zu kleben. Damit sie keine weiteren Anstrengungen hat und keine Zeit verliert, muß das Dienstmädchen die Zunge als Gummikissen zur Verfügung stellen. Ist eine Marke angefeuchtet, zieht das Mädchen die Zunge unter Augenverdrehen ein, um sie wieder anzuspeichern. Das geht immer rascher, weil es der Dame eilt. Zufällig kommt der Liebhaber des Mädchens vorbei, schaut sich die Prozedur mit an, grinst und wartet als gehorsamer Diener, bis die Dame fertig ist. Dann küßt er das Mädchen, bleibt aber an ihrer Zunge kleben, die Leute laufen zusammen, der Skandal ist fertig. Das ist alles so tragikomisch dargestellt, daß man mitlachen muß – aber wie tief ist die menschliche Würde in unserem Jahrhundert heruntergekommen oder liegt noch darunter, wo so eine Szene, die Automatisierung eines Menschen, das Funktion-Sein eines lebendigen Wesens darstellend, der Inhalt einer riesigen Belustigung sein kann. Der Mensch als Briefmarkenschwamm – das nahm vorweg, was alsbald folgen sollte.

Auffällig war, daß sein breites, dunkles Gesicht so leicht zum Schwitzen kam, und daß er eine Zigarette nach der anderen rauchte. Grausam genug war es ja auch, was dieser ehemalige Fremdenlegionär erzählte. Er wollte nicht recht herausrücken, gab aber dann zu, daß er es in zweihundert, dreihundert Fällen sah, wie die entmenschten Banditen, die sich Verteidiger der französischen Kultur und Zivilisation nannten, den gefangenen Vietnamesen mit dem Buschmesser die Köpfe abhackten, mit ihnen Fußball spielten, ihre Frauen zwangen, sie zu küssen, und befriedigt für jeden Hingemordeten eine Kerbe in ihren Karabiner schnitten. Die häufigen Züge an der Zigarette zwischen diesen Worten sagten alles. Die europäischen Scharfrichter, Herr Reichart und wie sie alle heißen, die Hunderte und Tausende vom Leben in den Tod brachten, haben immerhin noch die Ausrede, daß Richter ein Urteil gesprochen haben. Was haben die modernen Barbaren für eine Ausrede? Die Hitze, das Fieber, den Reisschnaps, die Angst? Die Ausrede, daß es ja schließlich nicht sie sind, die ein Volk hinzumorden versuchen, sondern die Messieurs Auriol, Moch, de Gaulle, Schumann, Bidault, deren Hände nur damit beschäftigt sind, alle paar Monate die Akte mit dem Befehl für die Fortsetzung des „schmutzigen Krieges“ zu unterschreiben? Das nützt alles nichts. Wir wollen nämlich nicht an der Überzeugung zweifeln, daß die Menschheit imstande ist, sich menschlich zu benehmen.

Die einen wie die anderen wissen es untrüglich, daß es ein Verbrechen ist, was in Indochina geschieht. Alle Absolutionen sind sich vergeblich gegeben. Und alle Bemühungen, diese ungeheuerlichen Greuel ungeschehen zu machen, werden umsonst sein. Jeder von uns trägt die Schuld, weil es uns noch immer nicht gelungen ist, für eine veränderte Welt zu sorgen.

Überraschender Tod von Elisabeth Langgässer. Man sagt, sie sei zugrunde gegangen wegen der üblichen schlechten materiellen Lage der Schriftsteller, die sie zwang, über und wider ihre Kräfte zu arbeiten. Die bürgerliche deutsche Kritik sieht in ihr die Schöpferin einer von der üblichen Unzulänglichkeit freien christlichen Dichtung. Warum eigentlich?

Die durchschnittliche christliche Dichtung wäre also unzulänglich, weil sie weniger intensiv sich mit Erotik, Sexualität, Völlerei, Lüge abgibt, weil sie weniger überladen

schreibt, als es die Langgässer in ihrem Hauptwerk „Das unauslöschliche Siegel“ getan hat? Daß sich zu den aufgezählten Begriffen noch die Mystik gesellt, wird man ja kaum als christliche Unzulänglichkeit bezeichnen können. Aber wirklich – dies wäre der Grund, warum die Langgässer eine echte, neue christliche Prosa verkörperte? Wie unglaublich bourgeois muß ein Christentum geworden sein, das seine Glaubenswahrheiten nur noch dann echt geoffenbart zu sehen vermag, wenn sie mit diesen wirklich unzulänglichen Erscheinungen verbunden sind! Das sei nur eine bösartige Auslegung? Ich weiß nicht... Wer Bernanos gelesen hat, wird die Langgässer bis auf den schwulen Stil durchaus nicht neu finden können. Aber bereits bei Bernanos blieb der peinliche Eindruck: Jetzt versuchen sie es auch auf diese Weise, auf die übliche Weise, die letztlich mit den Rolf-Torring-Romanen und Magazin-Stories identisch ist. Daß Bernanos gegenüber der Langgässer durchaus intellektuell, spiritualistisch, nominalistisch wirkt, macht nur der Unterschied zwischen einem Christentum, das durch den Laizismus hindurchgegangen ist, und einem, das immer verlogener wurde, weil es sich der Macht bedienen konnte, einer Macht, die alle Gemeinheiten, scheußlichen Auswüchse, Perversitäten in sich trug, wie sie eben in dem Roman der Langgässer fühlbar, widerlich vorhanden sind. Wenn so das christliche Haus ausschaut, dann ist es Zeit, es zu verlassen.

Zwei haben geheiratet, müssen wo wohnen. Wünschen sich, von Wohnung zu Wohnung geschoben werdend, endlich ein eigenes Haus. Es hat den Anschein, als gelänge es. Der Mann schuftet noch und noch, Woche für Woche wird dafür die Rate geringer, die noch zu zahlen bleibt. Kommt die Wirtschaftskrise. Der Mann muß aus dem Fenster schauen, die Rate bleibt, steigt wieder an. Das grausame Leben zwingt den Mann, eine Stelle anzunehmen, wo er zum Antreiber seiner Kameraden werden muß, ja zu ihrem Mörder zu werden droht. Die Solidarität in ihm siegt, er will den gefährlichen Abbruch einstellen. Es ist aber zu spät, der Bau stürzt zusammen und läßt ihn in einer Betonmasse ersticken. Die Frau kriegt die Prämie ausbezahlt. Das Haus gehört ihr endlich – ihr allein. Der, mit dem sie in ihm wohnen wollte, hat ein anderes festes Haus erhalten. – Es gibt kaum einen amerikanischen Film, der mit so krassem Realismus die ganze Erbärmlichkeit des kapitalistischen Systems enthüllen würde, in dem der Mensch schuftet muß, in dem der Mensch zum Schuft werden muß, um dann doch ohne das bescheidene Glück eines eigenen Heimes verrecken zu müssen, wie es dieser Rank-Film „Das Haus der Sehnsucht“ tut. Wären die Menschen nicht so verhärtet von all dem, was unseres Jahrhunderts ist, würden sie darüber ständig beunruhigt und ständig empört sein. Der einzige, der es wirklich ist, scheint der Regisseur des Streifens, Dmytrik, zu sein. Er sitzt hinter amerikanischen Kerkermauern, weil er der Wahrheit, die er erkannt hatte, nicht abschwören wollte.

Die Kriegsverbrecher werden begnadigt? Dann gnade uns Gott, weil wir bald wieder auf einen Krieg zusteuren. Wozu läßt man Banditen frei? Doch nur, wenn man sie zu Gauner- und Verbrecherstücken benötigt, oder zumindestens ihre Komplizen zu überzeugen sucht: Schaut doch her, wir haben nichts gegen Typen eures Schlags; hier der Beweis. Dumm muß nur das deutsche Volk sein, diese kalten Scheusale als Handgeld für die eigene Anwerbung hinzunehmen. Darauf läuft's nämlich hinaus.

„Die Nackten und die Toten“. Eine bemerkenswerte Analyse des latenten und offenen Faschismus in Amerika, in der US-Armee. Der Antisemitismus des kleinen GI und der Nihilismus der Macht des Generals gehören untrennbar zusammen. Wenn Mailers Schilderungen auch nur zur Hälfte realen Sachverhalten entsprechen, ist es gewiß, daß der offene unverhüllte amerikanische Faschismus die Greuel der mitteleuropäischen Faschisten um ein Erkleckliches übertrumpfen wird. Bemerkenswert übrigens das nackte, bestialische Beherrschtwerten aller durch die Sexualität. Mailers Haltung insgesamt der des ermordeten liberalen, intellektuellen Leutnants entsprechend, genauer gesagt der Schicht derer, die heute in Amerika in einer hoffnungslosen Minderheit sind, gerade weil sie erkennen, daß alles zutiefst faul und ohne Zukunft. Die Arbeiterschaft ist für sie keine Hoffnung, weil sie sie nicht richtig kennen und weil sie selbst andererseits so kurzsichtig ist, wie es die deutsche unter dem aufsteigenden Faschismus gewesen ist. Beim 10. Mai 1933 in den USA wird Mailers Buch bestimmt dabei sein. Das ehrt ihn.

Die Beschlüsse der New Yorker Außenministerkonferenz lassen keinen Zweifel: Hinter der verzwickten Formulierung erhebt sich die Fratze des internationalen Militarismus, des großen Baals unseres Jahrhunderts. Schon hat der Bundesanzeiger eine lange Liste veröffentlicht, aus der hervorgeht, daß wir wieder alle Waffen, einschließlich halbatomarer Produkte, einführen dürfen. Schon schickt man sich an, alle Gegner des Krieges, alle friedlichen, auf Verständigung gerichteten Kräfte zu verleumden, ihre Betätigung zu unterbinden. Schon werden wieder „einsame Entschlüsse“ gefaßt, nur diesmal statt auf dem Obersalzberg in der Nähe des Petersberges. Was nützt da ein schönes Dahinwischen auf der Autobahn, das Vergnügen über diese Welt, wenn in den Straßen die Sprenglöcher sind, wenn sich die Lorelei ihres Sitzes nicht mehr sicher ist, wenn immer mehr Kriegsmaschinen über die Köpfe brausen, wenn alles auf Alarm eingestellt ist? Ein bestimmt bemerkenswerter Sommer. Abschied vom Frieden, besser von der Illusion, der sei noch im Kommen. Wir entfernen uns von ihm mit Eile, wie Leute mit schlechtem Gewissen.

Die wirkliche Freiheit verlangt ein Freisein von materieller Not und Sorge. Alle, die dies leugnen, sind Scharlatane oder Menschen mit wenig starker Lebenskraft, mit wenig Verlangen, diese Welt in aller Fülle zu erleben.

Ein einziger Satz, der einem so unter die Augen kommt, macht aller etwaigen Neigung zum Vergessen ein rasches Ende. „Wenn mein Brief nicht ganz formgerecht ist, mußt Du entschuldigen. Ich bin ein Arbeiterjunge und das Briefschreiben nicht gelehrt.“ Das ist es: Solange noch solche Sätze geschrieben werden müssen, ist alles Gerede von Fortschritt bestenfalls eine Provokation, um ihn endlich zu verbreiten, meistens aber nur die schändliche Bemängelung für Klasseninteressen, die es nicht geboten erscheinen lassen, daß jeder soviel Bildung mitkriegt, um einen richtigen Brief schreiben zu können. „Ich bin ein Arbeiterjunge...“ Er soll dies endlich mit Stolz sagen können, nicht mit der Feststellung, ein Benachteiligter von vornherein zu sein.

Die „Illuminationen“ von Rimbaud zufällig wieder gelesen. Erneut bewegt von der „Abfahrt“.

Marieluise Fleissers „Der starke Stamm“ gesehen. Mußte hell lachen, als ich die Verfasserin der „Pioniere in Ingolstadt“ leibhaftig sah. Sie war eine ordentliche bayerische Kleinbürgerin, durchaus nicht so, wie man es erwartete, wenn man „Die mehrländige Frieda Geier“ gelesen hat, wenn man so verschiedene Berliner Geschichten kennt, durch ihre Brille einen leicht bürokratischen, handwerkerhaften Einschlag erhaltend. Handwerk war auch „Der starke Stamm“. Gehört auf das Münchner Volkstheater. Unvergleichlich nach wie vor ihre Stärke, dem kleinen Mann aufs Maul zu schauen. Aber das ist auch alles. Vier Akte schleppen sich die durchaus ordinäre Geschichte vom verwitweten Sattler zwischen einer reschen Jungen und einer Haare auf den Zähnen habenden Schwägerin hin. Insgesamt ein erschreckend gewöhnliches Niveau. Die Versuche von Zeitbezüglichkeit machten dies nur noch mehr fühlbar. Wie soll auch das Kleinbürgertum, insbesondere das bayerische, noch Anlaß zu einer Komödie sein, wenn der gesellschaftliche Gegenspieler in jeder Form fehlt? Das Interne wird so oder so eine unbefriedigende Angelegenheit bleiben müssen. Erst recht natürlich, wenn dieses zähe Zeug noch eines deus ex machina in Form eines alten gutmütigen, klarschenden Onkels bedarf. Die Giehse mußte sich lebhaftestens anstrengen, um vorzutäuschen, daß sie etwas rettete. Das sagt alles.

Was hat eigentlich die Schriftsteller und Chronisten immer wieder bewogen, dem Bauernmädchen Johanna ihr Interesse entgegenzubringen? War es das „kollektive Unterbewußtsein“ des europäischen Nationalismus, das sich hier immer wieder Gestalt verschafft hat, weil eben die Schaffung einer geschlossenen, einheitlichen Nation eine der größten Etappen der menschlichen Geschichte, also auch eine der größten Leistungen darstellt? War es also nur die verkappte und offene Bewunderung, der Drang, der Verkörperung der besten Kräfte der modernen Geschichte ein Denkmal zu setzen? Bei Schiller war es zweifelsohne mit ein Grund. Auch noch bei dem Sozialisten Shaw. Bei Brecht freilich ist es der moderne Mensch Johanna, dessen Tat nicht mehr auf die nationale, sondern auf die soziale Befreiung abzielt. Es war ein fragwürdiges Unterfangen. Dahn sind die rationalistischen Bemühungen Shaws, das „Europäische“ an der Interpretation der bekannten überlieferten Fakten. Geblieben ist die Klassenkämpferin Johanna, die ihre Aufgabe zu bestehen hat, sie nicht besteht und deshalb im Dunkel verschwinden muß, verhöhnt von oben und unten, verurteilt und gerichtet. Was aber haben die Amerikaner aus dem Sujet gemacht? Der Film, der den Namen des Bauernmädchen aus Domremy trägt, ist zu einem Zellooidschinken geworden, dessen Bestes bezeichnenderweise das Oberflächliche, der Schein ist. Das liegt vor allem an der Darstellerin der Johanna, an Ingrid Bergmann. Sie ist unfähig, das Unbewußt-Drängende des Mädchens, ihre natürliche Schläue und Zähigkeit, ihre Angst und Hilflosigkeit glaubhaft zu machen. Sie ist eben die Frau, die etwas hinter sich hat, wie man so sagt, die weiß, wie man sich stellt, Tränen rollen und Zähne blitzzen läßt. Sie ist die sentimentalische an Stelle der hier nötigen naiven Schauspielerin. Alles ist auf das Monstrum, nichts auf das Miraculum angelegt. Geschmackloser Naturalismus und kitschiger Symbolismus an Stelle des Realismus. Daß andererseits Maxwell Anderson, nachdem das Drehbuch gearbeitet wurde, das Mystische, Religiöse und Unerklärliche herauszustellen bemüht ist, gehört zum heutigen Amerikanismus, der um Ideologie, nicht um Bewußtsein bemüht sein muß. Sehr aufschlußreich auch das Auswälzen der seelischen und körperlichen Folterungen, der Grausamkeit,

durchaus dem Sadismus des „Glöckners von Notre Dame“ würdig. Dann die furchtbare kitschige Apotheose – so recht 1900 in Europa, Hochblüte der bourgeoisentimentalität, die die Brutalität des allgemeinen Lebens kompensieren soll. Wie peinlich gestrig ist dieses Amerika, durch und durch reaktionär, auch wenn es alle technischen Effekte spielen läßt.

Ludwig Thoma ein bedeutender Liberaler – bis 1914. Durch seine kulturkritischen Bemerkungen wettert die tiefe Grimm des jahrhundertlang geknebelten Bürgers (nicht des Bauern, der theoretisch nie mit den Widersprüchen fertig wurde, dafür aber als naiver Realist – und als solcher eben auch nur scheinbar). Daß er es nachher mit der Kriegspartei, ja mit den Alddeutschen hält und sentimentale Barrasgedichte schreibt wie nur irgendein Dutzendliterat, und daß er schließlich mit der Revolution nichts anzufangen weiß, ja daß er offensichtlich zu verdorren beginnt, nachdem die von ihm jahrzehntelang attackierte Monarchie und der Ultramontanismus verschwunden sind, läßt einen wieder einmal wissen, daß der ganze Liberalismus eine Schein- und Oberflächenopposition und zutiefst bourgeois ist. Thoma und Orterer – sie sitzen trotz allen Zanks am gleichen Tisch. Nicht aber Thoma und Eglhofer. Thoma war der reaktionäre Kultusminister Wehner zutiefst zuwieder. Aber noch mehr Eisner. Die Republik grub ihm ein rasches Grab. Ihre Luft war doch zu wenig dick.

„Zweimal Amphitron“ von Georg Kaiser im Funk gehört. Ein humanistisches Stück gegen die Borniertheit des Militarismus. Für das Menschliche, für das Menschgemäße, für die Liebe, Enthüllung des Geheimnisses, wie Kriege gemacht werden, ist es nicht. Aber ein Beitrag, um das Unsinnige, Barbarische, Hohle und Nichtige, alles Verachtende und Preisgebende des Krieges und des Kriegers zu enthüllen. Daß Georg Kaiser dieses Stück geschrieben hat, ehrt ihn und zeigt, daß er doch mehr als Routinier und Opportunist gewesen ist. Irgendwie ist hinter allem der kalte, verzweifelte Hauch seiner italienischen Gedichte.

„An Weihnachten werdet ihr zu Hause sein“, versprach der „Führer“. Nun, das einzige, was es an Weihnachten gab, waren kalte Füße und ein Massengrab. „An Weihnachten werdet ihr zu Hause sein“, versprach der „Führer“ in anderer Gestalt und Uniform etliche Jahre später. Das Ergebnis war dasselbe: grauenvolles Davonlaufen und vielfacher Tod. Der eine wie der andere dieser sogenannten Führer war nichts als ein Hasardeur. Nur, daß es die Atombombe noch nicht gab, kennzeichnet die unterschiedliche Situation. Der eine war faktisch am Ende, der andere will es noch nicht wahr haben, indem er mit dem dicken Knüppel droht, den er noch in der Hand schwingt. Er, der Krawattenhändler, wird sich nicht scheuen, die Atombombe noch einmal anzuwenden! Als ob daran je ein Zweifel gewesen wäre, daß er noch immer ein willfähriges Werkzeug in den Händen der Millionäre und Milliardäre ist, als ob daran ein Zweifel wäre, daß er noch derselbe abscheuliche Unmensch ist, auf dessen Visage einmal die Schulkinder mit großen Augen blicken werden, wenn sie lesen, daß er es war, der kaltschnäuzig Hunderttausende unschuldiger Menschen atomisierte ließ. Fragt sich nur, ob er seine Drohung wahr machen kann. Seine Freunde sind erschrocken und drohen ihm ihrerseits mit dem Aufsagen der Freundschaft. Das Unterhaus ist rebellisch. Der Krawattenhändler beeilt sich, eine Berichtigung zu bringen. Nur gut,

dafür es in zwei verschiedenen Gegenden der Erde so unheimliche Produkte gibt, wie es die Atombomben sind. Die „Führer“ neigen in unserem Jahrhundert leicht zum Wahnsinn. Besonders, wenn sie ihren Mund zu voll genommen haben und nicht mehr aus noch ein wissen.

Vor ihren riesigen Staudämmen, ihren kolossalen Städten, ihren mächtigen Produktionsstätten stehend, überkommt einen doch nur ein höchst unbefriedigendes, ja abstoßendes Gefühl. Es ist so, wie wenn man der tierischen Kraft eines Sklaven zusehen würde, der zur höheren Ehre und zum noch besseren Wohlergehen seines Herrn Ungeheures vollbringt. Es ist ein tiefer und untilgbarer Fluch, der auf ihrer Präzision, ihrer Monumentalität, ihrem Komfort liegt und all dem den optimistischen, für sich und alle Zukunft des Menschen zeugenden Charakter wegfrisst. Unsere Welt kennt nur mehr das Gemeinsame oder die Gemeinheit. Erst die Werke des Kommunismus, die Werke von Gleichen und Freien werden eine echte Bewunderung und einen echten Stolz schon auf der Stirne tragen.

Die Wirklichkeit ist unvergleichlich. Sie allein macht sehend. Darum wohnt der Kamera das Staunen und damit die Erleuchtung inne, wenn sie die Wirklichkeit anzugehen den Mut hat. Unsere Welt – keine andere kommt an sie heran, eben weil sie die unsrige ist. Alles Gestriges, und wäre es noch so nachgemacht, wird gestrig bleiben. Die Arbeit in unserer Welt, das Leben in unserer Welt ist es, was uns packt und glücklich ängstigt. Die Italiener haben als Erben einer großen ästhetischen Tradition dies wieder entdeckt. Sie drehten die ersten Nachkriegsfilme, die weder peinlich noch gekünstelt waren. Sie hatten den Mut zur Konfrontierung mit ihrer gesellschaftlichen Wirklichkeit. Das heißt, den Mut zum „Unten“. Der „Bittere Reis“ hat eine nicht besonders glückliche Kriminalgeschichte zur Grundlage. Aber die Italiener ließen sie eben unter Reisarbeiterinnen abspielen, während die Deutschen sie in den „gehobenen Ständen“ abrollen zu lassen pflegen. Das ist es eben: Die bürgerliche Welt ist nicht mehr wirklich im eigentlichen Sinn, und wenn sie hundertmal aufs Detail genau geknipst und gespielt wird. Wirklich ist das Leben nur mehr dort, wo es Arbeit ist. Selbst wenn die Form der Wiedergabe statt dialektisch-realistisch nur naturalistisch ist, bleibt ein starker Eindruck. Es wirkt aus sich. Daß Silvana Mangano ein natürliches, vitales Talent dazu ist, tut das seinige. Auf alle Fälle: „Unten“ oder genauer „Mittendrin“, fern von den billigen teuren Attrappen, vom Atelier, von der Verlogenheit – das allein gibt dem Film Zukunft.

## Erwin Fischer Besuch in L.

Kalter, zu kalter Frühlingstag, aber in die Stadt, deren Gast ich bin, zieht der Frühling erst ein, wenn durch sie das Eis aus dem fernen, nördlich der einstigen Metropole gelegenen See ins nahe Meer gezogen ist. Das wird in diesem Jahr mit vierzehn bis siebzehn Tagen Verspätung geschehen. Noch, man ist bereits zwölf Tage über der Zeit, hat man in der Stadt keine Eisscholle gesichtet. „Vielleicht“, sagt die neben mir sitzende Dolmetscherin mit dem dreifachen Hochschulstudium von Kunstgeschichte, Deutsch und Französisch, „ich meine, wenn Sie lange genug hierbleiben, werden Sie das Eis noch erleben. Ich meine, Sie sollten notfalls deswegen Ihren Aufenthalt verlängern.“

Das wird natürlich nicht gehen, denke ich. Schließlich bin ich hier Guest und mein Besuch ist von dafür Zuständigen vor vielen Monaten für genau diesen Zeitpunkt terminiert, vorbereitet und mit einem perfekten Programm ausgestattet worden. Sicher war das Eis vom fernen See mit eingeplant. Ganz bestimmt ist das so, aber der Mensch macht einen Plan, und die Natur zieht einen Strich durch die raffinierte Kalkulation. Das wird auch dem See nicht sonderlich passen. Natürlich nicht.

„Vielleicht kann man dem Eis entgegenfahren“, sage ich.

Die Dolmetscherin bedenkt mich mit einem jener zurechtweisenden Blicke, die ich bereits fürchten gelernt habe. „Natürlich kann man das“, antwortete sie mit unüberhörbarem Tadel in ihrer ansonsten sehr melodischen Stimme, „aber davon hätten Sie nichts. Ich meine, das Eis zu erleben hat nur einen Sinn, wenn es durch die Stadt zieht.“

„Natürlich“, antworte ich eifrig, ernte für meine bereitwillige Zustimmung aber nur einen spöttischen Blick. Um meine aufsteigende Verärgerung zu kaschieren, beschäftige ich mich umständlich mit meiner verstopften Pfeife. Der Fahrer, der bisher noch kein Wort Deutsch gesprochen hat, hebt wie witternd den Kopf und ich erhasche einen schnellen Blick in den inneren Rückspiegel. Dann sagte er in seiner Muttersprache etwas zu meinem neben mir sitzenden ersten Begleiter (drei andere sitzen in einem Vorauswagen). Der Begleiter wendet sich der Dolmetscherin zu und spricht mit ihr. Unwillig, wie mir scheint. Die Dolmetscherin hebt die Schultern und macht ein Na-schön-wenn-ihr-meint-Gesicht. Dann drückt sie sorgfältig ihre Zigarette aus und sagt: „Sie meinen, das Eis wird kommen. Na ja!“

Na ja...

Ich frage, ob wir uns nicht der Stelle nähern, an der vor 141 Jahren der weltberühmte Dichter des Versromans „Eugen Onegin“ im Duell um seine Frau, noch nicht 38 Jahre alt, seine tödliche Wunde empfangen hat. Die Dolmetscherin nickt überrascht Zustimmung, weist mit ausgestrecktem Arm nach links vorn. „Dort war es! Sie haben ihn vor hier aus in sein Haus getragen, wo er einige Tage später starb. Der Wagen wird halten, wenn Sie es wünschen.“

Ich wünsche es nicht, denn in diesem Augenblick erhöht der Vorauswagen die Geschwindigkeit und auch unser Fahrer drückt auf das Gaspedal, daß die Frau Doktor neben mir aus ihrer steil aufgerichteten Haltung ruckartig zurück in die Polster gedrückt wird, wobei ihr Rock etwas über die Knie rutscht. Wütend bringt sie das Malheur in Ordnung und sagt: „Na gut! Wir werden sein Haus besichtigen.“

Unsere kleine Kavalkade rast durch die Außenbezirke der Stadt mit riesigen Neubaukomplexen. Die Dolmetscherin berichtet, daß Jahr für Jahr mehr als dreißigtausend Wohnungen gebaut werden. „Deckt das Programm den Bedarf?“ frage ich. Frau Doktor schüttelt den Kopf. „Natürlich nicht. Der Zuzug ist ungeheuer. Man hat die Viermillionengrenze bereits überschritten. Also sollen in diesem Jahr erstmals vierzigtausend Wohnungen fertiggestellt werden.“

„Ist das zu schaffen?“

„Die Fachleute behaupten es. Wie Sie sehen, gibt es auch keinen Grund, ihnen zu mißtrauen. Aber es wird noch größerer Anstrengungen bedürfen, um das Problem zu bewältigen. Deshalb brauchen wir Frieden. Frieden bis in alle Ewigkeit. Mein Gott, was haben wir uns alles vorgenommen. Sie sehen ja selbst.“

Ein mir bisher unbekannter Ton schwingt während der beiden letzten Sätze in der Stimme der etwa Vierzigjährigen zu meiner Linken mit. Weil ich ihn nicht identifizieren kann, versuche ich seinen Ursprung aus ihrem Gesicht abzulesen, aber sie hat sich von mir abgewendet und blickt aus dem Fenster. Die Wagen verringern die Geschwindigkeit. Links neben der achtspurigen Stadtautobahn wächst ein Park aus der flachen Landschaft, davor, noch in einiger Entfernung, ein schmuckloses graues Gebäude. Einer schlichten Kapelle sehr ähnlich. Ich erkenne eine Parkbucht daneben mit einigen Bussen und vielen Menschen.

Das Vorausfahrzeug biegt plötzlich nach links ab, rollt im Schrittempo auf die Parkbucht zu, schiebt sich zwischen die Busse und Menschen, die bereitwillig Platz machen. Mir fällt auf, daß während der letzten paar hundert Meter in unserem Wagen nicht mehr gesprochen worden ist, und neben mir sitzt die Dolmetscherin zusammengesunken und wie erstarrt in den Polstern. Vor dem geöffneten Portal der „Kapelle“ stehen Wachsoldaten mit aufgepflanztem Bajonett. Ein eiskalter Wind macht mit meinem schüttenden Haar was er will und ich lasse ihn gewähren und weiß noch nicht, weshalb mich plötzlich ein Gefühl tiefer Beklemmung befällt. Hilfesuchend wende ich mich nach der Dolmetscherin um, aber sie ist im Wagen geblieben, sitzt ganz klein, ein kaum wahrnehmbarer Schatten, in dem großen Fond. Und ich wage nicht, sie auf meine Situation aufmerksam zu machen.

Einer der drei Begleiter aus dem Vorauswagen spricht deutsch. Er sagt, er wolle nur eben über die Straße, um für mich Blumen zu kaufen. Wie ein Ertrinkender greife ich nach seinem Arm und antworte, daß ich mit ihm gehen werde.

In dem Blumengeschäft sind Menschen aus den Bussen. Eine Kassiererin nimmt das Geld für die fertigen, standardisierten Strauß' entgegen. Längst hat mein Begleiter sich bedient und bezahlt, aber ich stehe immer noch unschlüssig, greife endlich nach vier, fünf Gebinden, öffne sie und füge sie zu einem Strauß zusammen. Mein Begleiter zückt seine Brieftasche, aber nun bin ich schneller, halte der Kassiererin fragend einen Zwanzigmarkschein hin. Die schüttelt ratlos den Kopf und der Begleiter sagt: „Es ist viel zuviel.“

Zu viel?

Ich lege den Geldschein auf das Zahlbrett und verlasse eilig das Blumengeschäft. Wieder bei den Wagen, erklärt mein Begleiter offenbar den Blumenkauf. Plötzlich steigt die Dolmetscherin aus und wir reihen uns in die Schlange der inländischen Touristen aus den Bussen ein, die sich langsam an den Wachen vorbei in die „Kapelle“ schieben. Die Dolmetscherin sagt: „Ich nehme an, Sie wissen bereits, daß wir beim Pis-

karjowo-Gedenkfriedhof sind. Hier befinden wir uns sozusagen in seinem Dokumentationszentrum. Wenn Sie es wünschen, werde ich Ihnen die Texte unter den Exponaten übersetzen.“

Ich wünsche es nicht. Die vergrößerten Bildtafeln sprechen ihre eigene Sprache und die vielstelligen Zahlen der fotokopierten Listen brauchen nicht übersetzt zu werden. Meine Muttersprache klingt nicht gut in diesem Raum.

Es ist Jahre her, daß ich das Buch „900 Tage – Die Belagerung von Leningrad“ von Harrison E. Salisbury gelesen habe. Aber jetzt, den unförmigen Blumenstrauß im Arm und im Angesicht der Schreckensbilder, gelingt es mir nicht, die wichtigsten Stellen, die ich mir doch so gut gemerkt hatte, in die Erinnerung zurückzurufen. Ich stehe vor einem Foto aus dem Winter 1941/42. Es zeigt tote Kinder zuhauf auf einem von Ruinen umsäumten Platz. Schwarzvermummte Frauengestalten sind auch zu sehen. Meine Gedanken quälen sich 36 Jahre zurück. Als die Kinder starben, war ich zwölf Jahre alt. Die Kompanie meines ältesten Bruders war für einen tollkühnen Vorstoß am Ladoga-See lobend im Wehrmachtsbericht erwähnt worden. Der Stolz von damals scheint mich jetzt erdrosseln zu wollen...

Die Stimme der Dolmetscherin flüstert mir die Übersetzung der Kalenderblatt eingrungen des zwölfjährigen Mädchens Tanja Sawischewa ins Ohr: „Schenja starb am 28. Dezember 1941 um 12 Uhr 30... Babuschka starb am 25. Januar 1942 3 Uhr... Leka starb am 17. März 1942, um 5 Uhr in der Frühe... Großvater starb... Mama starb... Sawischews sind tot. Alle sind tot. Nur Tanja blieb übrig...“

„Sie lebt?“ krächzt meine mir völlig unbekannte Stimme.

„Sie lebte noch zwei Jahre...“

Meine Gedanken quälen sich immer noch durch die Vergangenheit. Selbst wenn ich könnte, würde ich ihnen keine großen Sprüche, keine schnelle Flucht erlauben. Vor meinen Augen vergrößert sich das kleine ausgestellte Paßfoto von Tanja zu Lebensgröße. Wir waren gleichaltrig und sie starb, als ich konfirmiert wurde.

Es war ein großes Fest gewesen. Verwandte vom Lande hatten für reichhaltige Tafeln gesorgt, meine vier älteren Brüder mich im Schmuck ihrer Extrauniformen und im Glanz ihrer Orden zur Kirche geleitet. Wir lebten in einer Gegend des Reiches, an die der Krieg sich zum damaligen Zeitpunkt noch nicht herangewagt hatte, und aus der großen Familie war auch noch niemand gefallen. Damals noch nicht.

Tanja trug schöne, nach vorn über die Schultern hängende und bis zum Bauch reichende Zöpfe und ihr fein modelliertes, rundes Kindergesicht mit den etwas hohen Wangenknochen wäre ganz gewiß zum Spiegel des Liebreizes einer schönen Frau geworden. Aber ihr Bild muß schon während der Belagerung aufgenommen worden sein, denn der Blick ihrer auf ein nahes Ziel gerichteten Augen ist angefüllt mit Ungläubigkeit und ihm fehlt jede Spur kindlichen Vertrauens. Und um die Mundwinkel haben Entbehrungen die ersten Furchen gegraben. „Sawischews sind tot. Alle sind tot.“ Hatte sie ihre Schürze für eine Beerdigung oder nur für den Fotografen gewaschen?

Es ist etwas in dem Gesicht der kleinen Tanja, das mich die Gegenwart vergessen läßt. Irrlichtert da nicht doch ein winziger Funke Hoffnung in den Augenwinkeln? Und der Nacken ist nicht gebeugt, die schwachen Schultern nicht gekrümmmt unter der Last der Augen. Spielt um den zartgeschwungenen Mund nicht der Anflug eines Lächelns, dessen Schüchternheit dem Zittern des ersten Birkenlaubes gleicht? Hätte ich doch

nur das Beten und Bitten nicht verlernt. Vielleicht könnte Tanja es hören und mir Antwort geben. Irgendeine Antwort...

Plötzlich erschreckt mich eine ungewohnte Stille in der kleinen Gedenkhalle. Ich vermisste das Geräusch der schiebenden Füße und das halblaute Gemurmel der inländischen Touristen, in deren Reihe ich mich vor dem Betreten des Dokumentationszentrums eingeordnet hatte. So abrupt in die Gegenwart zurückgeholt, finde ich mich in der bestürzendsten Situation meines Lebens: Es ist, als hätten die Menschen einen Kreis um den Fremden gebildet. Einige Schritte hinter mir flüstert die Dolmetscherin – soviel Russisch verstehe ich aus meiner sibirischen Gefangenschaft –: „Es ist ein Deutscher.“ Danach füllen Tränen des Mitleids russische Augen und die schwere, risige Hand eines untersetzten Mannes legt sich behutsam, Beruhigung vermittelnd, auf meine rechte Schulter. Mitleid mit einem Deutschen am Eingang des Piskarjowo-Gedenkfriedhofes in Leningrad. Mehr als dreißig Jahre, nachdem hier 640000 Menschen begraben worden sind.

Die Dolmetscherin faßt nach meiner Linken und zieht mich langsam aus dem Kreis der in Stummheit verharrenden Bürger der Sowjetunion hinaus. Und die schwere, risige Hand des untersetzten Mannes tastet nach meiner Rechten, die sich um den unförmigen Blumenstrauß klammert. Kann eine Fotografie sehen, oder woher kommt der Blick Tanjas, den ich jetzt zwischen meinen Schultern fühle? Die Wachen stehen unbeweglich wie vordem. Nur der kalte Wind bewegt die Säume ihrer Mäntel.

„Sie sind in Leningrad geboren?“ frage ich die Dolmetscherin. Es ist eine überflüssige Frage. Ich ahne längst, daß sie eine Überlebende ist. „Ich war dabei“, antwortete sie ruhig. Dann läßt sie meine Hand los und geht zum Wagen und setzt sich auf ihren Platz. Meine vier Begleiter nehmen mich in die Mitte, und vorbei an der ewigen Flamme beginne ich meinen Blumenstrauß zum Ehrenmal am gegenüberliegenden Ende des Piskarjowo-Friedhofes zu tragen.

Es ist ein langer Weg, eine schnurgerade, baumlose Allee mit je einem schmalen Pfad an jeder Seite. Rechts und links die riesigen, rechteckigen Hügel, unter deren jedem mindestens 6000 Tote ruhen. Dahinter erst die Bäume, die ich bereits bei der Anfahrt gesehen habe, und zwischen ihnen weitere Hügel. Keine Namensschilder, keine Grabmale. Nur an der Stirnseite eines jeden grasbesäten Hügels kleine Tafeln mit Zahlen. Der Weg will nicht enden; 640000 Tote brauchen auch unter diesen Umständen ihren Platz. Aus fast unsichtbar zwischen den Bäumen installierten Lautsprechern klingt leise das Largo von Händel. Der Windträgt die Musik zu jedem Hügel, ihr langsames Zeitmaß läßt eilige Schritte nicht aufkommen. Wer hier geht, muß nicht nur an den Hügeln vorbei, er muß auch durch die Musik hindurchgehen und kann ihr doch nicht entrinnen, wie er seinen Blick nicht lösen kann von der im Näherkommen immer höher aufragenden Frauenfigur, die das Ehrenmal weit überragt als Symbol der ewig fortbestehenden, Kraft spendenden und alles Leid der Welt aufnehmenden Mutter Erde.

Der Rückweg fällt nicht leichter. Inländische Touristen kommen uns auf den schmalen Pfaden entgegen. Fast jeder von ihnen trägt ein paar Blumen zum Ehrenmal oder legt sie an einem der Massengräber nieder. Unter welchem dieser riesigen Hügel mag Tanja liegen? Ich wage die unsinnige Frage nicht auszusprechen.

Dann, während der letzten Schritte vor den zu der ewigen Flamme führenden Stufen, kommt mir die irrsinnige Idee, daß man sich damals geirrt haben könnte. Daß Tanja

gar nicht gestorben ist, sondern überlebt hat. Doch ich klammere mich nur wenige Sekunden an die Hoffnung, daß die Erinnerung an meine Konfirmation fortan wieder so unbelastet sein könnte, wie sie es vor meiner Begegnung mit Tanjas Schicksal gewesen ist. Auf der obersten Stufe bleibe ich stehen und blicke zurück. So weit ist die riesige Statue der Mutter Erde entfernt, daß sie nur wie ein schmaler, senkrechter Strich am Horizont erscheint.

„Sechshundertvierzigtausend und Tanja“, sage ich. „Die große Stadt, in der ich geboren und aufgewachsen bin, hatte in ihrer besten Zeit 320 000 Einwohner.“

Der deutschsprechende Begleiter antwortet: „Es können auch siebenhunderttausend sein. Genau weiß das niemand. Und keiner von ihnen ist vergessen – nichts ist vergessen, wie Olga Bergholz gesagt hat.“

Vier Tage später treiben erste, vereinzelte Eisschollen auf der Newa durch die Stadt. Die Dolmetscherin sagt: „Sie hätten noch ein paar Tage hierbleiben sollen, ich meine, mein Mann hätte Sie sehr gern als Gast in unserer Wohnung begrüßt. Auch die Kinder sind neugierig auf Sie. Unsere Tochter heißt Tanja.“

Der Fahrer sagt etwas zu meinem neben ihm sitzenden Begleiter. Der wendet sich der Dolmetscherin zu und spricht mit ihr. Ein Lächeln verschönert flüchtig ihr Gesicht mit jenen mir anfangs rätselhaften Spuren, die ich nun aber zu deuten weiß. Sie übersetzt: „Er sagt, Sie werden wiederkommen, wenn die Weißen Nächte sind und Sie würden dann drei oder vier Wochen hier in unserer Stadt sein.“ Der Fahrer wirft ein paar Sätze dazwischen. Sie übersetzt: „Der Fahrer sagt, er hätte gehört, wie Sie Ihre Zusage gegeben hätten. Seine Frau erwartet um diese Zeit ihr zweites Kind und wenn Sie kommen, wird man sich freuen, wenn Sie es auf den Arm nehmen. Aber dann wird das Eis bereits durchgezogen sein, ich meine, Sie sollten kommen, wenn wir das Eis wieder erwarten, und Sie sollten bleiben, bis die Weißen Nächte vorüber sind. Übrigens, die Eltern unseres Fahrers haben Tanja gut gekannt. Sie waren, wie sagt man, ach ja, sie waren Spielgefährten.“

Mein erster Besuch in L. Und schon so viele Freunde...

Ursula Püschen  
Gerd Semmers Gründerjahre

Zum Erscheinen des Auswahlbandes von Gerd Semmer, Grafik Dieter Süverkrüp, in der Lyrikreihe kürbiskern-Zeitgedichte 1979.

*Ich hoffe, daß in meinen Liedern einige Veränderungen in der Welt kenntlich gemacht worden sind. Bei dem Gedanken, daß sie uns allen helfen, Altes lachend zu begraben, würde ich mit einem gewissen Lächeln sterben.*

Er lebte von 1919 bis 1967. Wir dachten immer, Gerd ist so alt oder so jung wie wir, als wir uns gemeinsam an unsere Zukunft machten. Wenn wir zusammen waren, war Gegenwart. Dabei hatte er schon eine Vergangenheit. Als er tot war und mir Else Semmer seine Papiere gab, las ich in einem Tagebuch von 1948: „Was interessiert mich mein früheres Leben! Ich will wissen, was jetzt aus mir wird, aber weil auf keinen Menschen mehr Verlaß ist, müssen diese langen Fragebögen ausgefüllt werden. Weil niemand gegenwärtig lebt, arbeitet niemand die Vergangenheit in sich ein. ... Und damit man seine Vergangenheit nie vergißt und sich nie verplappert, trage man all diese Ausreden, Beschönigungen, Selbstgefälligkeiten, Bekenntnisse der Unschuld immer bei sich – sonst stellt man noch Brüche in deiner Persönlichkeit fest, nimmt dich zu genau, läugnerisch, betrügerisch, Nazi – was du mit aller Kraft vermeiden wolltest.“ Unbedarfte Illusion, man wäre in seinem Land auf Spurensuche nach Nazis gegangen. Gerd Semmer war kein Nazi, er stilisiert sich hier zum kleinen Mann schlechthin, räsonierend über Nachkriegswirrnisse. Das unterließ er, als diese Notiz etwas später zu einem „Vorspruch zum Lebenslauf“ avancierte, da hieß der entscheidende Satz: „Was soll mir meine Vergangenheit – ich will und muß heute leben. Ich will wissen, was aus meinem Leben noch gemacht werden kann.“

So gehörte er zu denen, für die nach dem Krieg das Leben anfing, und das war damals nicht ans Geburtsjahr gebunden. 1946 wurde er wieder Student, da war er schon siebenundzwanzig.

Semmer sagte manchmal, daß er Schneidermeister sei, und dann guckte er prüfend, als wollte er feststellen, wie man auf etwas derart Unschickliches reagiert, und mit einem vieldeutigen Lächeln nahm er den Blick weg, etwa: „Siehste, du hältst es nicht für möglich...“ Das heißt nicht, daß er dieses Paderborn, woher er kam, nicht noch in den Knochen hatte. Ich kenne es nicht, es muß sehr klein sein. Katholisch selbstverständlich, aber in seinen Kreisen war man sehr evangelisch. Und es gab wohl Sünden, voran Erfolglosigkeit, Geldmangel, Geschlechtsverkehr. Wenn man will, kann man das alles noch in seinen Gedichten finden: den Haß und die Liebe für die zwergische Heimat, Spott und Polemik und den Sinn fürs Kleine auch.

Schneiderlehre also dort beim Vater, dann Meisterprüfung und Abitur in Weimar; nierenkrank und darum nicht Soldat; am Ende des Krieges ging der Schneidermeister nach Wien studieren: Germanistik, Theaterwissenschaft, Kunstgeschichte.

Wann wurde er unser Gerd Semmer – der Mann, dem nie was glückte, der immer lächelte und meistens traurig war, der Mann mit dem monumentalen Zorn, den selten jemand zu sehen bekam, der Verlässliche, der Freund?

Einen Teil seiner Existenz habe ich wohl nicht recht ernst genommen, hielt das für eine heiße platonische Liebe – das Puppenspiel. Ich wußte, er hatte früh eine Dissertation über Brecht schreiben wollen. 1951 war er einmal am Berliner Ensemble, als der Doktorvater gestorben und auch sonst vom Studium nicht länger zu leben war, und beinahe wäre er dort vielleicht Mitarbeiter geworden. (Im Tagebuch 1960: „Meine Begegnung mit Grass – unfroh. Meine Begegnung mit Brecht – verlegen.“) Er hatte mit André Müller den Arbeitskreis Bertolt Brecht gegründet, wirksam besonders in der Zeit des Kreuzzugs gegen Brecht in der BRD. (An den französischen Germanisten und Freund Edouard Pfrimmer, 30. Dezember 1964: „Mir wurde plötzlich klar, daß wir tatsächlich anfangen, ein gewisser Umschlagplatz für die Brecht-Interpretation zu werden.“) Er war zudem mehrmals Mitarbeiter bei Piscator, u. a. an dessen großer „Danton“-Inszenierung. Ich war betroffen, als ich einen Brief von 1965 auf ein Stellenangebot des Deutschen Instituts für Puppenspiel, Bochum, fand; er bewirbt sich als Assistent. Damals war er sechsundvierzig Jahre alt, hatte wichtige Zulieferdienste für Theater, in dem die Darsteller Menschen sind, geleistet, und hatte in der schreibenden Kunst reüssiert. War es Geldnot, nostalgische Schwärzmerei?

In einem Brief an mich (19. Januar 1966), der auf Fragen nach seiner Biographie antwortet, steht: „Dann möchte ich noch nachdrücklich auf meine Puppenspiele hinweisen: 1943 in Paderborn Tragische Höllenfahrt des Herrn Dr. Johann Faust. 1944 Puppenspiel mit Porträtköpfen vom Institut für Theaterwissenschaft (wonach man die Gestapo auf mich aufmerksam machen wollte...). 1945 im Januar in Paderborn Hitler-Parodie ‚Die Räuber‘. 1946 in Marburg ‚Der strebsame Julius‘. 1948 in Marburg ‚Der Goldesel oder die Währungsreform‘. Dann sind da noch zwei Fastnachtsspiele, die keiner mehr kennt, weil ich auch die Manuskripte verloren habe: In dem einen rettet Hanswurst die Muse aus den Klauen eines jungen und eines überreifen Dichters, in dem anderen wird Harlekin von mehreren Damen der Kunstgeschichte versucht. In dem einen Stück heißt es zum Schluß:

*Von der Wiege bis zur Bahre*

*Hanswurst-Muse. Hanswurst-Muse...*

*Muswurst ist das einzige Wahre.*

Diese Stücke wurden 1950 in Marburg in der Mensa für Germanisten aufgeführt. Sie sind wie gesagt leider verschollen.“

Semmer tut so, als nähme er wichtig, was gar nicht wichtig ist. Aber sein Humor hatte immer noch einen dritten Boden: es war ihm äußerst wichtig, womit er so tat, als wäre es gar nicht wichtig.

Beinahe die Gestapo – in Lebenslaufnotizen steht: „Hitlerjugend wie üblich. Jugendchor- und Orchesterleiter, Laien- und Puppenspiel, seit 1930 Kaspertheater, seit 1936 eigene Puppen. 1940 und 1943 auf Antifaschisten getroffen, demokratische Bewußtseinsbildung.“ Näheres läßt sich kaum rekonstruieren. Jedenfalls so viel, daß es von Marxismus unberührter Antifaschismus war. Ein Vermerk vom Dezember 1944 verzeichnet als Lektüre Kierkegaard, Rilke, Valéry – Autoren, die sonst erst nach dem Krieg nahezu Modelektüre wurden. Es gibt eine Beschreibung jener Zeit und der Impulse, die Gerd Semmer aufnahm, aus dem Jahr 1951, aber nun schon mit der Bewertung des Mannes, der seine Position gefunden hat, und mit der Haltung, seinen Adressaten lernen zu helfen. Das waren Junge Pioniere von der Arbeitsgemeinschaft Literatur aus ihrem Zentralhaus, wie das damals hieß, in Berlin. Von Semmer waren

gerade ein paar Gedichte in der Zeitschrift „Aufbau“ erschienen, da hatten ihn die fleißigen Kinder entdeckt, und er schrieb ihnen: „... wir waren so dumm gemacht, daß wir nicht wußten, wie ungerecht der Krieg war. Das einzige, was wir damals taten, war zu wenig, wenn für uns auch schon viel: wir machten den militärischen Kram in der HJ nicht mehr mit. Ich hatte schon immer große Lust zu Musik, Dichtung, Theater, Puppenspiel. Als der Krieg ausbrach, machte ich mit meinen Freunden, die ähnlich dachten, eine Spielschar mit Chor, Orchester und Laienspiel auf. Niemand bat uns darum, wir wurden sogar angefeindet von der Führung, die nicht dulden konnte, daß wir selbstständig dachten, daß wir alte Volkslieder sangen statt Soldatenlieder, daß wir alte und moderne Musik machten statt Marschmusik...“

1943 nach dem Abitur machte ich einen Kursus in Weimar mit... Da sah ich denn mit eigenen Augen, wohin der Krieg die Menschen brachte. Ich sah die Gefangenen des KZ Buchenwald in Weimar, sah Fremdarbeiter aus Polen, Rußland, Belgien, Frankreich und vielen anderen Ländern. Ich sah, wie miserabel sie behandelt wurden, und es wollte mir nicht in den Kopf, daß das schlechtere Menschen sein sollten, nur weil sie von den Deutschen überfallen worden waren. Ich schämte mich für meine Nation, die so verblendet war.

In Wien lernte ich einen jungen Regisseur kennen, der sich dort versteckte, weil sein Vater Pole war. Sie hatten ihn in Halle ins Gefängnis geworfen, und der Direktor trat ihm jeden Tag persönlich mit Stiefeln in den Rücken. Dann saß er noch neun Monate im KZ.

Er arbeitete als Kunstgewerbler unter fremden Firmennamen und hat vielen Juden geholfen. Von ihm lernte ich zuerst, worauf es ankam: gegen den Faschismus zu kämpfen, gegen den Krieg, gegen die Unmenschlichkeit aktiv und passiv Widerstand zu leisten.

Damals wußte ich aber noch nicht, daß der Faschismus dort entsteht, wo mit Gewalt die sozialistische Lösung der Arbeiterfrage verhindert werden soll. Das lernte ich erst nach der Währungsreform erkennen.“

Daraus ist etwa die Ausstattung zu ersehen, mit der dieses neue, gegenwärtige Leben Gerd Semmers anfing, nach dem Krieg. Jetzt wurde studiert, in Marburg. Dort traf man auf Männer von Rang, die Antifaschisten waren, Werner Krauss, Richard Hammann. Viele waren nun etwas fortschrittlich, Kommunisten aber standen sie bedenklich. In Gerd Semmers Tagebüchern taucht früh der Name Brecht auf, von ihm und seinem Werk ging die entscheidende, Denken und Fühlen betreffende, die ganze Person erfassende Wende in Gerts Leben aus. Einmal schon 1947, noch unspezifiziert, aber im Sinne weltliterarischer Grundsatzklärung: „Aristophanes, Hans Wurst, Brecht.“ 1948 ein etwas deformiertes Zitat aus der „Heiligen Johanna der Schlachthöfe“ als Direktive für das Privatleben, es geht um Schlußfolgerungen aus Liebeskummer: „Ich muß mich an meine Aufgabe klammern... welches ist meine Aufgabe? Da hapert's. Es muß eine objektive sein. Ich glaube, ich hab sie auch. Seid nicht nur selber gut, sondern verlaßt eine gute Welt.“

Nun beginnt unser Gerd Semmer in Erscheinung zu treten, der, den wir kannten – mit allem Auf und Ab, das auch nach einer Entscheidung nicht ausbleibt: „Es gilt, solange als möglich zu studieren, diese Zeit muß ausgenutzt werden. Endlich finde ich, daß sich mein Studium gelohnt hat – ich bin doch ins Überindividuelle, auf ein Ziel (das immer gehaßt und gewollt wurde), auf einen Weg gestoßen. *Marxismus*. Die andere

Seite, mein Ich, darf vernachlässigt werden – immanent gewiß – transzendent: das Christentum. Es ist also doch noch nicht abgetan“ (2. März 1949).

Es war die Zeit der Debatten, der Positionsbestimmungen, der Frontenbildungen, der Hoffnungen und Illusionen, und es war die Zeit, in der sich die Gegner formierten und Strategie und Taktik entwickelten, aus der Niederlage einen Sieg zu machen. Damals gab es Veranstaltungen mit Leuten, die den Jungen etwas über die Zeit zu sagen hatten, die eben vorbei war, auch an den Universitäten. Aber schon hörten nicht mehr alle auf sie. Günther Weisenborns Besuch an der Marburger Universität 1949 war so ein Ereignis. Für Gerd Semmer Anlaß, es publizistisch zu verbreiten. Und im Tagebuch: „In diesen Tagen Günther Weisenborn kennengelernt. . . . stellte erfreut fest, daß ich Marxist.“ Semmer schrieb Gedichte – eins über Weisenborn, eins über ein Thema von Rudolf Leonhard (in „Die Engel sind müde“, Berlin 1959) –, sehr pathetische, mit tiefer Verpflichtung auf die Humanität des antifaschistischen Kampfes. Noch und schon ging der Antikommunismus um, die Hinterlassenschaft der Nazis war brauchbar geblieben: „Was sie sich wohl unter einem Kommunisten vorstellen? Denn jedesmal, wenn sie einen treffen, heißt es: Edelkommunist (Dr. Fuchs in England z. B.).“ Gerd Semmer hatte leidenschaftliches Interesse an den politischen Entwicklungen, an ihren Details wie am Großen. Und da schrieb er auch die kleinen satirischen Gedichte, „Westdeutsche Schandlieder“ nannte er sie. „Realpolitiker und ihre Verfassung“: *Wir kriechen konziliant auf allen vieren / und bellen rote Hunde aus dem Haus.* „Wahlkampf zum ersten Bundestag“: *Sie sind kein Deutscher, mein Herr, / wenn Sie noch immer meckern.* „Stoßgebet der Ruhrunternehmer“, Untertitel: „Sie drohen den Engländern mit Kommunismus“, was sie wirklich taten, als die britische Besatzungsmacht in ihrer Zone zur Demontage ansetzte: *Läßt du uns aber mit leeren Händen, / so müssen wir uns an Max Reimann wenden.*“ Vor allem aber „Angetreten zum Grundgesetz“. Der Akt selber ist lyrisch-satirischer Gegenstand: das Unterzeichnen zu den Klängen des Liedes „Ich hab mich ergeben...“. Und die Stelle, die ins Zentrum des neuen Staates trifft:

*Der Kanonenkönig lacht sich in die Faust,  
weil ihm vor seinem eigenen Glück graust:  
Sie lassen ihn leben!  
Der Kumpel bekommt den alten Lohn.  
Was trägt ihm die Gewerkschaft davon:  
Ich hab mich ergeben.*

So war ein neuer Staat gegründet worden, im Mai 1949. Gerd Semmer war es, dem die Bundesrepublik Deutschland Präsenz in Gedichten seit der Stunde ihrer Geburt verdankt. Und das war kein schlechter Anfang für die politische Lyrik dieses Landes. Lyrik, wie sie Semmer schrieb, ist in den bürgerlichen Literaturgeschichten nie mit hohem Kurswert notiert, aber oft verschwiegen worden. Es gab immer Zeiten, da wurde sie zuverlässiger in Polizeiakten behandelt. Kulturpolitische Strategen der BRD orientierten sich bereits in den ersten Jahren an der elitären Literaturvariante, nach der Kunst ihren Rang verliert, wenn sie mit Politik in Berührung kommt. Im Gründungsjahr hatte Gottfried Benn bereits, das Abendland berufend, über das „hündische Kriechen seiner Intelligenz vor den politischen Begriffen“ gesprochen: „Das Zoon politikon, dieser griechische Mißgriff, diese Balkanidee – das ist der Keim des Untergangs, der sich jetzt vollzieht“ (*Berliner Brief*, Juli 1948, veröffentlicht

1949). Der befürchtete Untergang ließ sich aufhalten. Zu den Strategen in Sachen Abendland auf dem Gebiet der Lyrik gehörte Hans Egon Holthusen, der mit der Anthologie *Ergriffenes Dasein. Deutsche Lyrik 1900–1950* (Ebenhausen bei München 1953) programmatiche Politik machte. Richtpunkte, die er setzte, waren Hofmannsthal und George, Borchardt und Schröder. Leute wie Morgenstern, Wedekind, Klabbund, Ringelnatz, Kästner – „dem Trivialen und Lächerlichen wird Aufmerksamkeit geschenkt“ – waren nicht zu vermeiden: „. . . aber auch diesen Autoren geht es immer um das Ganze von Leben und Tod, Himmel und Hölle.“ Unter den Autoren, „welche die expressionistische Bewegung zum Siege geführt“, gab es Johannes R. Becher selbstverständlich nicht. (Zehn Jahre später untersuchte Hans Magnus Enzensberger das Verhältnis von Poesie und Politik, da konnte er als Nonkonformist die Holthusensche Rezeptur variieren: Bei einem Gedicht, vor dem es ihn ekelt, heißt es *ein Verfasser, ein Mann namens Becher.*) Mit Brecht ließ sich das so nicht gut machen; es ließ sich aber anders machen, ein seltsames Grüppchen wurde gebildet; *schließlich die starken und originalen Muster der Brecht und Benn.* Celan – sein Band *Mohn und Gedächtnis* war ein Jahr vor der Anthologie Holthusens erschienen – wird poetisch abqualifiziert, *ein Gedicht genügt.* Das ist nicht die *Todesfuge*, sie gehört bereits 1953 nicht zum ergrieffenen Dasein, zum *Ganzen von Leben und Tod.* Einer bringt politische Begriffe ein, *Hungernde Massen und Arbeiterklasse*, das ist Holthusen. Das steht in dem Gedicht „*Ein Mann der Tat*“, da wird ganz unmetaphorisch ein lauter, antikommunistischer Ton angeschlagen. *Tabula rasa*, daran scheint der Kriegsberichterstatter nicht so recht zu glauben, jedenfalls reimt er daseinsmäßig auf den leeren Tisch:

*Wir sind nicht mehr wir selbst. Wir sind in Scharren.  
Wir sind der Bergsturz, der Vulkan, die Macht.  
Der ungestüme Wille der Cäsaren  
Wirft uns in großen Haufen in die Schlacht.*

So waren die Weichen gestellt dafür, daß Gerd Semmer und seinesgleichen die Zahl der unbekannten Dichter vermehren sollten. Das war alt und nicht neu, und wir brauchten uns nicht zu wundern. Wenn wir dennoch betroffen waren, so wegen der großen Chance, die wir 1945 hatten, als dieses alte deutsche Reich zerschlagen wurde. Als wir lernen wollten, warum unser Land besudelt unter den Völkern saß, wurden die antifaschistischen Kämpfer unsere Lehrer, die das Bild eines neuen Deutschlands hatten. Es war eine langwierige und schmerzhafte Erkenntnis, daß es nur in einem Teil Deutschlands möglich wurde, einen Staat zu errichten, in dem die Arbeiter und die Bauern Machthaber sind, wo es darum nun auch kulturelle Gerechtigkeit gab, wo das Bildungsprivileg beseitigt wurde, eine wesentliche Voraussetzung für die Teilhabe aller an Kunst und Kultur. Innerhalb unseres Kulturbegriffs ist das Entstehen von Kunst nicht mehr ein elitärer Schöpfungsvorgang, sondern ein Prozeß der Kommunikation und des Austauschs, aus dem man keine Bestandteile isolieren kann. Die Frage nach dem Verhältnis von Literatur und Leben wurde zu einer Grundfrage in diesem Prozeß, die sich beim lyrischen Genre mit besonderer Vehemenz stellt, weil es extreme Nähe und Entfernung praktizieren kann. Kulturelle Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten haben sich im Lauf der Jahre modifiziert. In den Gründerjahren dieser Staaten, in denen Gerd Semmer sein poetisches Konzept konstituierte, hieß das für ihn, daß er als ein Dichter der BRD in der DDR seine Verleger fand. Das war eine bedeutende Erleichterung für die, die in der Bundesrepublik Dichtung von

Politik getrennt halten wollten: Für Semmer hat so das Verdikt gegen diese Balkanidee, das zoon poitikon, auf mehrfache Weise funktioniert.

Semmers Werk ist schmal. 1959 erschien das erste Buch, „Die Engel sind müde“, das zweite 1965, „Widerworte. Gedichte und Chansons“. Eine Gesamtausgabe hat er nicht erstrebt, im zweiten Band sind die dauerhaften Stücke enthalten. „Endlich etwas, was man vorzeigen kann“, schrieb er damals. Alle Prosa und manches Gedicht aus dem ersten Band ist weggeblieben, darunter auch die vier Gedichte „Aus dem Gründerjahr 1949“, er hat das ausgeschieden, wo der aktuellen Politik die historische Dimension fehlte. Sein Konzept war von vornherein breit angelegt – so gehören zum politischen Chanson kostbare Liebesgedichte, sensible Naturlyrik wie das große Weltanschauungsgedicht. Es ist in der Tat nur noch eines, das er beibehalten hat. An dem hat er lange gearbeitet, einmal ist es 1953 datiert, „Schöne Jugend“, ein Blick über die Welt, den Sport, die Kunst, mit seiner Konfession:

*Und das alles hat nur ein Ziel,  
einzugehen in den brüderlichen Kampf der Menschheit.*

*O Kunst, du bist der Friede, und wir  
wollen beginnen, dich wahr zu machen.*

Semmer war ein unerhört fleißiger Arbeiter, vermittelnd, helfend, organisierend, übersetzend, schwerfällig darin, sich schließlich Lyriker zu nennen. In dieser Branche, deklarierte er sich so: „Wenn Sie mich fragen, ich schreibe sehr ungern, bin schreibfaul. Ich bin kein Lyriker aus Berufung oder Leidenschaft. Ich kann nur manchmal nachts nicht schlafen. Dann fallen wir Verse ein, die schreibe ich auf beim Schein meiner Taschenlampe. Andere dichten immerzu, oft ist es danach. Ich dichte mehr wie der Buttberborn von Altbeken bei Paderborn: ab und zu.“ Das war öffentlich. Geheim aber stand im Tagebuch: „Man müßte Flugblätter am Bahnhof verteilen. Morgens, wenn die Arbeiterzüge kommen. Da ist Publizität“ (11. September 1949). Seine Blätter waren kleine progressive Zeitungen (dreimal war er Redakteur), da gab es zeitweilig sogar Bestellungen zu bestimmten Anlässen, Gelegenheitsgedichte. Eine weitere Form der Publizität tat sich auf nach der Begegnung mit Dieter Süverkrüp, nun hatte das Sangbare seiner Lyrik einen Interpreten. Für den Kampf der Arbeiter um ihre Rechte, gegen die unzähligen, gefährlichen Erscheinungen bundesdeutscher Spießbürgerei, gegen die Wiederaufrüstung und für den Kampf um den Frieden machte Gerd Semmer Gedichte in einer nach dem KPD-Verbot 1956 weithin mundtoten politischen Landschaft. Mit seinem *Atomgedicht* 57 stand er den achtzehn Göttinger Professoren zur Seite, die das tobende Schweigen der Schallmauer durchbrachen. Als sich der Ostermarsch in Bewegung setzte, schrieb ihm Gerd Semmer eigene Lieder. Aus einer brieflichen Auskunft über seine Arbeit (17. Februar 1964): „So machen wir zum Beispiel auch Lieder zum Ostermarsch der Atomwaffengegner. Gestern hatten wir eine Uraufführung in Gelsenkirchen: Vor 1500 Zuhörern, die zu einer Versammlung gekommen waren, sangen und spielten wir unsere Lieder, die ersten deutschen Ostermarschlieder. Bisher kamen sie alle aus England, dem Mutterland des Ostermarsches.“ Bei dem Marsch dieses Jahres, dem fünften, haben diese Lieder viele gesungen. Mit 100 000 Teilnehmern hatte sich die Zahl seit den Anfängen

etwa verzehnfacht. Da war Publizität. Und Semmer, dessen Arbeit die Kontinuität der politischen Lyrik in seinem Land bewahren half, hatte nun auch bereits eine Reihe schreibender Gefährten an seiner Seite.

Der westdeutsche Kulturbetrieb begann zu reagieren. In einem Brief vom Norddeutschen Rundfunk erkundigt sich ein eingeschüchterter Oppositioneller nach einem Text aus „Die Engel sind müde“ für ein Fernsehspiel: „Könntest du mir diese Geschichte auf ideologiefreies Papier tippen?... (Das zierliche DDR-Bändchen möchte ich nicht vorlegen, weiß gar nicht, daß es sowas gibt).“ Hier wenigstens wurde er nicht durch massive Ignoranz beleidigt, sondern zum augenzwinkernden Mitmachen gebeten. Aber es gab auch das: Sender Freies Berlin, ebenfalls 1964: „Sehr geehrter Herr Semmer, von Herrn Süverkrüp erfuhren wir, daß der Text zu dem Lied ‚Ich bin der Weihnachtsengel Frieda II‘ von Ihnen stammt und daß Sie die Urheberrechte daran haben.“ Im gleichen Jahr Briefwechsel mit dem Westdeutschen Rundfunk, der fünf Stücke aus „Ça ira“, Semmers feinfühlig vermittelten Liedern der Großen Französischen Revolution, von Dieter Süverkrüp bei den Ruhrfestspielen gesungen, gesendet und dafür ein Honorar von 8,20 DM angewiesen hatte. Dazu gibt es Briefentwürfe, der erste: „Sie wollen mich wohl verhöhnen“, der zweite: „Ich habe Sie nicht nach Trinkgeld, sondern nach Honorar gefragt“, bis Semmer sich wieder gefäß äußern konnte und der Sender gönnerhaft mitteilte, *nach Rücksprache mit unserer Honorar- und Lizenzabteilung* gibt es für jedes Lied fünfzig Mark. „Die bereits an Sie ausgezahlten 8,20 DM werden von dem Gesamtbetrag in Abzug gebracht.“

Hier also auch ein Hinweis auf die miserable materielle Lage, über die wir uns nicht weiter auslassen wollen, obwohl sie zu Recht in letzter Zeit bei Veröffentlichungen über Literatur in der BRD eine Rolle spielt, nicht zuletzt unter dem Aspekt Zensur und Selbstzensur. Bestenfalls soviel: In dem Staat und in der Literaturszene, die konform gingen mit der Behauptung, zoon politikon sei Mißgriff und Balkanidee, hatte schon der elitäre Holthusen Politisches verkauft, wenn es nur gegen das Neue war, das nach dem Krieg auch in Deutschland begann. Das hätte vielleicht auch Semmer gekonnt. Er war als Marxist kritisch gegen die, die ihm, dem Parteilosen, seine Genossen waren. Aber er hat nichts verkauft. Es gibt einen großangelegten lyrischen Versuch, mit dem Ereignis des 17. Juni 1953 fertigzuwerden, der den weltpolitischen Horizont präsent hat, daß in diesen Tagen an Korea ein Exempel der imperialistischen Machthaber gegen den Befreiungskampf der Völker statuiert wurde. Semmer ist mit seinem Gedicht nicht zu Rande gekommen. So blieben auch diese Zeilen unveröffentlicht:

*Aufgestört durch eure Sprüche von Freiheit  
(Freiheit für eure Bomben und Geschäfte)  
wollt ihr, daß diese Leute die eigene Zukunft,  
die Zukunft ihres Volkes verspielen im Tumult?*

*Ihr irr't euch.  
Sie werden euch nicht zum Metzger wählen.  
Denn ihr seid die Mörder.*

*In unseren Tagen beginnt der frühe Morgen der Völker,  
ihr eigenes Wort, ihre künftige Freiheit.  
Und sie wird ohne euch sein, Mörder!*

Das reaktionäre literarische Konzept in der BRD verlor an Repräsentanz. Wie es war, blieb es nicht. Mit der Neuformierung der demokratischen und sozialistischen Bewegung in der BRD wuchs auch die zweite Kultur. Gerd Semmer hat wesentlichen Anteil an der Entwicklung der politischen Lyrik seines Landes. Als sie nicht mehr zu überhören war, als sie sich groß im Einvernehmen mit dem Kampf des vietnamesischen Volkes gegen den amerikanischen Imperialismus artikulierte, da fielen die Stichworte schon anderen zu. Klaus Schuhmann, der das Vorwort schrieb für den opulenten Band *Denkzettel. Politische Lyrik aus der BRD und Westberlin* (Röderberg, Frankfurt am Main 1974) notierte einen Umschwung in der literaturkritischen Öffentlichkeit mit Erscheinen des Bandes von Erich Fried und *Vietnam und* (1966) und schrieb: „Die Politisierung der Standpunkte und Meinungen ist auch für die Lyrik der sechziger Jahre charakteristisch. Sie wird hier besonders augenfällig, weil das politische Gedicht im voraufgegangenen Jahrzehnt – man nannte diese Zeit später nicht zu Unrecht die ‚Metaphernjahre‘ – eine Ausnahmeerscheinung geblieben war, für die Namen wie Enzensberger und Rühmkorf und – von der bürgerlichen Kritik übersehen – Semmer standen.“ *Übersehen* ist vielleicht eine euphemistische Formulierung für diesen Sachverhalt. Da nimmt sich selbst Elisabeth Endres nicht aus, „*Autorenlexikon der deutschen Gegenwartsliteratur 1945–1975*“ (Frankfurt am Main 1975) – Semmer ist demnach keinerlei deutscher Autor. *Metaphernjahre* – sitzen wir damit nicht selber der Optik einer bürgerlichen Literaturgeschichtsschreibung auf, deren Dienstleistung im ideologischen Klassenkampf gegenwärtig die Konstituierung einer einheitlichen deutschen Nationalliteratur ist, zu der Semmer nicht gehören wird?

Ingeborg Bachmanns Verse von 1957

Sieben Jahr später,  
in einem Totenhaus,  
trinken die Henker von gestern  
den goldenen Becher aus.

Die Augen täten dir sinken

kann man so weit ins Metaphorische entheben, daß es um seinen politischen Gehalt gebracht wird. Freilich artikuliert sich der anders als bei Semmer, zielt auf eine andere Organisation des Adressaten – was übrigens auch für Rühmkorf und Enzensberger gilt. Hier steht eine Leistung der Literaturwissenschaft aus, die uns in die Lage versetzt, Literatur nach unterschiedlichen Rezeptionsweisen oder, wie man neuerdings sagt, strategischen Zielen zu ordnen.

Peter Rühmkorf – Semmer fühlte sich zu ihm hingezogen: „Ich weiß nicht, warum mich dieser Mann so fasziniert hat. Mit ihm zusammen würde ich ja gern einmal mein Jahrhundert in die Schranken fordern. Weiß nicht, wie es ihm mit mir geht. Ich glaube, ich liege ihm sehr fern“ (Brief vom 13. 1. 1966). Rühmkorf also mit seinen ironischen Vermerken über eine *ins Abseits gedrängte Kunstgattung*, nach mißglückten Versuchen, sich zu engagieren, schrieb 1975: „Vor die Wahl gestellt, was ich einem Gedicht eher zutraue, Wahrheitsfindung oder Wirklichkeitsveränderung, möchte ich eigentlich eher auf die erste Möglichkeit erkennen. Da wir beide konkurrierenden Gedichttypen gleichermaßen fest in bürgerlicher Hand wissen, ist die Entscheidung für diese oder jene Richtung ohnehin kein echtes Klassenproblem, sondern ein abgeleitetes: Entweder man hält es mit der Seite, die ihre bürgerliche Identität schlicht leugnet und – in effigie! – exekutiert, oder vertraut sich lieber jenen immer leicht zyni-

schen Ich-Gedichten an, in denen das bürgerliche Individuum zur Selbstanzeige schreitet“ („Walther von der Vogelweide, Klopstock und ich“, Reinbek bei Hamburg 1975). So gibt er sich mit einer Scheinalternative ab, um der echten zu entgehen. Er zitiert allerdings einiges Lyrische nichtbürgerlicher Provinienz, was ihm zu schlecht ist. Das ist freilich ein Argument und hilft, die Alternative aufzuschieben. Wenn man nun politisch ist, so wie Enzensberger, dann kann man das Wort *Päpste* nicht aussprechen, ohne alliterierend *Politruks* zu sagen. Das ist geradezu manisch, und so findet er eben gleichmäßig unmöglich *Gralshüter des Abendlands* – Poesie ist reine Form – wie  *kommunistische Kulturfunktionäre* – das Positive und Volksverbundene wird verlangt. So nimmt er Poesie als Herrscherlob zum Beispiel und führt uns *einen bildungsreichen Gang* durch die Geschichte zu der Erhellung: „... der politische Aspekt der Poesie muß ihr selber immanent sein. ... Freilich, Ansichten sind den selbstbestellten Wächtern, seit Platons Tagen, immer wichtiger gewesen als der objektive gesellschaftliche Gehalt der Poesie“ – wie wird der sich nun äußern, wenn weder in der Form noch in *Ansichten*? – „der nirgends sonst als in der Sprache zu finden ist“ („Einzelheiten II. Poesie und Politik“, Frankfurt am Main 1962). Das war 1962, seitdem ist viel geschehen, und wir haben leicht sagen: Das mußte ja so kommen, wenn wir Enzensbergers ästhetisch-politische Deklarationen meinen, diese eiertänzerischen Anstrengungen unter Aufbietung eines höchst gescheiten Intellekts, mit niemand in Übereinstimmung zu kommen. Allerdings ist auf der Strecke von der Absage an Kunst 1968 bis zur Wiederhinwendung in „Der Untergang der Titanic“ 1978 Schlimmes geschehen:

Wir glaubten noch an ein Ende, damals  
(wann: „damals“? 1912? 18? 45? 68?),  
und das heißt: an einen Anfang.  
Aber inzwischen wissen wir:  
Das Dinner geht weiter.

So sagt dieses Kunststück nun nicht mehr der Kunst ab, sondern dem Leben, verstanden als Geschichte, als Veränderung – eingeschlossen die Absage an die revolutionären Prozesse eines Landes, das ihm einiges geboten hat, Kuba. Theoretisch untermauert wird das mit *negativer Utopie* in *Zwei Randbemerkungen zum Weltuntergang* (Kursbuch 52, Westberlin 1978).

Gerd Semmer wollte sein zweites Buch *Widerworte* nennen – für den Titel berief er sich übrigens auf Überlieferung durch seinen Vater; der Verlag schlug *Der kleine Weltuntergang* vor. „Ich schicke euch gleich ein Telegramm, damit ihr nicht sagen könnt, ich habe nichts gesagt. Sondern ich habe immer wieder gesagt: DER KLEINE WELTUNTERGANG ist negativ und zugleich klein-klein. Und ich will keinen negativen Titel vor meiner Lyrik stehen haben. ... (Dank für Honorar) Aber nicht für den Titel DER KLEINE WELTUNTERGANG. Mann, ich bin doch kein Kulturreessimist, darauf lege ich den größten Wert“ (29. Dezember 1964). Was Semmer hier mit einem Schlagwort ironisch unterspielt, das hat schwerwiegender Bedeutung für das, was sein Werk wurde. Wirklich, seine Konstitution und seine Lebensbedingungen boten alle Voraussetzungen zu Pessimismus. Aber er fühlte sich im Kern seines Wesens getroffen, wenn man dergleichen unterstellen wollte. Seine Lebensgrundhaltung war optimistisch, gegründet in seiner unumstößlichen Parteinahme für die neue,

die Arbeiterklasse. Daran ändert nichts, daß er wenig Gelegenheit hatte, sie als kämpfende Klasse in seinen Gedichten anzusiedeln. Die Verbundenheit mit ihr realisierte sich auch im Verständnis der Gesetzmäßigkeit der Epoche. Von daher gewannen seine Gedichte und Lieder ihre Kraft, wovon auch immer sie handelten. Semmer hat sich mit seiner Lyrik der Aufgabe des Tages verpflichtet, auch, wenn dadurch der Bestand des einen oder andern Gedichtes kurzzeitig war. Dauerhaftigkeit und Schönheit seines Werkes aber wurzeln darin, daß er sich vor dem Positiven nicht scheute, das nicht nur Enzensberger verteufelt. Gerd Semmers vertrackter Humor ist von elegischen Stimmungen grundiert, die eine bemerkenswerte Tapferkeit immer wieder überwindet. Ironie, Spott, Sarkasmus äußern sich häufiger als das herzbewegende Beschwören des Guten und Schönen. Wenige Gedichte gelangen ihm so wie „Wendenburg am Lehnitzsee“, das man kennen muß, wenn man von Gerd Semmer spricht, von den engen Grenzen, die seinem Leben und Arbeiten gesetzt waren:

*Der Schimmer birst, die Tiefe bricht  
von Taucherhuhn und Fisch,  
da ist vor deinem Angesicht,  
was aus dem Dunkel springt ins Licht  
hell und verschwenderisch.*

*Am Abend birgt dich Blattwerk nur,  
es ist um dich getan:  
Als rauschend er vom Wasser fuhr,  
erklang im Fluge seine Spur,  
es sang im Flug der Schwan.*

Solche Äußerungen gehören zusammen mit seinem politischen Engagement – eine Lyrik, bestimmt von seiner Fähigkeit, eine glückliche, kostbare Welt im Sinn zu haben. Vielleicht ist das die Quelle, die die Eigenart seines Werkes ausmacht: kämpferische und lautere Freundlichkeit.

Michael Hatry  
Verschiedene Weisen zu träumen

Bemerkungen zu neuer Lyrik

Alle reden von sich. Warum soll ich nicht von mir reden? Als ich mich durch neun neuere Gedichtbände gelesen hatte, war ich matt, faul und unzufrieden. Die vielen Verse wollten mir die Sprache verschlagen. Ich will niemandem unrecht tun und werde es doch. Meine Subjektivität gegen ihre. Nicht anders kann ich mich des Ichs, des lyrischen Ichs der anderen erwehren.

Da sind Trauer und Sehnsucht und jenes allen gemeinsame Wissen um die Vergänglichkeit alles Irdischen, aber auch Melancholie, die glatte Schwester der Trauer, und Tränen, vorm Spiegel geweint (seht, schaut den Schmerzensmann, von Rührung satt!), aber auch Verwunderung, Staunen trotz aller Tränen, Hoffnung, aber auch Spott und, selten genug, Zorn.

„Seid realistisch: verlangt das Unmögliche  
formulierte Jugend der paar strahlenden Jahre  
um siebenundsechzig (...)  
Was für Zeiten in denen Zornige  
noch marschierten!  
in denen zu Nanterre an Wand stand:  
REVOLUTION JE T'AIME JE T'AIME! (...)  
Damen und Herren – lobet den Zorn  
eurer Söhne und Töchter“

Hilde Rubinstein „Lobet den Zorn eurer Söhne und Töchter“

Die Älteste, 1904 geboren, schlägt manchem Jünger so seinen Weltschmerz um die Ohren. Kraftvoll stößt sie, die im Dritten Reich Verfolgte, ins schwedische Exil Gezwungene, in ihren Gedichten sich immer wieder an der schlechten Wirklichkeit; mit großer Gebärde benennt sie die dafür Verantwortlichen, die Kapitalisten und Imperialisten und ihre Helfershelfer (aber auch, für Vergangenes, im „Lied vom Weltauge“, Stalin: „... der sitzt mir noch in den Knochen“). Auf diese Gedichte reagiere ich durchaus zwiespältig: ihr Pathos irritiert mich, oft finde ich sie, besonders die langen, weit ausholenden, stilistisch verschroben („Der heute Zornige wird mit Vorliebe/lobotomiert“); doch dagegen steht die Kraft und die Würde einer Frau, die sagt: „Ja, ich hasse diese/Zangen- und Schinkengesichter/ ... Ja, ich hasse sie/die ungelöschten Kalk auf Kindergartenkinder/schütteten und ihren Erdenbruder Erde essen ließen/ ... Ja, ich hasse solche/die aus Seufzern und Schreien Münze schlagen.“ Und: „Ich liebe/meine Kampfkameraden/ und meine Spielkameraden./ ... Ich liebe Wiesen/Wälder/Wasser/Wein/und mich selber so wie meinen Nächsten/und ich will meinem großartigen Gerippe/und seinem Anhang nie Schaden tun/sondern meine Atemzüge genießen/bei Tage/wie auch/in der Nacht.“ Die mir und uns unentwegt zuruft: Tut was!

Allein steht Hilde Rubinstein nicht, wenn sie sich der „Jahre um siebenundsechzig“ erinnert. Doch da ist ein Unterschied. Bekanntlich spielen im Bewußtsein vieler bürgerlicher Linker oder ehemals Linker jene Jahre oder gar der demnächst legendäre Mai 1968, der solchen Leuten zufolge eine gescheiterte Revolution gewesen sein soll, eine andere Rolle.

„Sie wird herumgetragen wie sie redet der Campus  
hat hier seine Niederlagen einige lassen Wunden  
erkennen ...  
wieder viele Niederlagen heute dieser Tag geht ein  
in die Geschichte eines Gesichtes als uns seine Schenkel  
vorgestellt werden sind sie nackt ...  
auf dem Campus die Niederlagen über viele Plattformen  
gut verteilt wo keiner uns gezählt hat haben sie  
ihr Gesicht hereingetragen wo  
einer die Wahrheit bringt steht sie auf die Rede und von selber geht sie weg“

Paul Wühr „Rede“

Es ist oft vom Mai die Rede in dieser „Rede“, und es kommt mir so vor, als sei jener Mai 1968 immer mit gemeint, wenn auch ganz zeichenhaft (der „Campus“?!), denn offen politische Inhalte gibt es in dieser „Rede“, die „Ein Gedicht“ genannt ist, nicht. Der Zugang zu ihr ist zuerst erschwert durch die Sprache, in der sie gehalten ist und zu der Paul Wühr eine im Klappentext zitierte Theorie geliefert hat: „Eine falsche Sprache, wie ich sie verstehe, setzt sich nicht in Widerspruch zu Richtigem... Ihr Stoff ist zwar der allgemeine, aber sie versetzt sich mit ihm nur in den Schwebezustand, der endgültige Aussagen über und unter sich lässt. Ich spreche von einer poetischen Sprache, die weder surrealisch mit der Norm bricht, noch praktischen Aktionen das Konzept liefert für Sprengungen einer negierten Realität, sondern Sprache ist, in der unter anderem, aber insbesondere, ein Sprechen jenseits kruder Gegensätze und Entscheidungen geübt werden kann.“

Das ist, verklausuliert wie es ist, nun doch eine politische Mitteilung; wo eine „poetische Sprache“ bloß surrealisch oder Anleitung zur Aktion und (bestehende) Gegensätze und (notwendige) Entscheidungen bloß „krude“ sein können, muß eine Einbuße am Realitätssinn befürchtet werden. Der Autor wird in eben jenen Zustand versetzt, den er seiner Sprache zumutet: den „Schwebezustand“. Den als einen der Wirklichkeit adäquaten anzupreisen, ist Roßäuscherei; ich nehme ihn lieber als zunächst legitimen Ausdruck subjektiver psychischer Befindlichkeit. Als ich mich langsam eingelesen hatte, wurde ich den Eindruck nicht los, als habe sich da einer auch was von der Seele geschrieben: „Die Katastrophen träumen / laut vor sich hin ins Reine wird / geredet die Wahrheit.“ Nicht nur, daß oft von und vom Träumen berichtet wird; es scheint Traummateriel in der „Rede“ versteckt zu sein (einmal gibt es eine Anspielung auf Freud). Traummateriel aber ist sperrig und häufig allzu verschlüsselt. Deutlich wird immerhin, was man Lebensgefühl nennen kann. Das ist „barock“ in jenem Sinne, als es die Wirklichkeit als verkehrt, durcheinander, chaotisch erfährt. (In eben der Anspielung auf den Dreißigjährigen Krieg hat Peter O. Chotjewitz seinen Nachkriegsroman gewiß „Der Dreißigjährige Friede“ genannt.) Wo alles eitel ist, sind Elegien und Trauerrituale am Platz: „... ich fahr dahin ich bin mir ganz genom-

men ... die Straßen die ich bekommen habe tragen / groß Leid / ... ach laß mich Armen von dannen sein daß ich allein / kann klagen wie alle Sinne ganz auseinander“. Nicht von ungefähr benutzt Paul Wühr in seiner „Rede“ immer wieder im Großen wie im Kleinen, Rondo-Formen: der Mensch und seine Wirklichkeit scheinen in sich zu kreisen, Ausbruch aus dem Kreislauf erscheint nicht möglich, wird nicht einmal gedacht: „Der schöne Mai ist wieder da / wie sich zum Schlafen legen / mit großen Augen / ... mein Bruder schläft schon / die Nächte sehr gemessen schreien / an der Not / ... gewesen ist der schöne Mai / ... der Bruder schläft noch alle / denkenden Wesen haben diese / Epoche mitgefeiert / ... der schöne Mai ist wieder da / die Nächte sehr gemessen schreien / an der Not / wie sich zum Schlafen legen.“ Not ist da, Leid und Elend sind da, Angst ist da, Tod, Finsternisse und Katastrophen werden beschworen. Alles sehr aufrichtig, glaube ich. Aber ist das alles? Gibt es bloß Rückzug und Niederlagen? Hoffnungs- und Trostlosigkeit? Ist die objektive Wirklichkeit identisch mit der subjektiven des Einsiedlers, der zu Einsiedlern redet?

„Damals in Habana blätterte der Putz ab  
von den Häusern, am Hafen stand unbeweglich  
ein fauler Geruch, üppig verblühte das Alte,  
der Mangel nagte Tag und Nacht  
sehnsüchtig am Zehnjahresplan, und ich  
schrieb am Untergang der Titanic.  
Schuhe gab es nicht und keine Spielsachen  
und keine Glühbirnen und keine Ruhe,  
Ruhe schon gar nicht, und die Gerüchte  
waren wie Mücken. Damals dachten wir alle:  
Morgen wird es besser sein, und wenn nicht  
morgen, dann übermorgen. Naja –  
vielleicht nicht unbedingt besser,  
aber doch anders, vollkommen anders,  
auf jeden Fall. Alles wird anders sein.  
Ein wunderbares Gefühl. Ich erinnere mich.“

Hans Magnus Enzensberger „Der Untergang der Titanic“

Einer erinnert sich. Sitzt in seinem Zimmer, in dem der Fuß „auf den Tisch niedersinkt in kleinen Flocken“, in Westberlin, „wo Europa / am dunkelsten ist, in Berlin“, eine zumindest eigenwillige Beobachtung, und „amüsiert“ sich „mit dem Untergang, / mit dem Untergang der Titanic“, der ihm als Allegorie für den Untergang nicht etwa falscher Illusionen, sondern aller je und insbesondere in Habana, 1969, gehegten Hoffnungen und Erwartungen dient (die ihm das heutige Kuba nicht erfüllt hat). Endzeitstimmung macht sich breit, frisst ihn von innen her auf; Endzeit freilich nicht als ein schnelles oder überhaupt ein Ende gedacht, sondern als tödliche Perpetuierung des Immergleichen, Unveränderbaren und also Unabänderlichen: „Das Dinner geht weiter.“ Besser, man fügt sich, sucht sich einen guten Platz an der Tafel und läßt es sich schmecken: „Es gibt immer jemanden, der einfach zusieht, / mit dem berühmten Zucken um die Mundwinkel, / jemanden, der nicht handelt, der sich sein Teil denkt.“ Also klüger ist oder doch meint, es zu sein? Notdürftig ironisch verkleidet plustert sich, mal badend in Wehleidigkeit, mal narzißtisch (was hier die Kehrseiten ein und

derselben Medaille sind) Enzensbergers nicht nur lyrisches Ich: „Wo Europa am häßlichsten ist,/throne ich unter gußeisernen/langsam verrottenden Hohenzollern/und ZK-Mitgliedern ... Ich habe Zeit wie ein Gott ... Zwei Grad/unter Null, vor dem Fenster ist alles schwarz, auch der Schnee. ... Ich schaue hinaus, wie ein Gott. Es ist kein Eisberg in Sicht.“ Dieser kleine Gott Enzensberger ist, das darf ich nicht verschweigen, unter den hier versammelten Autoren, handwerklich betrachtet, der Meister. Seine Verse sind die geschmeidigsten, schöner Ruhe voll. Doch selbst für ihn mag gelten, was er einem umbrischen Maler zueignet: „Wie fängt man es an,/den Weltuntergang zu malen? ... Die ganze Welt zu zerstören macht viel Arbeit.“ Das ist, als ganzes Gedicht, für sich genommen, wie viele der 33 „Gesänge“ und 16 Zwischengechte, aus denen „Der Untergang der Titanic“ sich zusammensetzt, ein auch im überkommenen Sinne meisterliches Gedicht. Nur ist es sehr schwer, hier etwas „für sich“ zu nehmen, weil aus dem Ganzen, das Enzensberger eine „Komödie“ nennt, Fäulnis Blasen treibt. Ich kann an dieser Mischung aus Ohnmacht und Koketterie, nostalgischer Retrospektive und zukunftslosem Geschichtspessimismus nichts komisch finden. Einmal schreibt er: „Ein guter Genosse/War ich nicht.“ War er überhaupt einer? Die schnellen Änderer, die alles und alles auf einmal geändert haben wollen, waren von je die schlimmsten Feinde der Änderung. Ungeduldige, idealistische Pseudoradikale, denen die Puste ausgeht, wie Kindern, wenn sie nicht gleich kriegen, was sie haben wollen. Also trotzen sie erst und verzweifeln dann, machen es sich in ihrer Verzweiflung, in die es bei Bedarf auch regnen darf, gemütlich und dulden keinen Zweifel an ihrer übermenschlichen Tapferkeit: „... schade, macht nichts, zum Heulen, auch gut,/undeutlich, schwer zu sagen, warum, heule und schwimme ich weiter.“

„wenn du weinst  
sieht man plötzlich  
Sprünge und Risse  
die, wenn es  
Tag wird  
mit dünner Haut verheilen“

Angela Sommer „Sarah bei den Wölfen“

Da hat sich eine, die Jüngste, zwischen lauter Schnickschnack eingerichtet (wenn nicht verpanzert). Hält sich „vor aller Welt verborgen... ein Krokodil“, hat „einen Adler/im Schuppen“, füttert seine Taube mit Gift, tötet die Möwen, die ihr „Haus umfliegen“ und lädt anschließend ihre „sibirischen Wölfe/zum Festessen“. Das könnten Bedrohungen sein und Chiffren des Unbewußten; doch traue ich den Bildern nicht. Das muß am Stil liegen, denn die Bilder und Geschichten, die aus zerrissenen Träumen gewachsen sein könnten, täten, wären sie nicht so geglättet, weh. Tote Verse, die meisten. Pünktlich zum Gedichtschluß treffen zierliche Katastrophen ein, als ornamentale Pointe. Der Mensch, der sich hinter ihnen versteckt, bleibt in ihrem Schatten. Nur einmal, im „Selbstporträt mit Scherben“, tritt er ein wenig da heraus: „Komm nur!/Sei unbesorgt/ich bin aus Stein/nur in der Mitte hab ich einen Sprung/jetzt falle ich in viele Scherben/hörst du?/ich klirre/das ist lustig.“ Ich spüre

Einsamkeit und große Traurigkeit und den vergeblichen Wunsch nach Kommunikation; aber ich weiß nicht. Vielleicht ist echt, wenn sie sich in einem anderen Gedicht („Großes Schloß“) in die „geschlossene Abteilung“ phantasiert; vielleicht ist alles bloß auf den Effekt kalkuliert, Maske.

„aber meine schönste reise war doch  
die überfahrt  
in einer zigarrenkiste  
nach havanna“

Annemarie Zornack „als das fernsehprogramm noch vorm küchenfenster lief“

In ihren Gedichten erzählt sie lauter kleine Geschichten. Von wo sie wohnt und gewohnt hat, von Reisen, wirklichen und vorgestellten womöglich, von sich und dem, mit dem sie ihr Leben teilt: „meine tasche riecht wie/ein Pferdesattel du/kaufst fünf- und zwanzig/blumen bloß weil/der verkäufer nicht richtig/deutsch kann/aber wo/soll ich damit hin/in unserer kleinen wohnung/wo man von der tür gleich/ins wohnzimmer fällt/... das ist eben nichts/für uns/diese sonderangebote/zwölf flaschen wein/ein halbes schwein/fünf kilo erdbeeren/wir müssen alles/gleich austrinken aufessen weg/schnuppern“ („holstenbummel“). Das sind freundliche Geschichten, oft mit Widerhaken. Manchmal freilich baut sie windige Idyllen und putzige Spielzeugwelten: „ach ich wollt ich hätt ein pferd/ein pferd und eine veranda/dann käme mein pferd/auf meine veranda/wir würden limonade trinken/ich und mein pferd ich/würde mich mit parfüm begießen/und mein pferd/würde blumen fressen/... aber hier taucht kein pferd auf/ich krieg keine veranda.“ („kieler woche“). So richtig lässig und patent klingt mir das alles, noch wo es zur Masche wird, dann raucht sie ihren Lippenstift auf und „zu mittag gibt's gesottenen/forellenschatten“; am wenigsten gefallen mir die Gedichte, die vielleicht am meisten mitteilen sollen: „dein gewerbe ist die kerkerei/meins die sabotage/würdest du trotzdem/die leuchte anknipsen/damit mir die lampe/mit den glasperlen einfallen kann/... von den an trockenden pilzen/steigt mordlust auf/die öffnet/die schenkel des zirkels“ („trotzdem“).

Schön sind die Gedichte aus Kindheit und Jugend vor allem, die zugleich Heimatgedichte sind, keine sentimental Reisen in die Vergangenheit, sondern dankbare Ver gegenwärtigung. Besonders schön, weil (was halt mir sehr wichtig ist) so genau in den Beobachtungen, „bei den tauben“: „... bei den tauben/wurde alles leicht/(die gelben und grünen erbsen/kullerten über den boden)/nur einmal/fiel ein gerupfter körper/in meinen schoß/zwischen den maisstengeln aber/war ich wieder/ klein/und zu den sonnenblumen/konnte ich/aufblicken.“ Auch gibt es Stimmungsbilder, lako nisch, ohne Firlefanz („schmale wege“: da setzt sich die Beschreibung von Details zum Bild zusammen, in dem man unversehens selbst spazieren gehen kann) und Reisegedichte, im besten Fall scheinbar mühelos hingetupft („seeblick“). Ich möchte sie überhaupt eine impressionistische Lyrikerin nennen, so altmodisch und zeitlos wie, sagen wir, Peter Altenberg, der einmal geschrieben hat: „Nüchtern und knapp... Ziele, fertig, trifft ins Schwarze.“

„Geerntet der Kirschbaum, der Juni zu Ende, aber im Traum trug ich Kirschen zurück in die Bäume hängte sie zwischen die Blätter und rief:  
Die Kirschenzeit ist gekommen  
bring Körbe und Leitern  
und flieg in den Kirschbaum zu mir  
wir träumen nicht lange!“

Christoph Meckel „Säure“

Ein Gedichtzyklus, geprägt von einem Gestus der Beschwörung und Erinnerung. Vergegenwärtigung auch dies, aber aus anderm Grund. Einer versucht, mit sich ins reine zu kommen und auch mit der, zu der er spricht, von der er berichtet, in Hoffnung und Bitterkeit. Das ist eine Auseinandersetzung voller Widersprüche, bis zum Schluß nicht recht abgeschlossen; wie auf einem Karussell kommen immer wieder dieselben Motive vorbei. Eine Reise zwischen „Babylon“ („Das war eine Zeit, als wir Babylon unsicher machten!“) und „Arkadien“ („go west, go down, vor die Hunde, im freien Fall/nach Punt, Atlantis, Paphnuz, nach Arkadien und Shin“). Es sind sehr private Gedichte, kreisend um ihren Gegenstand, die Beziehung zwischen zwei Menschen, die Geschichte einer Trennung und doch keiner Trennung: „Ich fand den Gürtel ihres roten/Bademantels unter der Treppe nachdem sie/lange schon abgereist war, und nachts. Ich hatte/keinen Tiefschlag mehr erwartet./Anfangen zu leben mit nichts/und einem Gürtel.“ Ein Fall von ordinärem Liebeskummer, gewiß, aber so treffend in seiner Alltäglichkeit, mich betreffend. Keine Metapher kommt heran an das, was hier absichtsvoll nicht gesagt ist. Im Understatement selbst steckt das Bild; die Tränen sind zwischen die Zeilen geschlossen. Das ist ein allgemeines Merkmal von Meckels Gedichten: Die Emotionen sind von der Reinheit der Verse wie gebändigt. Das Unwiederbringliche (aber auch als unwiederbringlich Erkannte?) hat sich zu Bildern verdichtet, die den Betrachter, Leser auf Distanz halten. Zugleich wahrt der Autor selbst eine merkwürdige Distanz zu sich; so daß ich zuerst glaubte, er sei bloß in eine Rolle geschlüpft oder habe sich hinter lauter Wohlklang versteckt. Deshalb empfinde ich seine Gedichte nicht unbedingt als Rückzug in irgendeine Innerlichkeit, wenn auch als oft zu hermetisch. Meckel will mir keine Philosophie, will mir nicht sein Bild der Welt aufschwatzen, er bleibt strikt bei sich; mag sein, daß das auch (zumal auf Dauer) eine Art von Rückzug ist. Und Fluchtbewegung.

„Denn wer auf die Erde zurückkehren und dort bleiben will, braucht Kraft und eine gehörige Portion an Liebe und Entschlossenheit.“

Günter Herburger „Orchidee“

Herburger hat diesen Gedichtband seiner kleinen Tochter gewidmet. Das Vorwort ist eine Absichtserklärung: „In der Sprache von Hoffnung und Entsetzen sind die Welt, meine Tochter und ich eins, wobei der riesige Erdball sich weiterhin gleichmäßig um

seine etwas schief geneigte Achse dreht, was uns mitunter schwindlig macht oder auch für Augenblicke in den Raum hinausschleudert... Da wir nur noch in Versen miteinander reden, glauben wir auch, einzelne Tiere und Pflanzen zu verstehen, die uns ermuntern, Gedichte ruhig als Luftschiffe zu benützen, denn wer nicht zu fliegen wage, verzichte auf Übersicht und Mut.“ Herburgers Mut ist so groß, sanft und zäh wie sein Schmerz, wie seine Trauer. Alle drei ergänzen einander zu einer Dickköpfigkeit, die den Luftschiiffer manchmal übers Ziel hinausschießen läßt: „Nachts liege ich da/und verfluche den Fortschritt/der öffentlichen Welt,/möchte Sargtischler sein,/dessen Kind in Spänen spielt,/aufschaut zum Vater,/sein Handwerk begutachtet,/das noch gilt“ („Angst“). Das Kind indessen ist dabei, sich seine Welt zu erobern und ein Mensch zu werden. Die davon handelnden Gedichte sind für mich mit die schönsten (nicht nur Herburgers). Sie sind voller Zärtlichkeit, so nah an dem, was sie sagen wollen, daß man selbst zeitweilig wieder zum Kind wird und dessen Mühsal neu erlebt: „Elend und Freude/aus den riesengroßen Händen,/aus den riesengroßen Löfeln,/hoch droben,/Türschnallen zur Hölle/wie zum Paradies“ („Im Gebälk“). Die Sprache ist meistens einfach, kräftig benennt sie, wovon sie berichten soll; doch stürzen unschuldig manchmal pomöpöse Bilder hinein: „Das Zeitbeil hackt kleiner“, und in dem Gedicht „Der Dreißigjährige Krieg“, das in verschlüsselter Weise von heutigen Ängsten, kalten Bürgerkriegen und Zerstörungen handelt (Friede liegt bloß dahinter und davor), erinnern „die Wäscharme der Überlandleitungen/an die Wildheit der Städte“.

Neben den mit der Tochter sich beschäftigenden Gedichten gibt es kompliziertere, ausschweifende Gebilde, in denen Material aus Märchen und Träumen sich mischt, Elegien des Alterns und Hymnen des Überlebens, Reisen durch nach außen gekehrte, in Bilder übersetzte Innenwelten (zum Teil wieder mit der Tochter unternommen, die nach der Rückkehr den himmelstürmenden Vater mit der Wirklichkeit konfrontiert: „... sie sei nun müde und satt, brauche kein Breilein mehr, im Weltall könne sie nicht bleiben. Morgen gehe sie wieder in den Kindergarten und kämpfe um die Holzeisenbahn...“). Insgesamt entsteht eine lyrische Welt voller Seltsamkeiten, deren Eigenheit es bedingt, daß in ihr die zartesten Schönheiten und die gröbsten Klischees, Klarheit und Schwulst gleichberechtigt Platz haben, ganz wie in der wirklichen. Insofern sind diese Gedichte die radikalsten: traumverwandt.

Manche lese ich durchgehend wie in Verse gebrachte Träume, besonders jene, in denen Angst, Verfolgung und Flucht Themen sind: „Schließlich befahlen sie mir, in den Abgrund zu springen, aber da war keiner, / trotzdem stürzte ich hinab/ ... polternde Schläge/gegen Brust und Nacken, / weshalb ich den Traum/plötzlich anzuhalten verstand“ („Mut zur Trockenheit“). Die Gefahr des Selbstmitleids ist erkannt („Verluste“), wenn auch nicht ganz gebannt; der urchristliche Märtyrer (zugleich ein Rebell) ist dem Kommunisten Herburger einverleibt, und doch drückt gerade das Gedicht „Kommunisten“ Herburgers Überzeugung (zugleich eine Utopie) am deutlichsten aus: „Wir sind Bergleute geworden/in den Gruben und Stollen/wo wir schon mehrmals/uns wiederfanden, / schmutzig und elend wie einst, / doch täuscht euch nicht!/Wer die Ruhe der Tiefe erfuhr, / das Grollen der unterirdischen Gebirge/ seinen Kindern erklärte/ und Goldadern mit Kohle/ zu mischen lernte, blickt länger/von Zerstörung zu Zerstörung/auf abschüssigen Flächen, / die unsere Heimat

waren, und weiß, / wie man nach langer Zeit/nicht verwachsen, sondern stärker/ sein kann, als käme man/aus blankem Eis.“

„Wieso kann ich in solchen kalten Zeiten  
soviel wärmende Hoffnung verspüren?  
Wo führt mein Optimismus her  
in diesen gefährlichen, gefährdeten Breiten?  
Woher der Mut,  
dem Schrecken Verse zu legen?“

Klaus Konjetzky „Die Hebriden“

Was bei Meckel Fluchtbewegung sein mag, bei Herburger Flug und Luftfahrt wird, mit der Gefahr des Absturzes, wird von Klaus Konjetzky gleich mitreflektiert. Auch er erzählt von Reisen, von fremden Landschaften, freilich ganz realen: jenen Hebriden, die nicht im Traumnebel schwimmen, obgleich alte Sehnsucht mitschwingt („Was dem Knaben schon klang, / tönt dir die Stille: Hebriden.“); Schottland, Sarajevo, Griechenland... Selbst „Atlantis“ wird ihm – im so überschriebenen Gedicht – nicht zur erstarrten poetischen Chiffre, sondern, mittels der Phantasie und der Mythen (vielleicht erfundenen, wer weiß), zur Reise in unbekanntere Gegenden des Ichs. Mit dem er recht lockeren Umgang pflegt. Konjetzky steht immer mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit, die er umspielt, nicht überfliegt. Sogar der Schrecken des Todes wird bloß konstatiert (was der Wirkung entgegenkommt): „Nach der elften Stunde/läuft neben mir der Tod./Der ist zu groß für mich“ („Jacks Rock Road“). Andererseits (oder immer noch einerseits) wagt er das lyrische Pathos: „Aber der griechische Himmel/hat sich als Sehnsucht/in die Seele gesenkt, / im Hades erloschen die Höllen“ („Annäherung an Angistriion“). Da ist oft eine spröde Ehrlichkeit, die notfalls in die ironische Pointe umschlägt – wie in „Mecklenburg sentimentalisch“, lieber ist mir der einfache Tonfall, geradeaus: „Armut hab ich andernorts gesehn, / die sprang mich an, die schrie. / Wo deine Armut, Sarajevo, / Löcher reißt in Mauern/und Fenster blind macht, / steht einer stolz und singt / ein bosnisches Freiheitslied. / Dann mag ich es nicht sein, / ich nicht, der ihn fragt/nach Löhnen und nach der Hygiene“ („Sarajevo“). Im Spannungsfeld von individueller Sensibilität und Emotionalität und gesellschaftlich-politischer Verantwortung sich bewegend, versucht Konjetzky das Schwierigste: Balance zu halten. Immer wieder bewegen ihn, im zweifachen Wortsinn, Widersprüche; die „aufzuhebenden“ sind vielleicht noch am leichtesten zu beschreiben: „Halt ich die Ohren zu, / setzt eine Nachtigall/Bojen in den Wind. / Nehm ich die Hände vom Kopf, / höre ich Arbeitslosenzahlen/ ... Folg ich, wozu ich neige, / dem Kuckucksruf, / schwinden die Fernsehantennen auf Kunstfuttersilos/und wachsen die blauen Berge/ins Abendrot. / Vom Abendrot gefangen, / lasse ich mich abführen. / ... Manchmal, wenn ich mit Flugblättern/am Straßeneck stehe (wozu ich nicht neige), / trifft mich ein Splitter traumsatten Marmors, / wo ich verwundbar bin, durch Schönheit, im Aug“ („Aufzuhebende Widersprüche“).

So läßt sich Konjetzky auf etwas sehr Rares und Riskantes, gleichwohl Notwendiges ein. Mitunter scheint ihm offenbar der Widerspruch nicht anders als durch Selbstdisierung, als gelte es, die eigne Haut zu retten, mehr aufzulösen, und die verführt

dann zu einem Ton lyrischer Flapsigkeit („Was wär“, „Skye“) oder Überdeutlichkeit („5. Januar im Böhmerwald, 2. Versuch“). Tatsächlich wünschte ich mir von ihm neben einem so wunderschönen, ganz privaten und ganz politischen Gedicht wie „Nostalgie eines geschichtslosen Sommers“ – wunderschön durch die Fülle von Assoziationen, die es mindestens mir beschert; privat durch die autobiographisch bestimmte Erzählhaltung; politisch in der Verflechtung von Kindheitsmustern mit Muster vom Aufstieg unsrer Nachkriegsrepublik – mehr Gedichte, die sich „ganz einfach“ einließen auf Landschaften, Menschen, Gefühle. Der darf sich das erlauben, der schon. Den deutschen Geschichte manchmal wie ein Alp anfällt: „Wenn man erwachen könnte. / Wenn man sich dehnen könnte/ und strecken und der Traum/ abfiele wie trockner Ton“ („Jahreszahlen. Neunzehnhundertfünfundsiebzig“).

„Wohin soll ich  
meine Liebe vertagen?  
Auf die Zeit nach den Kämpfen?  
Wir, Liebste, werden  
sie nicht erleben.  
Nach Arkadien? Drahtzäune  
verwehren uns den Zutritt.  
Also werde ich  
kämpfend lieben,  
liebend kämpfen.“

Peter Schütt „Beziehungen“

Das darf man ruhig als Glaubensbekenntnis nehmen. Da will einer Änderung, nicht gleich, wie man sieht, seine Sehnsucht setzt sich in Arbeit um, sein Blick auf die Wirklichkeit ist realistisch. So realistisch, daß er von poetischen Metaphern gleich gar nichts hält und sich meist auch Bildern verweigert; wenn nicht, sind sie regelmäßig schief: „Sie öffnet mir/den Zweiflügelaltar/ihrer Brüste.“ Oder: „Wie oft hat mich/der Blitzstrahl eines Mundes/niedergeschmettert...“ Auch seine Vergleiche irritieren mich manchmal, etwa in dem Gedicht „Parteitagseröffnung“: „Manche Namen klingen/fremd, wie Robinson Crusoe/oder Eli Eli Lama Sabakthami.“ Robinson Crusoe klingt wohl niemand so recht fremd, und „Eli Eli Lama Sabakthami“ klingt mir sehr nach dem „Eli Eli lama asabthanie“ des Neuen Testaments (Matth. 27,46 und Mark. 15,34), und das heißt auf deutsch: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Was „Sabakthami“ heißt, weiß ich nicht. Das ist in diesem Zusammenhang auch nicht wichtig – ich empfinde den Vergleich einfach sorglos. Aber so möglicherweise sorglos, auch naiv und impulsiv gefühlsetont, fast berserkerisch schreibt der Peter Schütt durchweg. Das Gedicht „Wachtraum“, vielleicht sein bestes, gibt gute Auskunft über ihn: „So wie das Feuer,/das Erz in Stahl umschmilzt, / verbrennt uns/die Liebe.“

Doch Liebe, auch kämpferische, macht manchmal blind. Die meisten seiner Gedichte sind verkappte Prosa, man kann die Verse mühelig aneinanderhängen und würde damit vielleicht sogar stärkere Wirkung erzielen, es sind in Wahrheit journalistische Skizzen: „Die seit dreizehn Tagen im Hamburger Gewerkschaftshaus hungernden Chilenen haben mich um ein Solidaritätsgedicht gebeten: ein schwieriger Auftrag,

Genossen! Was ist ein Gedicht gegen einen Hungerstreik! ... Der Hunger, sagt Ihr, sei nicht das Schlimmste; auch beim Gedichtemachen ist das Aufschreiben das Einfachste. Am schwersten zu ertragen ist die Konzentration aller Empfindungen auf das Leid der Verschollenen, auf die Banalität des Bösen, auf die Trauer Chiles, und heut ist Euer dreizehnter Hungertag.“ Es ist aber offensichtlich nicht der journalistische Impuls, der Peter Schütt zum Schreiben anhält. Ich hab das Gefühl: dem wird so ziemlich jede Empfindung, jede Assoziation zum „Gedicht“; kein „Gelegenheitsdichter“, sondern ein bei jeder Gelegenheit „Dichtender“. Wobei die Gelegenheiten nicht beliebig, die Anlässe ausreichend sind und nicht beschritten werden sollen. Und auch das Bedürfnis, mit Gedichten auf die Tagesaktualität zu reagieren, verbreitet ist. Aber es scheint, als gehe das bei Schütt alles ganz ohne Kontrolle hinaus. Die Sucht zu schreiben – er gibt vor, sich „jeden Morgen“ an den Schreibtisch zu setzen und Gedichte zu „machen“ („Mein Trotzdem“) – verstellt ihm den Blick für Qualität. Ein großes Kind: stolz auf seine Produktion, muß es mitteilen. Sich omnipotent wähnend, überhebt es sich oft dabei. Wenn es reimt, rückt es (ich sage das auf die Gefahr hin, nun auch für einen „linken Besserwissen“ gehalten zu werden: „Gutgemeint“) der Friederike Kempner tatsächlich dicht auf den Pelz: „Wie Goethe sinn ich in der Schenke/oder brüt am Schreibtisch zuhause,/doch sobald ich dein gedenke,/dehnt sich mein Geist nach Osten aus“ („Der Wetzlarer Diwan“). „Wie Goethe“ – hoppla!

„Tucholsky schrieb mir aus Berlin  
Und lud mich ein zu ihm zu ziehn  
So kams daß ich auf und von dannen fuhr  
Auf Pegasus Flügeln als Troubadour  
Als Conférencier und Pausenclown  
Euch Poesie ans Kinn zu haun“

Volker von Törne „Kopfüberhals“

Das ist natürlich, eine Spur zu salopp, Fiktion. Als Volker von Törne, mir einer der liebsten, 1934 geboren wurde, waren Tucholskys Bücher schon verbrannt; als er ein Jahr alt war, nahm sich Tucholsky im Exil das Leben. Die Berufung auf ihn, dem Gedicht „Berufung“ entnommen, ist dennoch alles andere als zufällig. Was Tucholsky und Törne mindestens verbindet: der Antifaschismus, der spielerische Impuls, die Aggressivität und die Trauer. Das Spielerische sucht sich sein Ventil vor allem im Reim oder, schau ich näher zu, vielleicht noch mehr im Vergnügen am Reimen. Törne kann reimen, kunstvoll und schamlos. Da gibt es gar einen ganzen Sonettenkranz: „Friedenauer Himmelfahrt“ – streng in der Form, doch umgangssprachlich geradezu (ein anderer Ziehvater heißt Villon) und mit schönen Anspielungen auf den herrschenden Literaturbetrieb (Petrarca-Preis!). So einer gerät natürlich auch manchmal kraftmeiernd ins Schimpfen: „Ich hab dies Hundeleben restlos satt/Ein Dichter lebt hier schlechter als das Vieh! ... Brotlose Kunst! Im Schleim auf allen vieren/Durch Ärsche kriechend in der Spur der Schnecken/Mit leeren Därmen und zerschundnem Steiß/Bist du das dümmste Tier von allen Tieren/Wohlan! abschwör ich allen höhren Zwecken/Heut ich erklär, so wahr ich Törne heiß/... Daß ich von nun an auf Almosen scheiß.“ Oder wird elegisch: „Hier an diesem blanken Tresen/Halt ich mich noch einmal fest/Und ich sag: Das deutsche Wesen/Ists, was mich verzweifeln läßt.“

Doch schwankend zwischen Zorn und Verzweiflung, entscheidet sich Törne immer wieder für den Zorn, das hat Gründe; in der Gegenwart, die, auf einen kurzen Nenner gebracht, so charakterisiert ist: „Dieben/Vertraute ich/Mein Haus an/Lügnern/Gab ich/Meine Stimme/Mörder/Bewachen/Meinen Schlaf“ („Notstand“). Aber auch in der Vergangenheit, unter deren trügerischen Zeichen er aufwuchs: „Ich rede von mir: Volker von Törne, geboren/Im vierunddreißigsten Jahr des zwanzigsten Jahrhunderts/Als meine Genossen schon kämpften gegen die Mörder/Die mich aufzogen als ihresgleichen/Nach ihrem Bilde“ („Gedanken im Mai“). Aus dieser Erfahrung kommt Törnes Antifaschismus, von daher warnt er, trauert er auch: „Wie soll ich singen: trocken, ein Knochen/Steckt mir die Zunge im Hals. Scherben/Sind meine Augen. Ein Stein klopft mir/Mein Herz in der Brust. Abhebt die Erde/Sich von meinen Füßen/... Ohne Abschied werde ich gehn, ohne/Ein Wort, mit zerrissenen Schuhn, den Hut/In der Hand, schutzloses Blut, Asche/Im Wind, wie meine Brüder/Vergessen“ („Pogrom“).

Nicht vergessen soll sein, was war noch was ist, auf was wir zu deuten haben. Nicht vergessen soll werden, auszumalen das Bild dessen, was sein kann, was sein wird.

„Wacht auf, denn eure Träume sind schlecht!  
Bleibt wach, weil das Entsetzliche näher kommt.“

Günter Eich, 1951

Das wären die besten Träume, die nach vorn. Doch sind nicht die Schlechtesten, die der schlechten Wirklichkeit um uns schlechte Träume entreißen: als eine Form des Widerstands auch.

Und das entnehm ich als meine Erfahrung den Gedichten Törnes und auch der andern: wie Erinnerung und Erwartung sie konstituieren, Erfahrungen durch sie hindurchgehen und neue Gestalt annehmen, Enttäuschung sie zuschanden macht und Ermutigung sich ihren Platz in ihnen erkämpft.

*Besprochene Titel:*

- Hilde Rubinstein „Lobet den Zorn Eurer Söhne und Töchter“, Atelier Verlag, Andernach, 1977  
Paul Wühr „Rede“, Carl Hanser Verlag, 1979  
Hans Magnus Enzensberger „Der Untergang der Titanic“, Suhrkamp Verlag, 1978  
Angela Sommer „Sarah bei den Wölfen“, Suhrkamp Verlag, 1979  
Annemarie Zornack „als das fernsehprogramm noch vorm küchenfenster lief“, claassen Verlag, 1979  
Christoph Meckel „Säure“, claassen Verlag, 1979  
Günter Herburger „Orchidee“, Luchterhand Verlag, 1979  
Klaus Konjetzky „Die Hebriden“, Piper Verlag, 1979  
Peter Schütt „Beziehungen“, Verlag Atelier im Bauernhaus, 1978  
Volker von Törne „Kopfüberhals“, Verlag Klaus Wagenbach, 1979 (Quartheft 98)

## Georg Herde Die „Panropa-Union“ des Otto von Habsburg

Am 10. Juni 1979 wurden in der BRD 81 Abgeordnete für das EG-Parlament gewählt. Unter diesen 81 EG-Parlamentariern ist eine Gruppe von Funktionären der „Panropa-Union“ (PEU) und Führern der Landsmannschaften, die über die CDU- bzw. CSU-Listen gewählt wurden. Ihre erklärte Absicht ist es, das EG-Parlament im Verein mit Gesinnungsfreunden aus konservativen Parteien anderer EG-Länder zum Forum für die Revision der bestehenden Grenzen in Europa, für die Zurückdrängung, ja Beseitigung des realen Sozialismus in den Ländern Ost- und Südosteuropas zu machen.

Zu dieser Gruppe von EG-Abgeordneten gehören:

- Otto von Habsburg, der Präsident der „Internationalen Panropa-Union“, der über Platz 3 der CSU-Landesliste sein Mandat errang. Er war der erklärte Favorit vor allem der Sudetendeutschen Landsmannschaft und anderer revanchistischer Verbände.
- Alfons Goppel, der ehemalige bayerische Ministerpräsident, der als Spitzenkandidat der CSU sein Mandat errang. Goppel wurde Ende April 1979 als Nachfolger von Bundesminister a. D. von Merkatz Präsident der „Panropa-Union Deutschland“.
- Heinrich Aigner, MdB/CSU, erreichte über Platz 5 der CSU-Landesliste sein Mandat. Aigner ist Landesvorsitzender der PEU in Bayern.
- Philipp von Bismarck, MdB/CDU, kam über Platz 2 der CDU-Landesliste Niedersachsen ins EG-Parlament. Er ist Sprecher der Pommerschen Landsmannschaft, deren Ziel die Revision der bestehenden Grenzen und die Rückgewinnung Pommerns ist. 1976 trat die von Bismarck geführte Pommersche Landsmannschaft korporativ der „Panropa-Union“ bei. Philipp von Bismarck ist auch Vorsitzender des einflussreichen CDU-Wirtschaftsrates.
- Brigadegeneral a. D. Wolfgang Schall kam über die CDU-Landesliste Baden-Württemberg ins EG-Parlament. Der mit der PEU eng verbundene Schall nahm bei den „PEU-Europatagen“ 27.–29. April 1979 in Wiesbaden an der Diskussionsrunde des Arbeitskreises „Die strategische Bedeutung des südlichen Afrikas für die Verteidigung Europas“ teil.
- Egon Klepsch, MdB/CDU, kam als Spitzenkandidat der CDU-Landesliste Rheinland-Pfalz ins EG-Parlament. Klepsch ist Mitglied des sogenannten „Sudetendeutschen Rates“, der gemeinsam mit der „Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft“ ein während des „Sudetendeutschen Tages“ in München verkündetes „Manifest '79“ erarbeitete. In diesem „Manifest“ wird Anspruch auf weite Gebiete der CSSR erhoben und erklärt: „Die Lage in Europa – auch das Verhältnis zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei – kann erst dann als normalisiert gelten, wenn auch die Rechte und Ansprüche der Sudetendeutschen beachtet werden.“

Die Ziele der „Panropa-Union“, die mit ihren Führungskräften im neu gewählten EG-Parlament vertreten ist, formulierte Otto von Habsburg des öfteren u. a. wie folgt: „Wir sind Großeuropäer. Für uns ist die Linie, die im Februar 1945 in Jalta

durch Nichteuropäer quer durch unseren Erdteil gezogen wurde, keine endgültige Grenze... Ein geeintes Westeuropa muß kraftvoll für die Dekolonialisierung ganz Europas eintreten. Europa ist ein Kontinent der Freiheit. Wir lehnen die Zusammenarbeit mit dem Kommunismus ab“ (zitiert aus „Freies Europa“, Sonderausgabe zum 12. PEU-Kongress 1976 in Aachen).

### 1923 gründete Coudenhove-Kalergie die „Panropa-Union“

Graf Coudenhove-Kalergi, 1894 in Japan als Sohn eines österreichischen Diplomaten geboren, entdeckte schon 1919 Panropa. Nachdem er 1923 seine „Panropa“-Ideen veröffentlicht hatte, gründete er im gleichen Jahr die „Panropa-Union“ (PEU). Nach den Vorstellungen des Grafen sollte das zu schaffende Panropa aus 26 Staaten und den Kolonien Europas bestehen. (England war ausgeschlossen.) Coudenhove-Kalergis Europa-Idee war von vornherein gegen die Sowjetunion gerichtet. Sein Programm reduzierte sich im wesentlichen auf engere Zusammenarbeit und Entwicklung von Monopolindustrien in Europa. Seine Panropa-Union war auch nicht als Massenorganisation konzipiert, sondern mehr als brain-trust, in dem führende bürgerliche Politiker und Industrielle zusammenarbeiten sollten. Wie aus den Lebenserinnerungen Coudenhove-Kalergis „Ein Leben für Europa“ (Köln/Westberlin 1966, S. 124/125) hervorgeht, erhielt der Graf für seine PEU schon Anfang 1924 namhafte Summen aus Kreisen von Monopolindustrie und Großbanken, 60000 Goldmark z. B. von Max Warburg (Hamburg), einem engen Freund von Baron Louis Rothschild.

Der erste „Panropa-Kongress“ fand 1926 in Wien statt. An ihm nahm auf Einladung Coudenhove-Kalergis Alexander Kerenski (der durch die Oktoberrevolution 1917 aus dem Amt gejagte russische Ministerpräsident) als Vertreter der „russischen Demokratie“ teil.

Auf dem „Internationalen PEU-Kongress“ 1932 in Basel unterstützte Coudenhove-Kalergi die auch von den Hitlerfaschisten geforderte Revision des Versailler Vertrages insbesondere im militärischen Bereich.

1933 war das Ende der Tätigkeit der PEU. Das heißt aber nicht, daß Coudenhove-Kalergi ein Gegner des Faschismus war. Im Gegenteil: Coudenhove-Kalergi war besonders dem italienischen Faschismus freundlich gesonnen. In seinen Erinnerungen erwähnt er z. B. zahlreiche Treffen mit Mussolini.

Die Zeit des Zweiten Weltkrieges verbrachte Coudenhove-Kalergi in den USA. 1946 kehrte er nach Europa zurück. In der Zeit vom 8. bis 10. September 1947 fand in Gstaad ein Kongress der von ihm initiierten „europäischen Parlamentarier-Union“ statt. Ab 1954 begann Coudenhove die „Panropa-Union“ wieder aufzubauen. Aber – wie Coudenhove in seinem Buch „Ein Leben für Europa – Meine Lebenserinnerungen“ schrieb – wiederum nicht als Mitgliederorganisation, sondern als eine Art Führer-Hauptquartier der Panropa-Bewegung.

1954 und 1955 fanden Kongresse dieser PEU in Baden-Baden und 1958 in Ragaz statt. Der damalige FDP-Abgeordnete und langjährige Bundesminister Erich Mende, der später zur CDU übertrat, wurde einer der Vizepräsidenten der PEU.

Auf dem PEU-Kongress, März 1955, in Baden-Baden verlangte Coudenhove in seiner

Eröffnungsrede die Einrichtung einer PEU-Zentrale, die durch ein Promille des Rüstungsbudgets jedes seiner Mitgliedstaaten finanziert werden müsse; die 50 Millionen Schweizer Franken, die der Zentrale zur Verfügung stehen würden, wären gleichermaßen wichtig im „Kampf gegen den Kommunismus“.

Im Jahre 1959 verdarb es sich Coudenhove-Kalergi zeitweise mit seinen Anhängern und Freunden. Er veröffentlichte in Baden-Baden ein „Friedensprogramm“, in dem er u. a. formulierte: „Durch die bedingungslose Kapitulation der letzten Reichsregierung und deren Auflösung im Mai 1945 hat das 1871 gegründete Deutsche Reich zu bestehen aufgehört.“ Und weiter: „Als ersten Schritt nach der Richtung einer künftigen Wiedervereinigung“ sollten die „beiden deutschen Staaten diplomatische Beziehungen aufnehmen“. Coudenhove-Kalergi erkannte also auf Zeit die Existenz zweier deutscher Staaten an. Der damalige PEU-Vizepräsident, Bundesratsminister von Merkatz, trat demonstrativ zurück.

Freilich, Coudenhove-Kalergi hatte selbst dieses „Friedensprogramm“ sehr schnell vergessen. Schon am 30. Oktober 1960 erklärte Coudenhove auf einem „Kongreß für die Selbstbestimmung Europas“ in Nizza: „Wir wünschen nicht, Osteuropa zu annexieren, sondern es zu befreien.“ Coudenhove-Kalergi zog sich dann weitgehend zurück. Es wurde ruhig um die PEU.

Wenn sich die „Panropa-Union“ des Otto von Habsburg heute auf die Ideen Coudenhove-Kalergis beruft, so muß festgehalten werden, daß die Ideen und Ideale Coudenhoves wie die vieler anderer raktionärer Kräfte mit dem Ziel verbunden waren, die sozialistische Sowjetunion zu beseitigen.

1966 wurde Coudenhove-Kalergi von der Sudetendeutschen Landsmannschaft, deren revanchistisches Ziel die Wiedergewinnung weiter Gebiete der CSSR ist, für „seine Verdienste um Europa“ der „Europäische Karlspreis der Sudetendeutschen Landsmannschaft“ verliehen.

Otto von Habsburg, der älteste Sohn des letzten österreichischen Kaisers, der schon in jungen Jahren sich um die Wiedererrichtung der Monarchie in Österreich bemühte, traf Coudenhove-Kalergi zum ersten Mal im Jahre 1939 in Paris. Im Jahre 1965 wurde Otto von Habsburg zum stellvertretenden PEU-Präsidenten gewählt. Coudenhove erklärte damals, daß es seinem Wunsch entspräche, wenn Otto von Habsburg ihm dientest als Präsident der „Panropa-Union“ nachfolgen werde.

Doch es blieb auch in der Folgezeit still um die PEU. 1972 starb Coudenhove-Kalergi. Im Mai 1973 wird Otto von Habsburg zum Präsidenten der PEU gewählt. Und sofort beginnen die Aktivitäten der PEU des Otto von Habsburg.

Otto von Habsburg und seine Mitstreiter sind bemüht, aus der PEU eine starke Mitgliederorganisation, eine militant antikommunistische und revanchistische Bewegung zu machen.

Die Wiederbelebung und Aktivierung der „Panropa-Union“, nunmehr als paneuropäische revanchistische Massenbewegung, geht auf konkrete politische Ereignisse zurück:

1969 leitete die SPD/FDP-Koalition die „neue Ostpolitik“ ein. Durch die Verträge von Moskau und Warschau, die am 3. Juni 1972 in Kraft traten, wurden die bestehenden Grenzen in Europa anerkannt.

Die erbittertesten Gegner der Anerkennung der bestehenden Grenzen, die fast ausschließlich von CDU/CSU-Politikern geführten Landsmannschaften, waren ge-

zwungen, die neue politische Lage zu überdenken. Sie kamen zu dem Ergebnis, daß die Erreichung ihres Ziels, die Ergebnisse des zweiten Weltkrieges zu revidieren, nur in Etappen möglich ist. Zunächst müsse Westeuropa geeint werden, um später mit der politischen und militärischen Kraft dieses vereinten Westeuropas die Rückgewinnung der ehemals deutschen Ostgebiete und Einflußsphären des deutschen Imperialismus anzupreisen.

Diese Überlegungen führten dazu, daß sich die revanchistischen Landsmannschaften und der Bund der Vertriebenen der „Panropa-Union“ erinnerten und von nun an alles taten, um dieser internationalen Organisation neues Leben einzuhauen. Sie hatten entscheidenden Anteil an der Wahl Otto von Habsburgs zum internationalen Präsidenten der PEU. Habsburg war ihr Mann. Seit Jahren gehörte er zu den vielbejubelten Gästen und Rednern revanchistischer Veranstaltungen, insbesondere der Sudetendeutschen Landsmannschaft. Schon 1970 war Otto von Habsburg der „Europäische Karlspreis der Sudetendeutschen Landsmannschaft“ verliehen worden.

Am 11./12. Mai 1973 tagte in Straßburg die „Internationale Panropa-Union“. Es wurde eine Grundsatzklärung beschlossen, in der es u. a. heißt: „Europa war immer ein Boden der persönlichen Freiheit; seine Feinde sind die Tyrannie und der Totalitarismus. Die Panropa-Union... verurteilt jede Zusammenarbeit mit den kommunistischen Parteien. Ihr europäisches Konzept ist unvereinbar mit dem Kommunismus.“

#### Die „Panropa-Union Deutschland e. V.“

Ende 1975 wurde die „Panropa-Union Deutschland“ (Präsident Bundesminister a. D. von Merkatz) reaktiviert. Karl Friedrich Grau, der Geschäftsführer der CDU-nahen „Studiengesellschaft für staatspolitische Öffentlichkeitsarbeit“, der 1974 wegen der Enthüllungen seiner engen Kontakte zur neonazistischen NPD zurückgetreten war, schied im Dezember 1975 als Bundesgeschäftsführer der PEU aus. Nachfolger wurde Rudolf Wollner, Vizepräsident des Bundes der Vertriebenen, führender Funktionär der Sudetendeutschen Landsmannschaft und Mitglied der Traditionsgemeinschaft ehemaliger Nazigrößen „Witikobund“. Die Geschäftsstelle der PEU in der BRD wurde von Frankfurt/Main nach Bonn verlegt.

Wollner gewann Egon Schwarz, derzeit Präsident der sogenannten „Sudetendeutschen Bundesversammlung“ und „Witikobund“-Mitglied, für die Mitarbeit in der PEU-Zentrale. Schwarz wurde leitender Redakteur der PEU-Monatsinformationen und ist Chefredakteur der attraktiv aufgemachten Vierteljahresschrift *Panropa - Deutschland*.

Sprecher der „Panropa-Union“ - BRD erklärten während der „Europatage“ Ende April 1979 in Wiesbaden, daß die „Panropa-Union Deutschland“ insgesamt rund drei Millionen Mitglieder habe, davon 10000 Einzelmitglieder. Korporativ gehören der PEU u. a. an:

- der Bund der Vertriebenen, der vorgibt, 2,1 Millionen Mitglieder zu haben (Präsident Dr. Herbert Czaja, MdB/CDU),
- die Sudetendeutsche Landsmannschaft, Sprecher Dr. Walter Becher (MdB/CSU),
- die Pommersche Landsmannschaft, Sprecher Dr. Philipp von Bismarck (MdB/CDU),

- die Landsmannschaft Schlesien, Sprecher Dr. Herbert Hupka (MdB/CDU), der auch Bundesvorsitzender der „Union der Vertriebenen und Flüchtlinge in der CDU/CSU“ ist,
- die Landsmannschaft Ostpreußen und andere Landsmannschaften.
- Auch der „Witikobund“ ist korporatives Mitglied der PEU.
- Schließlich sind korporative Mitglieder auch die große Zahl militant antikommunistischer Emigrantenorganisationen, die vom Territorium der BRD aus gegen die sozialistischen Länder operieren.

*von Habsburgs „Panropa-Kongresse“ – Treffpunkt von Reaktionären aller Schattierungen*

Aufschluß über die politischen Ziele der PEU, über deren internationale Verbindungen und über ihre Gönner und Freunde in Politik und hohem Klerus geben Inhalt und Verlauf der seit 1976 alljährlich veranstalteten „Europa-Kongresse“. Einige Schlaglichter vom „Europa-Kongress“ der „Panropa-Union“ am 7./8. Mai 1977 in Saarbrücken:

„Wir sind Großeuropäer. Für uns besteht die Jalta-Linie nicht“ (Otto von Habsburg). – „Es geht um die Entscheidung, ob ganz Europa frei wird. Die heutigen Grenzlinien gilt es zu verändern“ (Bernd Posselt, Bundesvorsitzender der „Panropa-Jugend“). – „Wir müssen laut auftreten, damit die Unterdrückten im Osten nicht die Hoffnung verlieren, befreit zu werden ... Die Charta 77 ist die Fortsetzung des Prager Frühlings... Die Menschenrechtsbewegung ist Sprengstoff im kommunistischen System, der zu neuen Konfrontationen zwingen wird“ (Gerhard Löwenthal, ZDF-Moderator). – „Es kann keine Koexistenz zwischen Demokratie und Kommunismus, auch nicht mit dem Eurokommunismus geben“ (Winston S. Churchill, konservativer Unterhausabgeordneter des britischen Parlaments, Verteidigungsminister im damaligen Schattenkabinett). – „Europa kann nicht durch Arrangieren mit dem Kommunismus erreicht werden... Gefährliche Gegner und Feinde sind jene unter uns, die das friedliche Nebeneinander mit den kommunistischen Staaten suchen“ (Ludek Pachmann, CDU, Emigrant aus der CSSR).

Solche militant antikommunistische und entspannungsfeindliche, gegen die friedliche Koexistenz gerichtete Aussagen zogen sich wie ein roter Faden durch die Veranstaltungen dieses „Europa-Kongresses“.

Zu den Rednern der Veranstaltungen des „Panropa-Kongresses“ 1977 in Saarbrücken gehörten neben den PEU-Aktivisten, den CDU-Bundestagsabgeordneten Hans Edgar Jahn und Manfred Schmidt (der im April 1979 Präsident des „Bundes der Mitteleutschen“, einer gegen die DDR gerichteten Spaltenorganisation, wurde), dem CSU-Abgeordneten Aigner und Gerhard Löwenthal (Präsident der reaktionären „Deutschland-Stiftung“ und ZDF-Moderator) der Vorsitzende der „Südtiroler Volkspartei“, Landeshauptmann Dr. Magnago, der konservative Unterhausabgeordnete des britischen Parlaments Winston S. Churchill, der Volksgruppen-Spezialist Prof. Dr. Veiter (Wien), der französische Abgeordnete und Exminister Philippe Malaud, der Abgeordnete der Christlichen Partei Italiens, Graf Rossi de Montenero, Ludek Pachmann und andere Sprecher militant antikommunistischer Emigrantenver-

bände und schließlich der saarländische Ministerpräsident, Roeder (CDU), der der großen Freude seiner Landesregierung Ausdruck gab, daß die PEU ihren Kongreß in Saarbrücken ausrichtete. Der CDU-Vorsitzende Kohl wünschte dem Kongreß telegrafisch viel Erfolg.

An den „Europatagen“ der „Panropa-Union“ vom 28. April bis 1. Mai 1978 in Freiburg nahmen neben Mitgliedern und Anhängern der „PEU-Deutschland“ Generäle und andere hohe Offiziere der Bundeswehr sowie zahlreiche reaktionäre Gesinnungsfreunde aus mehreren Ländern Westeuropas teil. Die CDU-Regierung von Baden-Württemberg unter dem damaligen Ministerpräsidenten Dr. Filbinger sprach den Panropa-Strategen ermunternde Worte zu. Der Erzbischof von Freiburg, Oskar Saier, der evangelische Landesbischof von Baden, Dr. Heidland, und der Bischof der Alt-Katholiken (Bonn), Josef Brinkues, segneten mit einem ökumenischen Festgottesdienst zu Ehren der „Panropa-Union“ das gegen Entspannung und Abrüstung gerichtete Treiben ab. Unter den Referenten und Diskutanten der drei Arbeitskreise waren zu finden: Prof. Dr. Bossle (Universität Würzburg), die Bundeswehrgeneräle a. D. Hasso Fiebig und Ernst Ferber sowie Vizeadmiral a. D. Poser, der stellvertretende Chefredakteur des „Daily Telegraph“ (London), Reginald Steed, Oberstleutnant Cincera (Schweiz), Oberstleutnant Hans-Dieter Farwick (Generalstabsoffizier der Bundeswehr), die führenden Funktionäre der Revanchistenverbände, Hans Edgar Jahn, Dr. Herbert Czaja (Präsident des Bundes der Vertriebenen/BdV), Friedrich Walter (BdV-Vizepräsident), der Präsident von „FEGOMEE“ (Spitzenvereinigung von Revanchistenverbänden der BRD und Verbänden der sogenannten „Überseevertrebenen“ in Frankreich und Belgien).

Im Arbeitskreis 3 *Gerechtigkeit in Europa* wurde in Freiburg als Zielvorstellung „für alle Europäer ihr freies Vaterland und ihre freie Heimat im freien Europa“ proklamiert. In einem vom Plenum angenommenen Papier heißt es im Hinblick auf die ehemals deutschen, jetzt von Polen und Sowjetbürgern bewohnten Ostgebiete: „Dort, wo in umstrittenen Gebieten die Besiedlung entscheidend verändert und das Zusammenwirken von Nationen und Kulturen zerstört wurde, müssen das Recht auf die Heimat, die nationalen Gemeinschaftsrechte und die nationale Selbstverwaltung politisch und militärisch durch die gemeinsamen Organe des freien Europa und durch diesen Gebieten benachbarte nationalstaatliche Kerngebiete gesichert werden.“ Mit anderen Worten: Die PEU erwartet vom vereinigten Westeuropa nicht nur politische, sondern auch militärische Maßnahmen, die europäischen Grenzen zu ändern, die Ergebnisse des zweiten Weltkrieges rückgängig zu machen.

Auf der Abschluskkundgebung in der Stadthalle von Freiburg erklärte der Schirmherr des Freiburger „Panropa-Kongresses“, Ministerpräsident Filbinger (CDU): „Ich freue mich von ganzem Herzen, in Ihrer Mitte zu sein.“ Inzwischen wurde auf der Delegiertenversammlung der PEU während der „Europatage 1979“ in Wiesbaden Filbinger in den Vorstand der „PEU-Deutschland“ kooptiert und befindet sich jetzt im Führungskreis jener Männer, deren erklärtes Ziel die „Befreiung Europas bis zum Ural“ ist.

Otto von Habsburg rief während der Schluskkundgebung in Freiburg u. a. aus: „Wir sind Großeuropäer. Für uns hört Europa nicht bei jener künstlichen Linie auf, die im Februar 1945 durch Nicht-Europäer quer durch unseren Erdteil gezogen worden ist. Für uns sind die Tschechen und Magyaren, die Slowaken und die Polen, nicht zu ver-

gessen die Millionen Deutsche hinter den Stacheldrähten und Minenfeldern, genauso Europäer wie wir selbst. Für uns ist das Recht auf Heimat kein leeres Wort.“ Reginald Steed (London) sekundierte: „Auch Estland, Lettland, Litauen und alle anderen Menschen Osteuropas wollen lieber von Brüssel als von Moskau aus regiert werden... In Afrika muß Europa wegen seiner historischen Bindungen die hauptpolitische und militärische Verantwortung übernehmen.“

Die „Europatage 1979“ der „Panropa-Union Deutschland“ fanden wenige Wochen vor der Direktwahl des EG-Parlaments, in der Zeit vom 27. bis 29. April, im Kurhaus von Wiesbaden statt. Während dieser Veranstaltung wurde besonders deutlich, daß die PEU sich als pressure-group der reaktionärsten Kreise in CDU/CSU betätigt mit der Aufgabe, alle revanchistischen und militant antikommunistischen Kräfte in der BRD zu gemeinsamer Stoßkraft zu vereinigen und darüber hinaus enge Beziehungen zu reaktionären Gesinnungsfreunden in den sozialistischen Ländern Europas bis hin zu Neofaschisten zu pflegen.

Der stellvertretende CDU-Vorsitzende, Dr. Alfred Dregger (MdB), unterstrich auf der „Europa-Kundgebung“ der PEU am 29. April vor etwa 2000 Teilnehmern in der Rhein-Main-Halle in Wiesbaden, daß die Ziele der PEU mit denen der CDU-Führung identisch sind. Wörtlich rief er aus: „Jalta und Potsdam haben Deutschland und Europa geteilt. Aber die dort gefundenen Lösungen – und das, was daraus gemacht wurde – werden keinen Bestand haben... Wer Europas historische Leistung und seine Zukunftsmision bejaht, der wird mit Ihnen (der PEU) und uns Christdemokraten eintreten für ein großes, d. h. nicht auf den Westen beschränktes Europa.“ Im Mittelpunkt des PEU-Kongresses in Wiesbaden standen Beratungen in drei Arbeitskreisen, an denen etwa 400 Personen – fast ausschließlich Führungskräfte revanchistischer Landsmannschaften und Emigrantenorganisationen – teilnahmen.

Arbeitskreis I *Grundzüge einer europäischen Verfassung* stand unter Leitung des PEU-Vorsitzenden in Bayern, Dr. Aigner (MdB/CSU). Referent war der Vizepräsident des Bundes der Mitteldeutschen, Prof. Emil Schlee (Ministerialrat im Kultusministerium von Schleswig-Holstein und Landesvorsitzender der „Union der Vertriebenen und Flüchtlinge in der CDU/CSU“). Referent und Diskutierende waren sich einig, daß eine künftige vom EG-Parlament zu schaffende „Europäische Verfassung“ ein „Vereinigungsgebot für ganz Europa“ enthalten müsse; dazu Schlee unter großem Beifall: „Entscheidend wird sein, daß die vom westeuropäischen Parlament zu schaffende Verfassung den Auftrag beinhaltet, ganz Europa herzustellen und für die unfreien Völker Europas zu sprechen und zu handeln. Das ungelöste deutsche Problem muß als europäisches Problem erkannt und behandelt werden.“ In dem vom Arbeitskreis I dem Plenum zur Beschußfassung vorgelegten Papier heißt es: „Die notwendige Überwindung des letzten Kolonialreiches dieser Welt, des sowjetisch-russischen Imperiums, ist und bleibt die unverzichtbare Aufgabe Europas und der freien Welt.“

Arbeitskreis II beriet das Thema *Die strategische Bedeutung des südlichen Afrika für die Verteidigung Europas*. Leiter war Bundeswehrgeneral a.D. Heinz Karst, Hauptreferent der französische Militärexperte Colonel F.O. Miksche. An der Podiumsdiskussion nahmen weiter teil: Colonel Cremer (Mitglied der Führungsakademie der belgischen Streitkräfte), Prof. Robert Walten (USA, derzeit Ordinarius für neuere evangelische Kirchengeschichte an der Universität Münster), der inzwischen zum EG-Parlamentsabgeordneten gewählt wurde.

ten gewählte Brigadegeneral Wolfgang Schall, Barbara Könitz als Vertreterin der „Atlantischen Gesellschaft“ und Reginald Steed. Gefordert wurde eine selbständige Globalstrategie der EG-Länder. Breiten Raum nahm in der Diskussion die Frage ein, wie das kapitalistische Europa zur Sicherung der Rohstoffzufuhr aus Afrika den Befreiungsbewegungen bis hin zur Anwendung militärischer Gewalt entgegentreten kann. Der dem Plenum zur Beschußfassung vorgelegte Bericht formuliert das wie folgt: „Es kann nur im Interesse eines freien Europas liegen, mit allen seinen Möglichkeiten wirtschaftlicher, politischer und im einzelnen auch militärischer Macht den afrikanischen Staaten zu helfen.“

Zum gleichen Zeitpunkt, da den Bundeswehrsoldaten verboten wurde, in Uniform an Maikundgebungen der Gewerkschaften teilzunehmen, nahmen drei hohe Offiziere der Bundeswehr in Uniform – darunter ein Vertreter des Befehlshaber, des Wehrbereichs IV und der Kommandeur des WBK 43 Wiesbaden – an der Beratung der „Panropaer“ im Arbeitskreis II teil. Der Gefreite Michael Paul wurde am 17. Mai 1979 von der Bundeswehrführung zu drei Tagen Arrest verurteilt, weil er am 28. April 1979 – also an dem Tag, da die hohen Offiziere in Wiesbaden den friedens- und entspannungsfeindlichen „Panropaern“ applaudierten – an einer Protestdemonstration gegen das Treffen der SS-Division „Totenkopf“ in Arolsen teilgenommen hatte.

Thema des Arbeitskreises III war *Arbeitsplatz Europa*. Die Leitung hatte Dr. Weber (Oberstadtdirektor in Braunschweig, ehemaliger Sozialdemokrat, eine der Schachfiguren des CSU-Vorsitzenden Strauß bei der Schaffung einer 4. Partei). Hauptreferent war der Präsident der Bundesanstalt für Arbeit, Josef Stingl (Präsident der sudetendeutschen „Ackermann-Gemeinde“). Ein weiterer Referent war der von der PEU offiziell geladene Giovanni de Marco, ein italienischer Neofaschist, der auf Platz 10 der MSI-Europaliste kandidierte. In diesem Arbeitskreis ging es vor allem darum, wie der Einfluß fortschrittlicher und demokratischer Parteien und Organisationen in den Reihen der ausländischen Arbeiter in der BRD abgeblockt werden könne. MSI-Marco warnte in seiner Rede vor einer „sozialistisch-kommunistischen Volksfront“ und rief alle „demokratisch-antikommunistischen Kräfte in Europa“ zum Zusammenschluß auf: „Schließlich hängt die gemeinsame Zukunft davon ab, in welchem Geiste und nach welchen ideologisch-politischen Richtlinien sie geplant und gestaltet wird.“

In dem vom Arbeitskreis III zum Beschuß vorgelegten Papier heißt es u. a.: „Es soll verhindert werden, daß durch linksradikale Tarnorganisationen den ausländischen Arbeitnehmern Grundsatzkonflikte gegen Arbeitsplatz, Schule und ihre nachbarschaftliche Umgebung am Wohnort aufgezwungen werden... Der DGB muß aufgefordert werden, die Unvereinbarkeit... gegenüber kommunistischen Gruppen einschließlich der DKP zu erklären.“

Zu den zahlreichen ausländischen Gästen und Mitarbeitern der „Internationalen Panropa-Union“ gehörten neben Steed, Marco und anderen schon erwähnten auch Charles Dasville (Frankreich, ein hoher Funktionär der Partei Lecanuets), eine Reihe Afrikaner – darunter ein ehemaliger Abgeordneter Angolas im faschistischen portugiesischen Parlament, der den EG-Staaten „für die Hilfe im Kampf gegen den Kommunismus in Afrika“ dankte – sowie mehrere Folkloregruppen aus Belgien, Frankreich, den Niederlanden und anderen Ländern.

Auch auf dem „Panropa-Kongreß“ in Wiesbaden wurde deutlich, welche große

Sympathien die „Panropa-Union“ Otto von Habsburgs in den Reihen des Hohen Klerus genießt. An einem ökumenischen Festgottesdienst anlässlich der „Europatage“ der PEU wirkten hohe geistliche Würdenträger aller Konfessionen mit. Die Predigt hielt Bischof Oskar Sakrausky (Wien). Unter den Grußadressen an den Kongreß war auch eine von Bischof Stimpfle (Freiburg): „Wer sich wie die PEU für ein christliches Europa einsetzt, bekennt sich zu Christus.“

Im übrigen hatte die hessische SPD/FDP-Landesregierung durch Innenminister Ekkehard Gries (FDP) dem PEU-Kongreß „herzliche Willkommensgrüße“ übermittelt und dabei erklärt, daß der „Panropa-Union“ wie allen Organisationen und Parteien in den Wochen bis zur Direktwahl zum EG-Parlament „die Aufgabe“ zufalle, „die Bevölkerung über die Bedeutung der europäischen Gemeinschaft zu informieren und für eine hohe Wahlbeteiligung zu werben“.

Zu Beginn des „Europatages“ der „Panropa-Union Bayern“ am 12. Mai 1979 (Schirmherr Ministerpräsident und CSU-Vorsitzender Strauß) hatte Kardinal Ratzinger im Liebfrauen-Dom in einer Festpredigt die Ziele der PEU gesegnet. Zu den Rednern der Kundgebung mit etwa 12000 Besuchern in der Münchener Olympia-Halle gehörten Franz Josef Strauß, Otto von Habsburg, Franz Filbinger, Silvio Magnago, der Straßburger Oberbürgermeister Pflimlin und die antikommunistischen Hetzpostel, die Emigranten Ludek Pachmann und Vladimir Maximov mit – wie es hieß – „Bekenntnissen zu einem freien Großeuropa“. Die ebenfalls als Rednerin angekündigte Vorsitzende der Konservativen Partei Englands, Margaret Thatcher, war nicht erschienen; sie war wenige Tage zuvor zum neuen Premierminister gewählt worden.

Strauß würdigte die „Panropa-Union“ und ihren internationalen Präsidenten Otto von Habsburg in seiner Rede als „Verfechter der Freiheit, der Menschlichkeit sowie geistig kultureller und politischer Vielfalt in Europa“. „In der Architektur Europas“, so Strauß, müsse auch „Platz für ein wiedervereinigtes Deutschland sein“.

#### Die internationalen Beziehungen des Otto von Habsburg

Im Jahre 1975 wurde Otto von Habsburg Vorsitzender des „Beirats für außenpolitische Fragen“ der Hanns-Seidel-Stiftung der CSU und damit außenpolitischer Berater des CSU-Vorsitzenden Strauß.

Die internationalen Beziehungen des Otto von Habsburg und seiner Mitstreiter in der reaktionären „Panropa-Union“ sind weltweit.

Im November 1978 weilte Otto von Habsburg auf Einladung des Vorsitzenden der „Gesellschaft des chinesischen Volkes für die Außenpolitik“, Hao Cö-tjing, drei Wochen in China. Zu seiner Begleitung gehörten u. a. der Vorsitzende der „Panropa-Jugend“, Bernd Posselt, und die ebenfalls in der Führung der PEJ tätige Tochter, Walburga von Habsburg. Habsburg wurde während seiner China-Reise auch von Vizepremier Chi Feng K'uei zu einem längeren Gespräch empfangen. Wie es in *Panropa* 4/78 heißt, wurden „die Bemühungen der Internationalen Panropa-Union von den chinesischen Politikern sehr hoch geschätzt und die Hoffnung geäußert, daß der Zusammenschluß der westeuropäischen Staaten zu einer starken und unabhängigen Gemeinschaft schließlich auch dazu führen werde, die Jalta-Linie zu überwinden und ganz Europa zu vereinigen“.

Anfang April 1979 wurde der Präsident der „Internationalen Panropa-Union“, Otto von Habsburg, von Papst Johannes Paul II. in Privataudienz empfangen. Anschließend hielt der Papst laut *Bayern-Kurier* vom 14. April 1979 eine Rede an die Mitglieder des Präsidialamtes des Europaparlaments; Johannes Paul II. betonte, daß „die Völker der Gemeinschaft sich ihrer gemeinsamen Verantwortung hinsichtlich der Zukunft des gesamten Kontinents bewußt sein müßten“.

Gute Beziehungen unterhält die „Panropa-Union“ auch zu den italienischen Neofaschisten. Wie der *Vorwärts* vom 7. Juni 1979 berichtete, führte der CSU-Europakandidat und PEU-Präsident Otto von Habsburg ein politisches Gespräch mit dem Führer der italienischen Neofaschisten, Giorgio Almirante. Die Münchner CSU-Zentrale bestätigte, daß dieses Gespräch stattgefunden hat.

Freundschaftliche Beziehungen unterhält Otto von Habsburg auch zu Regierungskreisen des Rassistenregimes in Südafrika und des faschistischen in Chile.

Die „Internationale Panropa-Union“ des Otto von Habsburg, deren organisatorischer Arbeitsschwerpunkt die BRD ist, betätigt sich als richtungweisender Dachverband vor allem revanchistischer Organisationen und militant antikommunistischer Emigrantengruppen. Sie ist pressure-group jener reaktionären Kräfte, die immer noch nicht das Ziel aufgegeben haben, die Ergebnisse des zweiten Weltkrieges rückgängig zu machen und Ost- und Südosteuropa vom Sozialismus zu „befreien“. Neben dem Bemühen, breite Kreise der Bevölkerung der BRD für diese gefährliche Politik zu mobilisieren, verfolgt die PEU die Absicht, gleichgesinnte reaktionäre und neofaschistische Kräfte in den westeuropäischen Ländern, ja selbst in Afrika, zu enger Zusammenarbeit zu gewinnen.

Sie spekulieren auf ein aggressives China.

Sie haben den Segen von Kreisen des hohen Klerus.

Sie sind bemüht, den Entspannungsprozeß zu stören und Fortschritte auf dem Gebiet der Abrüstung zu bremsen oder aufzuhalten.

Bleibt die Frage offen: Wer finanziert die aufwendige Arbeit der „Panropa-Union“? Wer bezahlt die in Massenausgabe erscheinenden PEU-Zeitschriften, -Zeitungen und -Flugblätter? Durch Mitgliedsbeiträge wird das auf jeden Fall nicht finanziert. Es gibt nur wenige Einzelmitglieder; und die korporativ angeschlossenen Revanchisten- und Emigrantengruppen sind selbst stets um mehr Zuwendungen bettelnde Kostgänger der öffentlichen Hand. Die Vermutung, daß Förderer der „Panropa-Union“ in Kreisen der Rüstungskonzerne zu finden sind, dürfte nicht falsch sein. Denn vor allem den Gewinninteressen der Rüstungsmagnaten dienen die Aktivitäten der „Paneuropäer“.

## Ernst Antoni 130 Jahre Sozialpartnerschaft

Wer wollte einer politischen Partei, respektive einer ihr nahestehenden Akademie, verdenken, daß sie bei einer historischen Selbstdarstellung nicht allzu hart mit sich ins Gericht geht. Widersprüche in der Retrospektive zu glätten, über Fehler hinwegzusehen – das mag zwar alles wissenschaftlich nicht gerade legitim sein, kann dem Veransteller aber, dem es schließlich um Werbung für seine Sache geht, in gewissem Sinne nachgesehen werden. Wenn der allerdings seine eigene Sache flugs zur allgemeinen erklärt, wenn aus einer recht lückenhaften Schau über die Geschichte der bayerischen SPD plötzlich per Etikett eine Ausstellung „130 Jahre bayerische Arbeiterbewegung“ wird (mit dem originellen Obertitel „Vom Untertan zum Staatsbürger“), dann kommt beim Bemühen, sich selbst ins rechte Licht zu rücken, schlichte Geschichtsfälschung heraus. Sehen wir uns die Ausstellung, die seit geraumer Zeit durchs Bayernland wandert und die im Herbst nach Landshut und danach nach Bayreuth gehen soll, deshalb ein wenig genauer an.

Entstanden ist sie im Auftrag der „Georg-von-Vollmar“-Akademie, dem sozialdemokratischen Gegenstück der vor allem durch ihre Adresse Wildbad Kreuth überregional bekannten „Hanns-Seidl-Stiftung“ der CSU. Ist es inzwischen auch schon lange her, so sollte man doch noch einmal kurz zurückblicken auf die Vorgeschichte dieser Ausstellung. Sie spielte sich in München ab, geraume Zeit vor den letzten Kommunalwahlen. Noch regierte die SPD im Rathaus, mehr schlecht als recht, wie man weiß, aber sie regierte. Gegen sie angetreten war mit geschultertem Sturmgepäck ein Herr Kiesl mit seiner Mannschaft, der seither – vor allem in Sachen Kulturpolitik – viel von sich reden macht. Ein lohnendes Ziel für ihre wahlwerbewirksamen Attacken meinten die CSU-Sturmscharen damals in der „Arbeiterbewegungs“-Ausstellung gefunden zu haben. Die nämlich sollte zuerst einmal im Münchner „Stadtmuseum“ gezeigt werden – eine unzulässige Parteienwerbung in einem öffentlichen Museum, wie die CSU lautstark verkündete.

Unerwähnt blieb in diesem Zusammenhang allerdings, daß die „Hanns-Seidl-Stiftung“ einige Zeit zuvor ebenfalls mit öffentlicher Unterstützung eine Multimedia-Horror-Schau veranstalten durfte, deren einzige Aufgabe es war, alles, was politisch links von Strauß angesiedelt ist, dem „Sympathisanten“-Sumpf zuzuordnen. Brav hatten die SPD-Stadträte das damals geschluckt und waren nun ganz verdutzt, daß ihnen dieses politische Wohlverhalten nicht honoriert wurde. Sie zogen jedoch eilends daraus Konsequenzen und hielten den christ-sozialen Watschenverteilern mutig die andere Wange hin. Nichts läge ihnen ferner, meinten sie, als irgendeine Indoktrination der unschuldigen Bevölkerung. Und siehe: alles funktionierte ausgezeichnet, die Ausstellung konnte am geplanten Ort gezeigt werden, die CSU hatte dem Endprodukt gegenüber kaum mehr Einwände, viele Besucher kamen, ein schöner großer Katalog wurde gedruckt.

All das ist inzwischen längst Geschichte, genauso wie die vernichtende Wahlniederlage, die sich die SPD dann kurz darauf in der Landeshauptstadt einhandelte. Während die Ausstellung im Lauf der Monate und Jahre durch die Lande zog, bekam Bayern einen neuen Ministerpräsidenten, den es bereits zu höheren Weihen drängt – und bis

jetzt hat die SPD seinem Rollkommando-Stil nur sehr wenig entgegenzusetzen gewußt.

Was hat das alles mit der Ausstellung „130 Jahre bayerische Arbeiterbewegung“ zu tun? So viel: Das seltsame Geschichtsverständnis, das sich durch diese Ausstellung zieht, gab auch dem sozialdemokratischen Bayern-Wahlkampf die Prägung – und es bestimmt nahezu sämtliche Publikationen, mit denen „die bayerische SPD“ versucht, Geschichte aufzuarbeiten. Erinnert sei an jene weißblauen Plakate aus dem Landtagswahlkampf: Da rühmte man sich einerseits der Traditionen der bayerischen Arbeiterbewegung, um gleichzeitig zu betonen, 1919 habe die SPD das Land vor dem Kommunismus bewahrt. Wer nach dem Motto „Zwei links, zwei rechts – eine fallen lassen“ die Standpunktlosigkeit zum Programm erhebt, der kapituliert bereits im Vorfeld der zunehmenden Klassenauseinandersetzungen. Aber um solche Fragen geht es – wie die Ausstellung beweist – den verantwortlichen SPD-Geschichtsdarstellern eh nicht.

Etwa die Hälfte der gezeigten Dokumente, Zeichnungen und Fotos befaßt sich mit der Entwicklung der Sozialdemokratie von den Anfängen bis 1914. Zwei Herren allerdings, die an dieser Anfangsphase nicht unmaßgeblich beteiligt waren, werden nur zweimal ganz kurz am Rande erwähnt: Karl Marx und Friedrich Engels. Na gut, sie waren schließlich keine Bayern. Ganz im Gegensatz zu Ferdinand Lassalle, der sehr ausführlich vorgestellt wird. Moment – das war doch auch kein Bayer! In diesem Fall aber stellen die Aussteller einen regionalen Bezug her, der es wert ist, in ganzer Länge zitiert zu werden: „Am 23. Mai 1863 wurde in Leipzig der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein gegründet. Erster Präsident wurde Ferdinand Lassalle. Dieser Tag gilt als Geburtsstunde der SPD. Die Fahne der Breslauer Lassalleaner mit dem „Handschatz“ – dem alten Symbol der „Arbeiterverbrüderung“ des Jahres 1848 – ist das Traditionsbanner der SPD. Während der Geltung des Sozialistengesetzes von 1870 bis 1890 war die Fahne versteckt. Von 1933 bis 1944 wurde sie in Kellern und Bodenräumen verborgen und schließlich in einem Garten vergraben. Der Versuch polnischer Behörden, die alte Fahne nach 1945 in die Hand zu bekommen, schlug fehl. Breslauer Heimatvertriebene, die jetzt in Nürnberg leben, schmuggelten sie – in Wäschestücke gehüllt – nach Bayern.“

Über die theoretischen und praktischen Auseinandersetzungen in der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts erfährt der Betrachter kaum etwas, wohl aber: „Der damalige Monarch, König Max II., war darauf bedacht, seine Zuständigkeiten auch in einer gewandelten Zeit zu wahren, er war aber auch bemüht, sich um die schwachen und einflußlosen Volksschichten zu kümmern.“ Die Auswahl der Zitate und Dokumente erstaunt immer wieder. Nehmen wir zum Beispiel Georg von Vollmar, der nun wirklich in Bayern SPD-Geschichte gemacht hat und mit seiner Haltung als „königlich-bayerischer Sozialdemokrat“ sehr schön in das eventuell vorhandene Geschichtskonzept der Ausstellungsgestalter hineinpäste. Ihn zitiert man ausgerechnet und mit lobender Absicht mit folgender launigen Bemerkung über das Bayernvolk: „Keine Spur von Spekulation oder Grübelei. Der formale Bildungstrieb ist gering. Die Religion wirkt lediglich als Gewohnheit und Kunst. Die Politik wird wesentlich mit dem Gefühl erfaßt, für Theorien fehlt fast der Sinn.“ Das haben nun weder Vollmar als Person noch die Bayern im allgemeinen verdient. Fast könnte man vermuten, hier wollten sich die Aussteller selbst ein Spieglein an die Wand hängen.

Denn Schlichtheit ist Trumpf. Aus dem Geleitwort des Vizepräsidenten des Bayerischen Landtags, Volkmar Gabert: „In einem mehr als hundertjährigen gewaltlosen Kampf ist es dann den Arbeitern gelungen, aus eigener Kraft die sozialen und wirtschaftlichen Fesseln so weit abzustreifen, daß im Laufe der Jahrzehnte aus Untertanen gleichberechtigte Staatsbürger geworden sind.“ Hätten sie sich wirklich so verhalten, so „gewaltlos“, wie Gabert, ängstlich darauf bedacht, nicht auch noch ins „Terrorstenumfeld“ eingeordnet zu werden, ausführt, dann hätten die bayerischen Arbeiter nicht nur das nicht erreicht, was er so lobend hervorhebt. Sie wären überdies zu Zehntausenden mehr, als dies ohnehin geschehen ist, auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges verreckt, vom weißen Terror abgeschlachtet und schließlich von den Nazibanden auf offener Straße umgebracht oder in den Konzentrationslagern zu Tode gemartert worden. Bei aller Unzulänglichkeit belehren hier sogar eine Reihe von Exponaten den Geleitwortverfasser eines Besseren: so unter anderem die Flugblätter zur Gründung der „Eisernen Front“ oder die Hinweise auf sozialdemokratische Widerstandsgruppen gegen das Naziregime. Die haben, man kann es auf der Bildtafel nachlesen, auch Waffenlager angelegt.

Die faksimilierten Dokumente sind überhaupt der einzige Trost in dieser Ausstellung. Sie sprechen trotz tendenziöser Auswahl ihre eigene Sprache, der Betrachter kann mit ihnen etwas anfangen. Das kann er mit den Überleitungstexten nur selten – außer er hat eine Ader für die unfreiwillige Komik, die bei diesen Eiertänzen durch die Geschichte entstanden ist. Meist dominiert die simple Falschinformation: „Der Kampf der europäischen Großmächte um die politische Vorherrschaft, um Rohstoffquellen und Absatzmärkte entlud sich im August 1914 in einem weltumfassenden Krieg.“ Entladen hat sich was zwischen den Großmächten. Kein Wort zu den Hintergründen, keines zur spezifischen Rolle des deutschen Imperialismus. Wozu hat eigentlich der gewiß nicht linksradikale Fritz Fischer sein Buch „Griff nach der Weltmacht“ geschrieben? Für die Hofhistoriker der bayerischen Sozialdemokratie wohl nicht, die es immer noch mit dem alten Kaiser Wilhelm zu halten scheinen, der damals keine Parteien mehr kannte, sondern nur noch Deutsche. 1918 wird's noch besser: „Im Oktober verlor Deutschland alle Verbündeten. Die Oberste Heeresleitung drängte zu einem Waffenstillstand.“ Sie wurde nicht gedrängt, sie „drängte“. Und dann ging es so weiter: „Die sozialdemokratischen Parteien Münchens“ – vorher war ganz kurz und ziemlich inhaltlos zu erfahren gewesen, daß es zur Gründung einer USP gekommen war – „riefen für den 7. November zu einer Kundgebung auf der Theresienhöhe auf. Die Kundgebung nahm den gewünschten würdigen Verlauf.“ Womit das Essentielle über diese Kundgebung vermittelt wäre, die dann ein Demonstrationszug von 200 000 (!) Beteiligten abschloß. „Würdig“ auch der, wenn man den Ausstellungstexten folgt, denn er ging „durch die Stadt zum Friedensengel, wo er sich auflöste“.

Es ist bekannt und auch bei ernst zu nehmenden sozialdemokratischen Historikern längst nicht mehr umstritten, daß die SPD-Führung in der Novemberrevolution letztlich mit zur Liquidierung der meisten von der Arbeiterklasse errungenen Positionen beitrug und half, die alten Besitz- und Machtverhältnisse wieder zu zementieren. Daran ist nachträglich nichts mehr zu ändern – man könnte das in solch einer Ausstellung sachlich-nüchtern darstellen, der heutigen Arbeiterbewegung zur Lehre. Die „Georg-von-Vollmar-Akademie“ verfuhr anders. Da wird zum Beispiel die famose

Regierung Hoffmann in Bamberg heute zu einer Art Märtyrerinstitution erklärt. Ihre Mitschuld an der terroristischen Konterrevolution und der Zerschlagung der bayerischen Räterepublik liest sich so: „Die Regierung Hoffmann rief Truppen des Reiches und Freikorps zu Hilfe... Anfang Mai wurde München in zweitägigen grausamen Kämpfen erobert. Kurz vor dem Ende erschossen Rätetruppen zehn Geiseln. Auf den Einmarsch der Reichswehr und der Freikorps folgten noch weit schlimmere Exzesse... Der Oberbefehlshaber der Regierungstruppen, General von Oven, hatte das feierlich dem bayerischen Ministerpräsidenten gegebene Versprechen, keine willkürlichen Erschießungen zu dulden, gebrochen.“ Heimücke allenthalben, sogar in der Reichswehrführung. Wie hätte das ein rechtschaffener SPD-Führer in dieser Zeit auch ahnen können; nachdem sich die Herren Generale in den Jahren zuvor doch als so zuverlässige Burschen erwiesen hatten?

„Bayerische Arbeiterbewegung“: Die Kommunisten kommen in der Ausstellung zum einen Mal vor, weil sie im Dezember 1918 in Berlin ihre Partei gründeten (ohne ein Wort zum Warum), zum anderen Mal, weil sie in der Weimarer Republik zeitweise die Sozialdemokraten als „Sozialfaschisten“ verunglimpften, dann in einem Halbsatz bei der Vorstellung einer antifaschistischen Widerstandsgruppe, die von Mitgliedern des SPD-Linksabspalters SAP organisiert wurde, und schließlich noch einmal, nach dem Zweiten Weltkrieg, in einem Bildtext. Weil man ja doch dazuschreiben mußte, wer die Leute alle sind, die sich da auf dem Foto als Mitglieder der ersten bayerischen Regierung unter der Führung des Sozialdemokraten Dr. Wilhelm Hoegner präsentieren.

Selbstverständlich gibt es in dieser Darstellung auch nie Ansätze zum gemeinsamen Handeln von Sozialdemokraten und Kommunisten. Unkommentiert wird allerdings ein SPD-Flugblatt aus den zwanziger Jahren veröffentlicht, das ausführlich vom bolschewistischen Terror in der Sowjetunion handelt und das sich nicht einmal mehr in Nuancen von den Pamphleten der reaktionären Kreise unterscheidet, denen der junge Sowjetstaat zum Angriffsziel Nr. 1 geworden war. Alles in allem aber scheint es in Bayern die Kommunisten kaum gegeben zu haben. Nun gut, das hat wenigstens noch Methode, auch wenn es mit einer Aufarbeitung der Geschichte der Arbeiterbewegung wirklich nichts zu tun hat.

Noch peinlicher aber wird es, wenn die Veranstalter auch die Federn vergessen, die sie sich sehr wohl manchmal an den Hut heften könnten. Während im Verhältnis zur allgemeinen Desinformation relativ ausführlich die Arbeit der sozialdemokratischen Widerstandsgruppen in Hitlerdeutschland und die der Emigration gewürdigt werden (natürlich ohne das „Prager Manifest“ der SPD aus dem Jahre 1934 zu erwähnen, das zum einheitlichen Handeln aller Antifaschisten aufrief), wird der konkrete Naziterror nach 1933, dem neben Juden und Kommunisten vor allem Sozialdemokraten zum Opfer fielen, kurz so dargestellt: „In Dachau wurde das erste Konzentrationslager errichtet. Politische Gegner wurden eingekerkert und umgebracht. Die Juden zu Millionen ausgerottet.“ Ende.

Dachau liegt nun wirklich in Bayern, der regionale Bezug wäre also gegeben gewesen. Kein Wort des Gedenkens an die zahlreichen sozialdemokratischen Opfer dieses Lagers. Nicht einmal der historisch nicht unwichtige Hinweis ist zu finden, daß Kurt Schumacher, der nach rechts doch gewiß unverdächtig sein dürfte und der gerade von jenen Kreisen in der SPD, die sich durch diese Ausstellung repräsentiert zu fühlen

scheinen, fast wie ein Säulenheiliger verehrt wird, jahrelang in Dachau eingekerkert war. Es entbehrt in diesem Zusammenhang nicht einer gewissen Tragikomik, daß die letzte Landtagsrede des SPD-Abgeordneten Albert Roßhaupter (nach 1945 bayerischer Arbeitsminister) als Faksimile ausgestellt ist. Roßhaupter hält in dieser Erklärung den neuen braunen Machthabern vor allem vor, daß Sozialdemokraten sich als „Kriegsteilnehmer, Kriegsbeschädigte und Vorkämpfer gegen Bolschewismus und Separatismus“ profilieren hätten. Ein Wink mit dem antikommunistischen Zaunpfahl, über den die Nazis nur müde lächeln konnten. Kurz nach dieser Rede verschleppten sie auch Roßhaupter – wie man aus der Ausstellung nicht erfährt – ins KZ Dachau und mißhandelten ihn. Roßhaupter blieb Gegner der Nazis – aber dafür wird ihm hier kein Denkmal gesetzt.

Die Darstellung des Zweiten Weltkrieges in dieser „Geschichte der Arbeiterbewegung“ schließlich ist rational überhaupt nicht mehr zu begreifen. Mögen vorher Lücken, Verdrehungen und seltsame Interpretationen die Folge einer politischen Profilneurose gewesen sein, womit zumindest den Maßstäben bürgerlicher Geschichtsforschung Genüge getan wurde, so muß selbst konservativen Geschichtskundigen bei diesem Abschnitt das Schaudern kommen. Neben einigen Fotos von Trümmerlandschaften sollen sechs Bilder den Verlauf des Zweiten Weltkrieges charakterisieren: das „Münchner Abkommen“, der „Nichtangriffspakt“ zwischen der UdSSR und Hitlerdeutschland, sowjetische Truppen in Ostpolen 1939, sowjetische und amerikanische Truppen an der Elbe 1945 und als krönende Gegenüberstellung: „Polnische Kriegsgefangene“ und „Deutsche Kriegsgefangene“. Das war der Zweite Weltkrieg...

Womit wir bei der „bayerischen Arbeiterbewegung“ auf dem Weg von der Nachkriegszeit in unsere unmittelbare Gegenwart angelangt wären. Was es da alles nicht gab, muß eigentlich jeden aktiven Sozialdemokraten und erst recht jeden Gewerkschafter an seinem Erinnerungsvermögen zweifeln lassen. Selbstverständlich gab es genausowenig Versuche der Arbeiterparteien, zu einem gemeinsamen Vorgehen zu finden (obwohl unter anderem ein von Sozialdemokraten und Kommunisten unterzeichnetes gemeinsames Dokument vorliegt, unter dem auch der Name Hoegner zu finden ist – nicht in der Ausstellung, versteht sich), wie es eine amerikanische Einflussnahme auf die bayerische Nachkriegspolitik gab. Es gab aber auch noch vieles andere nicht. Als da sind: Massenbewegungen wie das gewerkschaftliche Engagement gegen die Verabschiedung des Betriebsverfassungsgesetzes, den Kampf gegen die Remilitarisierung, die am Anfang hauptsächlich von Sozialdemokraten getragene Bewegung „Kampf dem Atomtod“. Überhaupt scheint die Rolle der Gewerkschaften in der bayerischen Arbeiterbewegung nach 1945 eine sehr bescheidene gewesen zu sein. Weshalb der Betrachter lediglich erfährt, daß es nach dem Krieg zur Gründung einer Einheitsgewerkschaft kam.

Nicht einmal die wichtigsten Tarifauseinandersetzungen und Streiks werden erwähnt. Da ist es dann nur logisch, daß die Arbeiterbewegung in Bayern auch nichts gegen die Notstandsgesetze zu haben schien, nichts gegen den plötzlich zu neuer Blüte gelangten Neonazismus, gegen die Berufsverbote schon gar nichts – und nicht einmal etwas gegen die CSU-Angriffe auf den Bayerischen Rundfunk. Dabei war dies damals ein Volksbegehren, dessen Erfolg sich die bayerische SPD nach Fug und Recht mit zuschreiben kann.

Eigentlich müßte jetzt vermutet werden, der Gegenwartsteil warte nur mit weißen Wänden auf. Weit gefehlt! Hervorgehoben wird das „Ring um die Volksschule“: „Nach 137 Jahren eine gemeinsame Volksschule für alle Kinder“. Richtig, auch da gab es ein Volksbegehren – doch hatte da nicht die FDP eine gewisse Vorreiterfunktion? Aber wer will schon noch kleinlich sein, wenn ihm weit ausführlicher jener für die Entwicklung der Arbeiterbewegung in Bayern sicherlich entscheidendste Markstein präsentiert wird: Es entstand eine „Neue Heimat für Millionen Flüchtlinge und Heimatvertriebene“.

Der Ausklang: Justizminister Vogel als Ex-OB auf drei Bildern, einmal neben seinem während nur einer Legislaturperiode kläglich gescheiterten Lehrling Kronawitter. Vom – so der Kommentar – „volkstümlichen“ Münchener Oberbürgermeister Thomas Wimmer nicht einmal ein Porträtfoto. Der hätte nun, beschränkt man schon, wie es hier geschehen ist, die Nachkriegspolitik der SPD auf einzelne Persönlichkeiten, als tatsächlich beliebtes Stadtoberhaupt und aktiver Antifaschist am ehesten das Recht gehabt, postum gerühmt zu werden. Aber nein: Dr. Hans Jochen Vogel und ein ungeheuer aufschlußreiches Schaubild über „Neue Wege in der Verwaltung“ („Der Rothmund-Plan“) sind es, die den Geschichtsüberblick abschließen.

Verschaukelt fühlen darf sich bei dieser Schau jeder, der – wie auch immer – sein Teil zur Entwicklung der Arbeiterbewegung in Bayern beigetragen hat. Aber die Medaille hat auch ihre Kehrseite, deren Prägung nicht minder undeutlich ist: das Kapital. Wird bei der Präsentation des 19. Jahrhunderts noch in Ansätzen sichtbar, daß damals irgendwie Klassenauseinandersetzungen stattfanden, entfaltet sich mit der Entwicklung vom gewöhnlichen Kapitalismus zum Monopolkapitalismus der Informationsabbau erstaunlich rasch. „Vom Untertan zum Staatsbürger“ eben. Eigentlich gibt es, folgt man der Ausstellung, spätestens seit dem Zusammenbruch der Hitlerherrschaft für die Arbeiterbewegung keinen Gegner mehr. Höchstens ein paar ganz verbohrte Konservative, die jeder Reform den Weg verbauen wollen. Die „soziale Frage“ scheint geregelt – Arbeitslosigkeit, Lohnabbau, Rationalisierung sind nicht von öffentlichem Interesse.

Man kann es der CSU wirklich nicht verdenken, daß sie gegen diese Ausstellung nicht mehr groß polemisierten wollte. Ihr selbst wäre es ja nie gelungen, die Geschichte der Arbeiterbewegung und der SPD in Bayern so perfekt umzudrehen ins Dumpf-Sozialpartnerschaftliche. Ein regionales Problem? Nein: vielmehr ein Musterbeispiel offiziöser sozialdemokratischer Geschichtsbetrachtung in der Bundesrepublik. Ein Geschichtsbild, das sogar die eigenen anständigen Traditionen ausklammert.

## Fred Schmid SALT II

Tutting, Ende April 1979: Auf Einladung der Evangelischen Akademie und der „Bayerischen Gesellschaft zur Förderung der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der Sowjetunion“ diskutierten 70 Politiker, Wissenschaftler, Publizisten, Vertreter von Gewerkschaften und Kirchen aus acht Ländern zum Thema: „Abrüstungschancen – trotz neuen Wettrüstens?“ Eine offizielle Delegation aus den USA fehlte. Die US-Regierung hatte ihre ursprüngliche Zusage zurückgenommen mit der Begründung, die innenpolitische Auseinandersetzung um SALT II erfordere alle Experten im Land und gestatte deshalb keine qualitativ gleichwertige Delegation zur sowjetischen, die unter der Leitung von Falin stand. Die Gespenster der „sowjetischen Bedrohung“, die man jahrelang beschwore, scheinen nun die Carter-Administration selbst das Fürchten zu lehren. In der Tat operieren die SALT-Gegner hauptsächlich mit dem Argument, daß der Vertrag der Sowjetunion einseitige Vorteile verschaffe, die „Gefahr aus dem Osten“ vergrößere. Anwesend war in Tutzing ein Exponent dieser Richtung: Donald Brennan, Direktor des New Yorker Hudson-Instituts, einer wissenschaftlich-ideologischen Zentrale des Militär-Industrie-Komplexes. Zudem ist Brennan Gründungsmitglied des „Committee on the present danger“, gewissermaßen der ersten Institutionalisierung der Bedrohungslüge. 68 solcher spezieller Organisationen sind es inzwischen, die sich das Ziel gesetzt haben, das SALT-Abkommen zu Fall zu bringen. Auch an Geld fehlt es den SALT-Gegnern nicht. Wie *Christian Science Monitor* aufzeigt, geben sie für ihren Propagandakreuzzug fünfzehnmal so viel aus wie Regierung und Befürworter von SALT II. Der US-Rüstungsindustrie scheint dieser Kapitaleinsatz angemessen zu sein, ist sie doch nach den Worten des ehemaligen Chefunterhändlers der USA bei SALT II, Paul C. Warnke, fest entschlossen, das Abkommen zu Fall zu bringen, da sie einen Geschäftsrückgang befürchtet. Zu den führenden Vertragsgegnern gehört denn auch Senator Henry M. Jackson, auch als „Senator von Boeing“ bekannt, jener Luftrüstungsfirma, die sich insbesondere von den „cruise missiles“ und der Modernisierung ihrer Trägerflugzeuge für Nuklearwaffen lukrative Geschäfte verspricht.

Es wäre allerdings zu kurz geschlossen, die Gegnerschaft zum Vertrag nur aus dem Profitinteresse einiger Rüstungsfirmen herzuleiten. Der harte Kern der Vertragsgegner ist größer. „Coalition for peace through strength“ nennt sich eine weitere Organisation zur Bekämpfung des Abkommens, der allein 193 Kongressabgeordnete angehören. Eine Koalition also, die erklärtermaßen zurück zur „Politik der Stärke“, zum kalten Krieg will. Paul Warnke charakterisierte diese Kräfte so: „Viele von denen, die SALT ablehnen, würden jedes Abkommen zur Rüstungskontrolle mit der Sowjetunion ablehnen. Sie befürworten im wesentlichen eine Politik der totalen Konfrontation.“ Diese Gruppierung setzt nach wie vor auf die technologische Überlegenheit der USA, von der man sich eines Tages den entscheidenden waffentechnologischen Durchbruch erhofft. Donald Brennan legte in Tutzing auch hiervon Zeugnis ab. Mit Akribie schilderte er die Arbeit an neuen Vernichtungssystemen, wie punktgenau treffenden Interkontinentalraketen, miniaturisierten Kernwaffen, „Cruise missiles“ aller Größen und Reichweiten, neuartigen chemischen Kampfstoffen, Laser-, Prototonen- und Mikrowellenwaffen. Selbst das Programm der Weltraumsphäre – „Space

Shuttle“ –, an dem auch die Bundesrepublik beteiligt ist, wurde von Brennan in schöner Offenheit als ein vorrangig militärisches Programm bezeichnet, da es dazu dienen könne, große Waffenpotentiale in den Weltraum zu transportieren. Ein Diskussionsbeitrag, der von vielen Tagungsteilnehmern als „deprimierend“ empfunden wurde, und der einmal mehr die These des französischen Militär- und ehemaligen NATO-Strategen Oberstleutnant Miksche bestätigte: „Nicht die Russen, die technisch-gläubigen Amerikaner haben die Spirale des atomaren Rüstungswettlaufs in ein heute nur noch schwer kontrollierbares Extrem getrieben.“

Diese Kräfte befürchten denn zu Recht, daß mit SALT II dem Versuch, strategische Überlegenheit zu erzielen, zumindest Hindernisse in den Weg gelegt sind. Die Befürworter des Abkommens argumentieren, daß dieses Abkommen einen Schritt zur Festigung der strategischen Parität bedeute.

Mit SALT II wird jedenfalls ein breites Spektrum strategischer Waffen umfaßt, dabei werden zahlenmäßige Höchstgrenzen festgelegt:

- landgestützte Interkontinentalraketen mit Mehrfachsprengköpfen;
- von U-Booten gestartete Raketen mit Mehrfachsprengköpfen;
- schwere Bomber – auch solche, von denen „cruise missiles“ gestartet werden können;
- Raketen zu Land und zu Wasser, die nur einen Gefechtskopf tragen.

Insgesamt wurde für diese Trägersysteme – nicht für die Gefechtsköpfe – eine für beide Seiten identische Höchstgrenze von 2250 vereinbart.

Ein Ausweichen innerhalb des strategischen Potentials ist durch diese breite Palette erfaßter Waffensysteme zumindest erschwert. Um so mehr, als durch das „Protokoll“, den zweiten Teil von SALT II, für die nächsten drei Jahre eine unkontrollierte Entwicklung neuer strategischer Rüstungssysteme verhindert wird. So darf die mobile Interkontinentalrakete „MX“ zwar entwickelt, aber nicht im Flug getestet und installiert werden. Die bodengestützten Marschflugkörper „cruise missiles“ dürfen in Westeuropa zunächst nicht stationiert werden. Zusätzlich verbietet das „Protokoll“ die Einrichtung – nicht den Test – von land- und seegestützten „cruise missiles“ mit einer Reichweite von mehr als 600 km. Dieses Protokoll bleibt bis zum 31. Dezember 1981 in Kraft. Ob es verlängert wird, hängt vom Verlauf der Entspannung, vom Druck der öffentlichen Meinung ab.

Insgesamt läßt sich zum militärischen Wert des SALT-Abkommens sagen, daß es zwar Raum für weitere Aufrüstung, insbesondere im qualitativen Bereich läßt, den Aufrüstungsspielraum jedoch einengt. Als Abkommen zur Rüstungsbeschränkung bringt es seiner Natur nach keine Beendigung des Wettrüstens, sondern bremst nur den strategischen Rüstungswettlauf. Das erscheint als mageres Ergebnis nach sieben Jahren Verhandlungsdauer, ist aber doch wenigstens ein Schritt von der politischen zur militärischen Entspannung. Umgekehrt würde ein Scheitern von SALT II unmittelbar eine neue, verheerende Runde des Wettrüstens einläuten und – wie es Falin in Tutzing formulierte – zu einer „Destabilisierung der Lage an allen Ecken der Welt“ führen.

Insgesamt fördert SALT II den Entspannungsprozeß, schafft ein günstigeres Klima für einen erfolgreichen Verlauf der KSZE-Folgekonferenz 1980 in Madrid und gibt Impulse für einen Durchbruch bei den MBFR-Verhandlungen in Wien. Schließlich ist mit einem erfolgreichen Abschluß von SALT II die Voraussetzung für SALT III ge-

schaffen. Bei diesen Verhandlungen soll es nach der „Prinzipien-Erklärung“ von USA und UdSSR, dem dritten Bestandteil des SALT-II-Vertrages, um „bedeutende und wesentliche Reduzierung der Mengen strategischer Offensivwaffen“ sowie „qualitative Begrenzung der strategischen Offensivwaffen einschließlich Begrenzung der Schaffung, Erprobung und Dislozierung neuer Arten strategischer Offensivwaffen und der Modernisierung der vorhandenen strategischen Offensivwaffen“ gehen. Dabei kommt es darauf an, daß im Rahmen dieser SALT-III-Runde auch über die so genannten eurostrategischen oder „Grauzonenwaffen“ verhandelt wird, da sonst die Gefahr zunimmt, daß sich das nukleare Wettrüsten auf Europa verlagert. In Tutzing gab Bundesminister Wischnewski zu verstehen, daß die Bundesregierung im Rahmen von NATO-Vereinbarungen bereit wäre, Neutronenwaffen, die Pershing II sowie „cruise missiles“ auf bundesdeutschem Territorium zu stationieren. Auf diese Weise, so argumentierte Wischnewski, wolle die Bundesregierung das sogenannte Grauzonenproblem der sowjetischen Mittelstreckenraketen „SS 20“ zum Verhandlungsgegenstand machen. Ein Aufwand, der völlig überflüssig erscheint, wenn man die erklärte sowjetische Bereitschaft, über alle Waffensysteme zu verhandeln, endlich ernst nehmen würde. Wenn über die „Grauzonen“-Waffen nicht längst verhandelt wird, so ist die Ursache im Westen nicht zuletzt bei der Bundesregierung zu suchen, wie dies auch Warnke bestätigt: „Wir haben die taktischen Nuklearwaffen nicht einbezogen, weil unsere Verbündeten das nicht wollten. Soweit ich weiß, wird ja innerhalb der Allianz immer noch debattiert, ob die taktischen Atomwaffen in SALT III einbezogen werden sollten.“

Falin machte in seinen Ausführungen klar, daß die Sowjetunion „zu radikalsten und weitgehendsten Schritten der Abrüstung unter strenger internationaler Kontrolle bereit“ sei. Sie sei bereit, über alle Waffen zu verhandeln und stelle nur eine Bedingung, daß das Prinzip der Parität und beiderseitigen gleichen Sicherheit eingehalten werde. Es wird also auch bei SALT III darauf ankommen, was der indische Botschafter Rahman in Tutzing so formulierte: „Erst wenn die Völker Druck auf ihre Regierungen ausüben, hat die Abrüstung eine Chance, wird es einen echten Durchbruch bei Abrüstungsverhandlungen geben.“

## Frank Barnaby Sterben oder Abrüsten

Der Direktor des Internationalen Friedensforschungsinstituts von Stockholm (SIPRI) im Gespräch mit Friedrich Hitler

*FH: Dr. Barnaby, Sie erwähnten in Ihrem Vortrag, daß derzeit etwa eine Million Dollar pro Minute in der gesamten Welt für Rüstung ausgegeben wird. Sie fügten in diesem Zusammenhang hinzu, daß lediglich ein Betrag von 8 bis 10 Prozent von dieser Summe genügen würde, um elementare Probleme wie Hunger und Krankheiten, insbesondere in den Regionen der dritten Welt, zu bewältigen. Für den gesunden Menschenverstand erscheint dies selbstverständlich, so wie es auch unverständlich ist, daß dies nicht geschieht. Haben Sie Vorstellungen davon, wie man solche elementaren Aufgaben der Menschheit realisieren kann?*

*Frank Barnaby:* Es fällt mir schwer, darüber eine optimistische Aussage zu machen. Über Jahrzehnte hinweg sind Vorschläge zur Reduzierung der Rüstungsausgaben gemacht worden. Dabei stellte es sich heraus, daß sogar eine Diskussion über diese Fragen schwierig ist. Die Ursache dafür liegt in einer Reihe von Gründen. Da ist zunächst der Umstand, daß es nahezu unmöglich ist, sich darauf zu einigen, wie hoch die Ausgaben für Militär und Rüstung sind. Tatsache ist doch, daß sehr wenig Länder direkte Zahlen für ihren tatsächlichen Rüstungshaushalt angeben. Nehmen wir das Beispiel der USA. Im offiziellen Haushalt für militärische Ausgaben ist die Kernwaffenproduktion nicht enthalten, denn Kernwaffen werden nicht im Rahmen des Verteidigungsministeriums, sondern von der U. S. Energy Agency geführt. Wir meinen auch, daß der sowjetische Rüstungshaushalt beträchtliche Posten ausläßt. Die Chinesen geben keinerlei Haushaltsberechnungen bekannt, d. h., man kann nur vage vermuten, was die Chinesen für Militär und Rüstung ausgeben. Einige Länder, wie etwa Libyen, haben einen offiziellen Staatshaushalt, in dem die Angaben für Militär- und Rüstungsgelder niedriger liegen als das, was man für Waffenimporte ausgibt. An alldem ist wirklich etwas faul.

Es ist also heutzutage außerordentlich schwierig, eine Definition dessen zu bestimmen, was die gesamten Ausgaben für Rüstung und Militär betrifft, auf die man sich auch allgemein festlegen kann. Dies ist ja die Voraussetzung dafür, daß man eine prozentuale Reduzierung durchsetzen kann, auch dafür ist eine international akzeptierte Definition für Rüstungsausgaben notwendig. Aus diesem Grund bin ich nicht sehr zuversichtlich, ob wir das, was ich in meinem Vortrag erwähnte, auch realisieren können.

Fatal ist freilich die Tatsache, daß immense Summen für Rüstung und Militär ausgegeben werden, während recht elementare menschliche Bedürfnisse für verhältnismäßig wenig Geld befriedigt werden könnten. Als ein Standardbeispiel hierfür nimmt man die Beseitigung von Infektionen und Krankheiten. Es bedarf verhältnismäßig geringfügiger Anstrengungen, dies zu erreichen, vergleicht man es mit den enormen Ressourcen, die das Militär Jahr um Jahr verschlingt.

Um Ihnen ein statistisches Beispiel zu nennen: Jährlich sterben etwa 16 Millionen Kinder unter fünf Jahren; 15 Millionen dieser Kinder werden in der dritten Welt ge-

boren. Wenn man nur die in der Bundesrepublik Deutschland für Kinder gesetzlich verordneten Impfstoffe auch dort bereitstellen würde, dann könnte man den Großteil dieser 15 Millionen Kleinkinder der dritten Welt retten. Diese Impfstoffe für Kinder sind extrem billig, sie kosten den Bruchteil einer Deutschen Mark. Dies wäre nur ein Beispiel dafür, was man bei sehr geringem Aufwand an Kosten erreichen könnte, und die humansten Menschen würden dies sicher als ein großes und wünschenswertes Ergebnis ansehen. Mir ist klar, daß einige Leute sofort einwenden würden, die Bevölkerung der dritten Welt sei ohnehin groß genug, und deshalb in der hohen Kindersterblichkeit sogar einen Vorteil für sich zu erkennen glauben. Ich meine jedoch, daß dies eine eher extreme Auffassung darstellt. Die meisten von uns würden sagen, wenn wir die Babys retten können, dann sollten wir's auch tun, ungeachtet anderer langfristiger Konsequenzen. Jedenfalls könnte man dies für billiges Geld haben, und es wäre doch eine schöne Sache, wenn das Geld dafür von den Rüstungshaushalten genommen würde.

*FH: Sehen Sie keinen realistischen Weg, um dies durchzusetzen?*

Frank Barnaby: Nein. Ich habe gesagt, daß ich nicht optimistisch bin, was die Verwirklichung der Sache betrifft. Ich meine nur, es wäre sehr schön, wenn man es erreichen könnte.

*FH: Probleme der dritten Welt hängen meiner Meinung nach eng mit denen unserer Länder zusammen. Was die Bundesrepublik Deutschland betrifft, so ist hier häufig das Argument zu hören, Rüstungsaufträge würden die Arbeitsplätze sichern – für viele Arbeiter, Angestellte, Beamte, in Rüstungsbetrieben und deren Zulieferern, in Behörden. Betrachtet man den Zusammenhang mit der dritten Welt, so würde dies bedeuten, die Sicherheit des Arbeitsplatzes in einem Land wie der Bundesrepublik für zahllose Arbeitnehmer bedeutet unter anderem nacktes Elend in der dritten Welt. Was sagen Sie zu diesem Argument?*

Frank Barnaby: Man kann es verstehen, es ist aber falsch. Die Zahl und das Gewicht wirtschaftswissenschaftlicher Meinungen, die das belegen, sind so enorm, daß kaum einer dagegen argumentieren kann. Man weiß heute, daß das Geld, das bislang in unproduktive Rüstung und militärische Aktivitäten investiert wird, mittel- und langfristig, bei einer vernünftigeren Verwendung der Mittel, mehr Arbeitsplätze und auch mehr Sicherheit der Arbeitsplätze schaffen würde. Ich denke jedenfalls, daß die Auffassung, Rüstung würde Arbeitsplätze sichern, grundfalsch ist und von den meisten aufgeklärten Wirtschaftswissenschaftlern als unhaltbar zurückgewiesen wird.

*FH: Meine nächste Frage betrifft die Erfinder der Rüstungsgüter und Waffensysteme – die Wissenschaftler und Technologen. Sicherlich kennen Sie eine Reihe von ihnen persönlich, die auf diesem Gebiet tätig sind. Viele Leute haben ja noch immer die Vorstellung, daß Wissenschaftler vernünftige Wesen seien und rational denken. Wie beurteilen Sie, Dr. Barnaby, die Verantwortlichkeit von Wissenschaftlern und Technikern, die auf dem Gebiet der Rüstungs- und Militärproduktion forschen und arbeiten?*

Frank Barnaby: Ich denke, die Annahme, Wissenschaftler seien wirklich rationaler veranlagt, das heißt weniger emotional als andere Menschen, ist ziemlich falsch. Ich fühle mich zu dieser Kritik an Wissenschaftlern berechtigt, denn ich bin selbst Physiker. Im großen und ganzen unterscheiden sich Wissenschaftler in keiner Weise von irgendeiner anderen Gruppe von Menschen.

Ich mache den Wissenschaftlern Vorwürfe, weil sie sich nicht für die Konsequenzen

ihrer Arbeit interessieren. Man sollte an Wissenschaftlern Kritik daran üben, daß sie keinerlei Verantwortung für die Anwendung ihrer Forschung übernehmen. Es ist eine traurige Tatsache, daß etwa 500 000 der höchstqualifizierten Wissenschaftler und Forscher nur für die Rüstung tätig sind. Diese Zahl stellt etwa die Hälfte der Wissenschaftler aller Länder dar, die in der Forschung überhaupt arbeiten.

Dagegen ist die Zahl der Wissenschaftler, die sich für die Folgen militärischer Forschung interessieren und etwa in den Aktivitäten der Pugwash-Konferenzen oder der damit beauftragten Institute engagiert sind, geringer als 1000 Personen. Das heißt: Diese unterliegen den anderen in einem zahlenmäßigen Verhältnis von 500 zu 1. Von diesen 1000 Wissenschaftlern können sich jedoch nur einige hundert solchen Aktivitäten ganztätig widmen. Man muß die 50000 Wissenschaftler, die für Rüstung und Hochrüstung arbeiten, tatsächlich mit etwa 500 wissenschaftlich tätigen Friedensforschern vergleichen. Das Verhältnis ist also in Wirklichkeit 1000 zu 1.

*FH: Sehen Sie eine Chance, daß sich diese Zahl vergrößert?*

Frank Barnaby: Ich sehe keine. Doch wenn wir es nur bei der Benennung dieser Zahl belassen, würden wir das Beispiel zu sehr vereinfachen. In Wirklichkeit gibt es für unsere Arbeit kaum Mittel. Mit anderen Worten: Wenn sich ein Wissenschaftler engagieren wollte, so wäre es sehr schwer für ihn, davon eine Existenz aufzubauen – in der Tat eine wenig bemedenswerte Lage. Nichtsdestoweniger zeigt die genannte Zahl an, wie groß der Mangel an Verantwortungsbewußtsein bei Wissenschaftlern für die sozialen Konsequenzen von Wissenschaft ist. Dafür müssen sie kritisiert werden. Man sollte auch hoffen, daß sich das Wissen darüber verbreite und die wissenschaftlichen Berufsorganisationen der Physiker, Chemiker usw. sich dieser Probleme annehmen, d. h., ihre Mitglieder hinsichtlich der Gefahren der Forschung, Entwicklung auf dem Gebiet der Rüstung aufklären, und die Gefahren, denen wir heute in aller Welt ausgesetzt sind, verdeutlichen.

*FH: Während unserer Diskussionen in Tutzing war auch von einigen Ursachen und Argumenten für das Wettrüsten die Rede. An erster Stelle stand hier das Bestreben, mit Hilfe neuer Technologien Überlegenheit über den Gegner zu gewinnen, Waffensysteme zu entwickeln, die zu einem erfolgreichen Erstschlag, auch mit nuklearen Sprengköpfen, führen. Wie erklären Sie sich solche Versuche, eine Überlegenheit über den anderen zu erzielen, die doch – angesichts der Vernichtung der Zivilisation durch bereits vorhandene Kapazitäten – absurd erscheinen muß?*

Frank Barnaby: Das ist eine komplizierte Frage, und sie umfaßt viele Aspekte. Ein Beispiel: Ich bin davon ziemlich überzeugt, daß die Gesellschaft der USA von einer Art religiösen Glauben an ihre wissenschaftliche und technologische Überlegenheit geprägt ist. Sie glaubt tatsächlich, daß dies die einzige Sache ist, mit der sie die Sowjetunion besiegen kann. Sie ist davon überzeugt, daß eine „offene Gesellschaft“ ihre wissenschaftlichen Begabungen besser als eine „geschlossene Gesellschaft“ nutzen könne. Dies mag der einzige Vorteil sein, den die Amerikaner gegenüber der Sowjetunion beanspruchen – ein religiöser Glaube an die Vorteile des freien Unternehmertums, die offene demokratische Gesellschaft, mit der man die andere Seite, den Nicht-Demokraten in der Technologie schlagen kann, daß seine Technologie immer besser sein wird.

Dies führt zu einem Streben nach Überlegenheit und der totalen Unfähigkeit, gleich stark zu sein, sogar gegenüber denen, die man als potentielle Feinde betrachtet, was natürlich eine sehr gefährliche Sache ist.

Doch es gibt ein weiteres Element, das gleichermaßen wichtig ist und in sehr viel kleineren Ländern vorkommt. Viele Länder in der dritten Welt, viele Staaten, die ihre Unabhängigkeit erlangen, sind auch stark bestrebt, neue Dinge zu besitzen. Eine typisch nichtmilitärische Sache ist eine Luftfahrtgesellschaft; das kleinste neue und unabhängige Land will sofort eine eigene Luftfahrtgesellschaft haben, auch wenn es dafür weder ökonomische Gründe noch andere plausible Rechtfertigungen gibt. Man will das nur deshalb haben, weil man dran glaubt, daß jedes Land, das etwas auf sich hält, eine eigene Luftfahrt haben muß. Etwas Ähnliches geschieht bei den modernsten Waffen. Eine neue, blitzsaubere Luftfahrt in einem neuen unabhängigen Land löst das Empfinden aus, daß man auch die modernsten Kampfflugzeuge braucht, einfach aus dem Grund, weil dies neu und daher überlegen ist. Diese Auffassungen, diese Art Glaube an die durch rein technologische Überlegenheit erzielbaren Vorteile um ihrer selbst willen, sind meines Erachtens die vorantreibenden Kräfte bei vielen Waffenarsenalnen.

Sehen Sie, ich betrachte das gesamte militärische Gebiet, die Entscheidungen, die hier getroffen werden, die Vorgänge, die nicht von Militärs, sondern von Zivilisten bestimmt werden, für einen ziemlich irrationalen Entscheidungsprozeß. Ich meine, daß der Geldbetrag, der für die Rüstung bereitgestellt wird, nicht von einer *irrationalen* Einschätzung der äußeren Bedrohung geprägt ist, sondern von reiner politischer Zweckmäßigkeit innerhalb eines Landes, und es ist ebenfalls irrational, wofür das Geld ausgegeben wird. Dies wird letztlich von der politischen Macht der jeweiligen Waffengattung bestimmt. In manchen Ländern hat die Luftwaffe mehr politischen Einfluß, in anderen Ländern, wie etwa in Großbritannien, ist es die Marine, die über den größten politischen Einfluß verfügt, über die mächtigste politische Lobby, sie erhalten das dickste Stück vom Militärkuchen, und dann geben sie das Geld für die glanzvollste neue Waffe aus, unabhängig davon, ob das Land den modernsten Kreuzer oder das schnellste Jetflugzeug oder ähnliches nötig hat.

Dieser irrationale Vorgang ist in jungen unabhängigen Ländern am sichtbaren. Das wirft einen einfach um, wenn man sieht, daß die Luftwaffe Ugandas die letzten MIG-Jäger haben muß. Derselbe Prozeß vollzieht sich in der Bundesrepublik Deutschland. Die Luftwaffe drängt ebenfalls danach, die allerneuesten Kampfflugzeuge zu besitzen, obgleich diese allerneuesten Kampfflugzeuge noch eher nach Westdeutschland passen als nach Uganda. Das heißt aber nicht notwendigerweise, daß es sich um die Waffen handelt, die man in der Bundesrepublik braucht. Vielleicht wäre es für die Westdeutschen besser, wenn sie ihr Geld in Panzerabwehraketen investierten.

*FH: Wenn wir davon sprechen, wer auf diesem Gebiet die Entscheidungen trifft, so denken wir zunächst an Politiker, an Staatsmänner, an Parteiführer und Spezialisten, die von Parteien und Regierungen hierfür eingesetzt und bezahlt werden. Während unseres Kolloquiums in Tutzing haben Sie, Dr. Barnaby, auch davon gesprochen, daß die Entscheidungsspielräume für Politiker immer enger werden. Meinen Sie damit, daß dies die Folge des hohen technologischen Niveaus all dieser Waffensysteme ist oder daß dies bereits einen Bestandteil dessen darstellt, was die gesamte Maschinerie von Rüstung und Hochrüstung in Gang hält? Wie sieht denn die Position der Politiker aus,*

die Entscheidungen treffen und diese ihren Anhängern und der Öffentlichkeit gegenüber begründen? Wissen die denn überhaupt, wovon sie reden, wenn sie behaupten, das Kampfflugzeug X, der Panzer Y, der Kreuzer Z sind es, was das Land und seine Streitkräfte unbedingt haben müssen?

*Frank Barnaby:* Allgemein gesagt sind Politiker in diesen Angelegenheiten auf gefährliche Weise unwissend. Mit Sicherheit hat ein Politiker keine Zeit, die damit verbundenen Probleme zu studieren. Kein einziger Mensch könnte heute die Militärtechnologie insgesamt erfassen, auch wenn er seine gesamte Zeit für das Studium derselben verwenden würde. Deshalb haben Sie völlig recht, wenn Sie sagen: Die politische Führung trifft Entscheidungen, und doch – so würde ich argumentieren – sind es nicht die Politiker, die entscheiden. Die wirklich einschneidenden Entscheidungen werden nicht von politischen Führern getroffen, auch wenn die Formalitäten so aussehen, auch wenn sie es sind, die die letzte Unterschrift unter ein Dokument setzen. Die Entscheidungen treffen andere, die ihrerseits von den Bürokratien beeinflußt sind, die um die geschäftlichen Vorgänge der Rüstungsausgaben aufgebaut wurden. Ich bin davon überzeugt, daß es sich um bürokratische, nicht aber um politische Entscheidungen handelt. Ich denke nicht, daß ein politischer Führer weiß, was wirklich vorgeht; was er weiß, ist wirklich nur ein Bruchteil von Vorgängen.

*FH: Wenn wir darüber reden, so berühren wir natürlich die Verantwortlichkeit derer, die das Zeug herstellen. Wissen denn die wissenschaftlichen und technischen Kräfte, was sie tun?*

*Frank Barnaby:* Oh, überhaupt nicht. Es geht sogar noch weiter als das. Der ranghöchste Offizier der Landstreitkräfte hat keine Ahnung von den Waffen und Waffensystemen der Luftwaffe usw. Der Mangel an Wissen durchzieht das gesamte System. Und selbstverständlich ist der Wissenschaftler nur daran interessiert, seine Kenntnisse in sein engeres Fachgebiet einzubringen, etwa von der Art, wie Gewehrvisiere zu entwickeln sind oder irgend etwas anderes an Trivialem – wobei es sich keineswegs um triviale Dinge handelt –, für den Forscher und Techniker jedenfalls um einen kleinen Sektor des Waffensystems. Nachdem er seine Arbeit getan hat, geht er nach Hause, zu seiner Familie, wie wir alle. Damit hat sich's. Die umfassenden Probleme empfindet er gar nicht, oder er nimmt sich keine Zeit, darüber nachzudenken.

*FH: Somit wäre also, wie Sie bereits erwähnten, die Grundlage für Entscheidungen im Rüstungsbereich durch und durch irrational?*

*Frank Barnaby:* Das denke ich in der Tat. Ich meine, bei den militärischen Aktivitäten gibt es derzeit überhaupt keine rationale Entscheidung. Wenn es zur Führung eines Krieges kommt oder zur Anwendung klassischer Strategien der Kriegsführung, könnte es vielleicht so etwas geben, was Ähnlichkeit mit rationalen Entscheidungen hat, obgleich man selbst dies in Frage stellen kann. Mit Sicherheit steckt aber der gesamte Bereich voller Irrationalität in Friedenszeiten. Ich erinnere Sie daran, daß dies nicht die einzige Aktivität ist, die von Irrationalität bestimmt wird. Hinsichtlich der Entscheidungen über Energiefragen kann man ähnliches sagen.

*FH: Zu dieser Frage komme ich jetzt. Als Bürger der Bundesrepublik Deutschland fühle ich mich durch die gegenwärtigen Auseinandersetzungen um die friedliche Nutzung der Kernenergie besonders betroffen, und ich möchte gerne die Gelegenheit nutzen, auch dazu einige Ihrer Überlegungen den Lesern unseres Gesprächs zu vermitteln. Doch vorerst noch eine Frage zum Wettrüsten. Sie erwähnten in Ihrer Tutzinger*

Rede ebenfalls, daß der prozentuale Anteil der BRD am Export von Waffen, verglichen mit dem, was andere Länder ausführen, relativ gering sei. Ihre Zahlen bezogen sich auf das vergangene Jahr. Gilt dies auch für das erste Halbjahr 1979?

Frank Barnaby: Ja. Die Position der Bundesrepublik ist ziemlich klar. Der Prozentsatz des gesamten Waffenexports ist geringfügig, er nimmt aber zu, von einem relativ niedrigen Niveau. Allerdings gilt dies nicht im selben Maß für Exporte nach Lateinamerika und einige Gebiete Afrikas – da ist der westdeutsche Anteil keineswegs so gering. Doch nach wie vor sind die Ziffern der aus der BRD ausgeführten Waffen nicht sehr hoch.

Dagegen ist jedoch die BRD der größte Rüstungsimporteur – aller Industrieländer. Die Bundesrepublik steht fast an erster Stelle bei der Einfuhr industriell hergestellter Waffen – wie etwa Panzer, Kampfflugzeuge, Raketen, Schiffe...

FH: ... zur Ergänzung dieses Komplexes: Was den Bau von Atomkraftwerken betrifft, steht die BRD in engem Kontakt mit Brasilien. Gibt es hier nicht – für die eine wie die andere Seite – die Möglichkeit, Atomwaffen herzustellen?

Frank Barnaby: Ich möchte hier meinen Standpunkt ganz eindeutig formulieren. Persönlich glaube ich nicht, daß die westdeutsche Regierung beabsichtigt, in den Besitz von Atomwaffen zu gelangen. Eine bewußte Absicht hegt die gegenwärtige Regierung nicht. Andererseits kann die Tendenz in Richtung einer Wiederaufbereitungsanlage den Verdacht erwecken, daß die Bundesrepublik gerne die Option hätte, die sie instand setzte, Kernwaffen rasch zu produzieren. Und hier ist jedes Wort wichtig. Sicherlich gibt es für Westdeutschland keinen anderen plausiblen Grund, wenn es über eine Wiederaufbereitungsanlage verfügen will, als die Option für die rasche Herstellung von Atomwaffen; jede vernünftige Person, die den westdeutschen Bedarf an Kernenergie beurteilt, nimmt an, daß diese Option der einzige plausible Grund für den Bau einer Wiederaufbereitungsanlage ist, für den Fall, daß die politische Führung diese Entscheidung herbeiführen kann. Und natürlich wechseln auch Regierungen. Obgleich ich – wie gesagt – nicht glaube, daß die westdeutsche Regierung bewußt die Absicht hegt, über Atomwaffen zu verfügen, sei es durch bundesdeutsche, brasilianische oder irgendwelche anderen Voraussetzungen, so stehe ich in totaler Opposition zu den westdeutschen Plänen für die Wiederaufbereitung von Kernreaktorbrennstoffen. Und ein Grund dafür, weshalb ich es nicht für weise halte, wenn sich die Westdeutschen darauf einlassen, liegt darin, daß dies Verdacht erweckt, ohne den doch die Politiker dieses Landes auskommen könnten. Es kann die Nachbarländer stutzig machen, und ich denke hier auch an die Sowjetunion: Mit Sicherheit würde dies die Verhandlungen für Rüstungskontrolle in Zentraleuropa schwieriger machen.

Diese Wiederaufbereitungsanlagen sollten nochmals überdacht werden, hauptsächlich wegen des Faktors einer möglichen Atomwaffenproduktion.

FH: Sie wurden, Dr. Barnaby, bereits zitiert, als Sie schon bei dem Hearing zu der geplanten Wiederaufbereitungsanlage in Gorleben ähnliche bedenkenswerte Äußerungen machten und hinzufügten, die BRD hätte damit die Möglichkeit, selbst Plutonium herzustellen.

Frank Barnaby: Ich betonte und betone, daß ich die Pläne für Gorleben aus diesen Gründen für unweise halte.

FH: Sie haben sicherlich bemerkt, wie viele Bürger unseres Landes gegen Gorleben und andere Kernkraftwerke demonstrierten und damit ihre Sorgen und Ängste über

diese Technologie zum Ausdruck brachten und bringen. Halten Sie eine Vereinigung der Bewegung gegen die Atomkraftwerke und der Bewegung für Frieden und Abrüstung für notwendig und sinnvoll? Ich frage deshalb, weil ich den Eindruck nicht loswerde, daß die Ängste vieler, die sich gegen die Folgen der industriellen Nutzung von Kernenergie richten, so weit gehen, daß die Gefahren, die vom Wettrüsten ausgehen, von neuen Generationen strategischer und menschlichen Kontrollen sich entziehender Waffensysteme, übersehen werden.

Frank Barnaby: Ich bin nicht sicher, ob ich eine Verbindung der beiden Bewegungen für sinnvoll halten soll. Ich meine, daß die Leute, die gegen die Nutzung der Kernenergie demonstrieren, die Probleme, um die es geht, oft nicht verstehen. Mein Interesse an Abrüstung erfordert deshalb, daß die Menschen, die für Abrüstung tätig sind, die Probleme begreifen und diese auch artikulieren können... Ein Grund mehr, warum ich hier keine allzu enge Verbindung sehen möchte.

Einer der Gründe, warum ich über die von Kernkraftgegnern eingebrachten Argumente unglücklich bin, liegt tatsächlich in dem Umstand, daß diese Gruppen noch nicht begriffen haben, worum es bei der Frage der Atomwaffenverbreitung geht. Dies zeigt eine recht seltsame Analyse der Lage an, denn die Frage der Atomwaffenverbreitung ist das Hauptproblem.

Verglichen mit der Verbreitung von Atomwaffen sind radioaktive Abfälle bei Reaktorunfällen ganz einfach weniger wichtig. Es ist schließlich eine Tatsache, daß es zu einer Kettenreaktion von Ereignissen bis zu einem Nuklearkrieg führen könnte, wenn das Land X Atomwaffen erhielte. Die Bundesrepublik Deutschland würde dabei völlig vernichtet werden, selbst wenn sich das betreffende Land X in Afrika, Lateinamerika oder wo auch immer befinden möge. Wenn aber jenes Land X einen Kernreaktor hat, bei dem Entsorgungsprobleme auftreten oder sogar der ganze Reaktor in die Luft fliegt, so würde dies zu keinem Atomkrieg führen und die westdeutsche Bevölkerung nicht vernichten. Ich will damit nicht sagen, daß Unfälle bei Kernreaktoren harmlos seien, im Gegenteil, doch unsere Sorgen und Ängste hinsichtlich der Verbreitung von Atomtechnologie dürfen uns nicht daran hindern, die Probleme der Weltsicherheit zu sehen und uns lediglich auf lokale, nationale oder regionale Sicherheitsprobleme zurückzuziehen.

FH: Sie haben in Tutzing in fast beschwörenden Worten die Dringlichkeit dieses Hauptproblems hervorgehoben, so als stünden wir unmittelbar vor einem nuklearen Holocaust. Es fiel auf, daß Sie eine eher pessimistische als optimistische Auffassung vertraten, sobald es um praktische Möglichkeiten geht, einen Nuklearkrieg abzuwenden. Wie ist es anders zu verstehen, wenn Sie die Dringlichkeit der Frage mehrmals hervorhoben?

Frank Barnaby: Was ich meine, ist der Umstand, daß das nukleare Wettrüsten zwischen den Amerikanern und den Russen zur Anwendung von Atomwaffen führt. Mit anderen Worten: Es geht um den Faktor des Erstschlages, über den wir eingangs sprachen. Ein weiterer Grund für meine Sorge liegt in der Verbreitung von Waffen in aller Welt. Komplizierteste konventionelle Waffen, die nukleare Sprengköpfe befördern können, werden verkauft und gekauft. Ein dritter Grund ist die Fähigkeit zur Herstellung von Atomwaffen mit Hilfe friedlicher Nukleartechnologie, die sich weltweit ausbreitet. Viertens: Obgleich seit dem Zweiten Weltkrieg ungeheure Anstrengungen unternommen worden sind, diese drei Bereiche einzudämmen, obgleich daran die be-

sten Köpfe der Welt gearbeitet haben, sind wir nicht imstande gewesen, auch nur einen dieser drei Faktoren zu beeinflussen: Sie sind praktisch allesamt außer Kontrolle geraten.

Die Instabilitäten und die Gefahren, die uns in ernsthafter Weise in den achtziger Jahren bevorstehen – vielleicht gegen Ende der achtziger Jahre, jedenfalls in einer vorhersehbaren Zukunft –, sind greifbar. Wenn man also im Rückblick den Fortschritt von Rüstungskontrolle und Abrüstung in der Vergangenheit betrachtet, der effektiv gleich Null ist, kann man recht pessimistisch werden in der Beurteilung des Fortschritts für die kommenden zehn Jahre.

Das heißt keineswegs, daß wir es nicht versuchen sollten, etwas zu unternehmen. Wenn man eine Sache dringlich macht, so kommt das daher, daß man hofft, das Volk würde, in Kenntnis der Dringlichkeit, Druck auf seine Politiker ausüben. Das ist eine Hoffnung. Ich glaube wirklich, wenn die Öffentlichkeit die Tatsachen kennen würde, so bestünde sie darauf, daß etwas geschehe. Nach meiner Meinung liegt hier der Ausweg aus der Schwierigkeit. Einen anderen Weg sehe ich nicht. Ich werde auch kleinere Länder zu mobilisieren versuchen. Ich denke, daß der Indische Botschafter in Tutzing zeigte, daß er die Situation besser begriffen hat, als die Amerikaner oder die Russen begriffen zu haben scheinen. Deshalb will ich auch kleinere Länder mobilisieren, damit sie als Gruppe auf die Großmächte Druck ausüben können.

Die Dringlichkeit der Frage betone ich, weil dies der Lage entspricht, und ich denke, das Volk hat ein Anrecht darauf, dies zu erfahren, so daß etwas unternommen wird. Man muß auch die politischen Führungen konterkarieren, die aus beruflichen Gründen so tun, als sei die Situation gar nicht so ernst. Wenn SALT II unterzeichnet sein wird, werden Carter und Brezhnev Reden halten über SALT II, die einfach nicht stimmen. Man wird darüber sprechen, als handle es sich um eine Abrüstungsmaßnahme, wogegen es in Wirklichkeit um eine Maßnahme der Bewaffnung geht. Es legitimiert die Zunahme von Nukleararsenalnen. Die Politiker werden dies nicht so beschreiben. Die Folge wird sein, daß sich die Bevölkerung in einem falschen Sinn von Sicherheit wiegt. Sie sieht, die politische Führung sagt, alles ist in Ordnung, es gibt kein Problem, wir haben alles unter Kontrolle, wir bringen großartige Verträge zu Stande. In Wirklichkeit ist das Gegenteil der Fall. Die Verträge rufen das Gegenteil hervor, sie ermutigen zur Aufrüstung. Deshalb betone ich die Dringlichkeit. Je öfter, desto besser, und es gibt genug Leute, die das tun, das erzeugt Wirkungen.

Eines der jüngsten Ereignisse, das Grund für Optimismus gibt, war das Problem der Neutronenbombe. Natürlich war die Debatte von einem starken Element sowjetischer Propaganda mitgeprägt. Doch selbst wenn man dieses Element entfernt, so bleibt eine starke Betroffenheit. Die Erklärung hierfür sehe ich darin, daß die Menschheit über einen Instinkt der Selbstbehauptung verfügt – einen Instinkt des Überlebens, wenn sich die Dinge zu schlecht entwickeln. Wir wissen es instinkтив, wir brauchen dazu keine besondere psychologische Sache; wir kennen die technischen Details nicht und haben doch ein Gefühl dafür, wenn es wirklich gefährlich wird. Ich denke, daß die Debatte um die Neutronenbombe anzeigen, daß die Menschen zu begreifen beginnen, wie schrecklich gefährlich die Lage ist. Und dann wissen sie auch, worum es geht.

Es war für mich erstaunlich, was die Menschen in Stockholm, mit denen ich zu tun habe, auf allen Ebenen der Gesellschaft, mit Schrecken erkannten, daß mit Ausbruch

des chinesisch-vietnamesischen Krieges die Gefahr für einen nuklearen Weltkrieg gegeben war. Die Möglichkeit einer Eskalation bis zum nuklearen Weltkrieg ist für sie greifbar nahegerückt.

Glauben Sie mir, wenn wir in etwa zehn Jahren einen regionalen Konflikt dieser Art haben werden, so wird unsere Angst um ein Beträchtliches größer sein als gegenwärtig.

Ich bin mir nicht sicher, ob die Menschen darauf vorbereitet sind, mit dieser Art Furcht zu leben, wenn es zum Ausbruch regionaler Konflikte kommt. Wir werden nachts nicht schlafen können, denn wir werden fürchten, daß die Raketen unterwegs sind. Ich denke nicht, daß die Menschen darauf vorbereitet sind, so zu leben.

Deshalb wird sich der Druck vermehren – auf die Regierungen. Ich bin also keineswegs ganz und gar pessimistisch. Hinsichtlich der Macht der öffentlichen Meinung bin ich optimistisch.

*FH: Als Sie über die Mehrheit der Wissenschaftler sprachen, die ihre Kenntnisse für die Herstellung von Mitteln und technologischen Systemen der Vernichtung verwenden, erwähnten Sie die verschwindende Minorität, die auf dem Gebiet der Friedensforschung tätig ist. Sie selbst, Dr. Barnaby, sind Physiker und gehören zu dieser Minorität. Wie und warum trafen Sie diese Entscheidung?*

Frank Barnaby: Ich weiß es nicht. Ich begann meine Arbeit für das britische Atomwaffenprogramm, ich wurde auch Zeuge einer Reihe von Kernwaffenexplosionen. Das kann man nicht beobachten, ohne davon betroffen zu sein. Ich war auch immer an internationalen Beziehungen interessiert. Vermutlich war es die Kombination dieser beiden Dinge, die das Gefühl hervorbrachten, daß man auf diesem Gebiet arbeiten könnte. Dann schloß ich mich der Pugwash-Bewegung an. So hat sich das entwickelt. Ich denke nicht, daß es eine bewußte Entscheidung an irgendeinem Punkt gegeben hat. Es macht mir auch Spaß, die Probleme zu studieren, auch das Gefühl, daß man einen wertvollen Beitrag leistet.

## Zehn Jahre Werkkreis Literatur der Arbeitswelt

Die Delegiertenversammlung vom 23. bis 27. Mai 1979 in Dortmund verlief in einer konstruktiven und guten Arbeitsatmosphäre. Auf die zehnjährige Kontinuität des Werkkreises und seine Erfolge in der Produktion von klassenbewußter Literatur wurde im Referat der Arbeitsgruppe des 1. Sprechers eingegangen. Im Mittelpunkt stand die Beschußfassung über Arbeitsschwerpunkte der beiden nächsten Jahre. Die Konzentrierung der Bildungsarbeit im Werkkreis auf Fragen der literarischen Qualifikation berücksichtigt die Anregungen der Abteilung Kulturpolitik des DGB für kulturelle Vielfalt. Eingeleitet wurde das Thema durch eine Podiumsdiskussion mit Dr. Fred Eckardt, Leiter der Ruhrfestspiele, den Literaturwissenschaftlern Dr. Alfred Klein, Leipzig, und Dr. Günter Giesenfeld, Marburg, sowie Otto Meyerling, Betriebsrat bei Hoesch in Dortmund.

Die Diskussion zur Zusammenarbeit des Werkkreises mit den Gewerkschaften ergab folgende Orientierung: verstärkte Beteiligung des Werkkreises an den kulturpolitischen Diskussionen; Textproduktion und Lesungen der Werkstätten außerhalb der Taschenbuchreihe; Ausschreibung eines Reportagewettbewerbs zum Thema „Menschenwürde im Betrieb – 35-Stunden-Woche“, zu dem die Gewerkschaften um Hilfe gebeten werden.

Die Delegierten verabschiedeten Entschließungen gegen Verjährung der Naziverbrechen und für die Verteidigung der Grundrechte. Die Resolution der 9. Delegiertenversammlung zur Gewerkschaftsfrage lautet:

### *Die Einheitsgewerkschaft ist unverzichtbar!*

Der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt hat die derzeitig inner-, vor allem aber auch außerhalb der Gewerkschaften geführte Diskussion über einige Passagen des Buches „Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung“ und die Fortführung dieser Diskussion bezüglich einer angeblichen Strategie von DKP und SDAJ zur Unterwerfung des DGB zur Kenntnis genommen.

Wie der Deutsche Gewerkschaftsbund ist auch der Werkkreis nach einheitsgewerkschaftlichen Prinzipien strukturiert. Wie im DGB wird auch von Kolleginnen und Kollegen unterschiedlichster politischer und weltanschaulicher Orientierung zusammengetragen; die Diskussionen verlaufen durchaus konträr, ihre Ergebnisse werden aber nach demokratischen Abstimmungen gemeinsam und einheitlich nach außen vertreten.

Wie im DGB hat sich dieses Verfahren nach dem Prinzip der Einheitsgewerkschaft auch im Werkkreis bewährt. Bislang kann im DGB und seinen Gewerkschaften jeder Arbeitnehmer mitwirken, der sich zu den gewerkschaftlichen Grundsätzen bekennet; ganz gleich, ob er sich im Parteipolitischen zu Christen, Liberalen, Sozialdemokraten oder Kommunisten zählt. Und nur so wird es die Gewerkschaftsbewegung in der Bundesrepublik Deutschland schaffen, Demokratie in den Betrieben und der Gesellschaft durchzusetzen. Gewerkschafter sollten jeglichen Spaltungsversuchen entschieden entgegentreten und den solidarischen Kampf gegen das offene und subtile Vorgehen von Antidemokraten verstärken.

Die Einheitsgewerkschaft hat es nicht nötig, sich von unbedarften oder gewerkschaftsfeindlich Gesonnenen Diskussionen über innergewerkschaftliche Vorgänge aufzupropfen zu lassen. In ihrer Eigenschaft als Mitglieder der DGB-Gewerkschaften werden die Kolleginnen und Kollegen des Werkkreises weiterhin für die Festigung und Stärkung der Einheitsgewerkschaft eintreten. Unter den Mitgliedern der Gewerkschaften wie des Werkkreises wird es auch künftig nicht um die Färbung von Parteibüchern gehen, sondern darum, wie der Weg vom Unternehmer- zum Arbeitnehmer-Staat am ehesten zu gehen ist.

## Friedrich Hitler

### Frieden – Hoffnung des Planeten

#### *Zweites internationales Schriftstellertreffen, Sofia 1979*

Die Namen der Besten der Weltliteratur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind mit den „internationalen Schriftstellerkongressen für die Verteidigung der Kultur gegen Krieg und Faschismus“ verbunden. *Henri Barbusse, Maxim Gorki, Romain Rolland, Heinrich Mann* und viele andere setzten Maßstäbe, an denen auch die Positionen der Nachfolgenden gemessen werden, solange die Völker von Faschismus, Imperialismus und Krieg bedroht sind. Die Bedrohung des Friedens und der Kultur forderte und fordert unmissverständliche Parteinahme. Die Geschichte zeigt: Wer sich damals einer Stellungnahme entzog, geriet leicht ins Räderwerk derer, die den Faschismus bedienten und benutzten, die mit einem neuen Weltkrieg spekulierten. Wenn auch die Mittel der Täuschung und der Gewalt auf Seiten der Kriegsparteien sich damals vorübergehend als stärker erwiesen, so trugen die Aufrufe zum Kampf für Frieden, Demokratie und Sozialismus doch mit dazu bei, die Kräfte zu stärken, die den Sieg über den Faschismus und dessen Verbündete davontrugen.

Eines der stärksten Motive, das jene Schriftsteller und die von ihnen erreichte Öffentlichkeit prägte, hieß Hoffnung: wer keine Hoffnung hatte, hielt den Krieg für unvermeidlich, verfiel in Passivität, kapitulierte vor andern, vor sich selbst. Gemessen an dem Vernichtungspotential, das heute die gesamte Menschheit bedroht, sind Anstöße, die den Menschen in ihrer Hoffnung auf Frieden Mut machen, nicht hoch genug einzuschätzen.

Vor zwei Jahren hatte der Verband der Bulgarischen Schriftsteller Autoren aus aller Welt nach Sofia eingeladen. Schon 1977 zeigte es sich, daß in Sofia die Tradition der 30er Jahre auflebte.

Persönlichkeiten verschiedener nationaler Literaturen, aus Staaten unterschiedlicher sozialer Ordnung gaben mit ihren Diskussionsbeiträgen zu erkennen, daß sie – aus nahezu allen Ländern Europas, aus vielen Ländern Nord- und Lateinamerikas, Afrikas und Asiens – im Motto des ersten internationalen Schriftstellertreffens („Frieden – Hoffnung des Planeten“) eine selbstverständliche Verpflichtung erkennen. Die Initiative der Bulgaren, an der Regierung und Bevölkerung lebhaften Anteil nahmen, die Großzügigkeit und Herzlichkeit, mit der ein der Zahl nach kleines Volk Literaten aus aller Welt aufnahm, hinterließ schon 1977 bei den Teilnehmern des Treffens nachhaltige Eindrücke. Würde sich eine solche Versammlung wiederholen lassen? Könnte sie zu einer ständigen Einrichtung werden, die nicht zur Routine erstarrt?

Das zweite internationale Schriftstellertreffen, zu dem die Bulgaren Anfang 1979 erneut nach Sofia einluden, erwies sich keineswegs als bloße Fortsetzung des ersten Treffens. Die Gastgeber verstanden es, die Anregungen des Jahres 1977 zu vertiefen, Neugier an der Arbeit von Kollegen im persönlichen Gespräch zu wecken, auch Neugier an der Kultur und den Leistungen eines Volkes, das etwa in unserem Land ebenfalls als billiges Reiseland bekannt ist. Bei den Schriftstellertreffen in Sofia trifft man nicht zu einer Pflichtübung für den Frieden zusammen, man schließt Bekanntschaften, Freundschaften in der Sache, die jeden angeht. Es gibt gegenwärtig kein freundlicheres internationales Forum, bei dem sich so viele, unterschiedliche Schriftsteller über nationale und systembedingte Besonderheiten hinweg derart ungezwungen, frei von Konkurrenzängsten und lästigem Verfahrensstreit verständigen, wie die internationalen Schriftstellertreffen in Sofia.

Der Präsident des gastgebenden bulgarischen Schriftstellerverbandes, *Pantelej Zarev*, konnte von einer Festigung in der internationalen Zusammenarbeit von Autoren sprechen, von gewachsenem Vertrauen und auch davon, daß sich die Teilnehmer des Sofioter Treffens daran gewöhnen, „unsere Luft zu atmen“.

Auch die Worte in der Eröffnungsrede *Liudmila Schiwkowas*, Vorsitzende des Staatlichen Komitees für Kultur der Volksrepublik Bulgarien, entsprechen der Atmosphäre des Treffens: „Volk und Kultur darf man nicht voneinander isolieren.“ Das Programm, das die Bulgaren vorbereitet hatten, bot Einblicke in den Alltag, in dem ein Volk von etwa 9 Millionen im Bewußtsein der Weltoffenheit und des Stolzes auf eine überaus differenzierte und reiche Kultur, von Antikem bis zu Gegenwärtigem, erstaunliche Aufbauarbeit geleistet hat und leistet. Für Autoren aus den reichen Ländern USA und BRD vermittelte dies Erlebnisse, die sie, in Anbetracht der geistigen und kulturellen Verarmung weiter Schichten der Bevölkerung ihrer Länder, traurig machen mußten.

1979 waren der Einladung nach Sofia etwa 70 Literaten aus 20 Ländern gefolgt. Wer verhindert war zu kommen, schickte eine persönliche Grußadresse – *Mario Vargas Llosa*, der Präsident des Internationalen P.E.N.-Clubs, die Amerikaner *Erskine Caldwell*, *John Updike*, *Robert Penn Warren*, der Engländer *Charles Percy Snow*, der in England lebende Australier *James Aldridge*. Politische Grußbotschaften schickten UNO-Generalsekretär *Kurt Waldheim*, *Leonid Breschnew* und *Todor Schiwkow*, der, wie schon 1977, die Teilnehmer des Treffens zu einem Empfang in die Volksresidenz am Fuß des Vitoscha-Gebirges, das die bulgarische Hauptstadt umgibt, einlud. Die Aussprache der Schriftsteller leitete *Rafael Alberti* ein. In Person und Werk des spanischen Dichters vereinigen sich die künstlerischen und politischen Bestrebungen der Generation, die schon am Vorabend des zweiten Weltkrieges ihre ersten Bewährungsproben bestand. Als Alberti bei der Autorenlesung in Blagoewgrad das Gedicht vortrug, das er für die Verteidiger von Madrid geschrieben hatte, wurde Vergangenes lebendig, die Bedrohung der Menschheit durch Faschismus und Krieg als ein Vorgang begriffen, der noch nicht abgeschlossen ist. Namen derer, die nicht mehr am Leben sind, kamen ins Gedächtnis – *Federico Garcia Lorca*, *Pablo Neruda* –, der Kampf der Völker um Freiheit und Unabhängigkeit rund um den Erdball – Vietnam, Chile, Angola, Iran, Nikaragua – verband sich mit der wichtigsten Sache – mit dem Weltfrieden: „Wir haben uns heute an einem schönen Vormittag im friedlichen Sofia versammelt, um unsere Solidarität mit der gesamten Menschheit zu bekunden, die spürt, wie die Gefahr eines Krieges die Welt bedroht. Möge das herrliche Wort, Hoffnung' nicht zur Taube werden, die ihre Flügel hängen läßt, sondern im vollen Flug über allen Kontinenten des Planeten leben“, begann Rafael Alberti seine Rede. Gefühl und Erkenntnis von der Realität dieser Bedrohung durchzogen alle Beiträge; Trennendes in Weltanschauung, Gegensätzliches in der Bildung von Urteilen traten, angesichts des Overkill-Potentials und der Kräfte, die Spannung und Konfrontation schüren, in den Hintergrund. Zu SALT II formulierte der sowjetische Schriftsteller *Sergej Michalkow*: „Warum soll es auf unserem Planeten mehr Raketen geben als Tische für Verhandlungen? Ist es nicht besser, Streitfragen am runden Tisch zu erörtern, ausführlich, geduldig und mit dem Wunsch, sich gegenseitig zu begreifen?“ Michalkow kritisierte die „Selbsttäuschung jener Kollegen“, die sich den Anstrengungen für konkrete Maßnahmen der Friedenssicherung entziehen, diese gar für überflüssig halten: „Es wäre doch schlimm, wenn diese Selbsttäuschung an dem Tag endet, an dem Flugzeuge am Horizont auftauchen.“ Der Nordamerikaner *John Cheever* bewertete „allein die Tatsache, daß wir hier sind, schon als einen Erfolg“ und plädierte für „den Kampf um Kommunikation“, den er sich, als positives Ergebnis, beim Treffen von Breschnew und Carter wünschte.

Im ganzen ergab sich ein Spiegel der Entwicklungen, die in den verschiedenen Ländern das gesellschaftliche Leben, die Stellung und Möglichkeiten der Literatur bestimmen. Die Teilnehmer des Treffens konnten somit Informationen aus erster Hand erhalten über Regionen und Länder, deren Probleme in den bürgerlichen Medien meist in entstellter und verzerrter Weise behandelt werden.

Die Teilnehmer aus der BRD korrigierten mit ihren Beiträgen (*Hans-Peter Bleuel*, *Erwin Fischer*, *Friedrich Hitzer*, *Heinar Kipphardt*, *Franz Xaver Kroetz*) die bei einer Reihe von Kollegen vorherrschende Auffassung von einer durch konservative und reaktionäre Kreise schon weitgehend gleichgeschalteten Gesellschaft, andererseits ließen sie keinen Zweifel daran, welche Gefahren von jenen Kreisen für Demokratie und Frieden in Europa ausgehen.

Der besondere Akzent des zweiten internationalen Schriftstelltreffens in Sofia lag in der Verbindung zu dem von der UNO für 1979 proklamierten „Jahr des Kindes“ und der für August dieses Jahres nach Sofia einberufenen „Internationalen Kinder-Vollversammlung“ – „Banner des Friedens“ – eine Initiative der Volksrepublik Bulgarien in Kooperation mit den nationalen Kommissionen der UNESCO.

Die Idee der Veranstalter, allen ihren Gästen bei dieser „Internationalen Kinder-Vollversammlung“ eine Botschaft der in Sofia versammelten Schriftsteller zukommen zu lassen, fand einhellige Zustimmung. Der von *Ervin Bazin*, Frankreich, vorgeeschlagene Text wurde von *William Saroyan* verlesen. Alle Teilnehmer des Treffens unterzeichneten die „Botschaft“, fast alle ergänzten sie durch persönliche Mitteilungen. Und eine Gruppe bulgarischer Setzer und Drucker brachte innerhalb von drei Tagen ein Buch zustande, das die „Botschaft“ in sechs Sprachen und die Gedichte, Zeichnungen, Epigramme, Briefe der Teilnehmer des internationalen Schriftstelltreffens an die „Kinder-Vollversammlung“ enthält.

Starke Eindrücke empfingen die Teilnehmer des Treffens, die von den Gastgebern nach Abschluß der Diskussionen zu einer Reise ins Pirin-Gebirge und zum Rila-Kloster eingeladen wurden, beim Besuch des Geburtshauses und -ortes des Dichters *Nikola Jonkov Vapzarov*, 1909 geboren, 1942 von Faschisten hingerichtet.

*Pierre Gamarras*, Chefredakteur der französischen Zeitschrift *Europe*, hatte in seinem Diskussionsbeitrag zusammengefaßt, was die Tradition der Konferenzen von Paris und Madrid mit den Treffen von Sofia gemeinsam hat: „Ich gehöre zur Kriegsgeneration. Als ich noch ein Kind war, drang zu mir der Widerhall der Schüsse aus Spanien. Dann kam der zweite Weltkrieg. Dann erinnere ich mich an den Krieg in Vietnam, in Algerien. Mein ganzes Leben war von dem Refrain begleitet: Krieg, Krieg, Krieg. Ich bin tief davon überzeugt, daß der Mensch in Gedanken unbedingt zu seiner Kindheit zurückkehrt, um von ihr Unmittelbarkeit, Unbestechlichkeit und Empfindsamkeit zu erlernen. Das hilft einem dazu, den richtigen Weg einzuschlagen. Man muß sich genau vorstellen, ob die Zukunft eine Zukunft der Poesie und des Glücks oder eine Zukunft der Bomben und des Napalms sein wird. Ich werde immer an Tanja Sawitschewas Worte, die Worte des Leningrader Mädchens von der Blockade, denken, die in ihr Tagebuch schrieb: ‚Die Sawitschews sind tot. Alle sind tot. Es gibt nur noch Tanja.‘ Wir sollten alles, was von uns abhängt, tun, damit nicht ein einziges Kind in der Welt diese Worte wiederholt: ‚Ich allein bin übriggeblieben.‘“

Botschaft der Teilnehmer am Internationalen Schriftstellertreffen in Sofia 1979 an die  
Schöpfer der Zukunft

Liebe Freunde!

Dürfen wir euch so ansprechen, die wir nicht kennen, denen wir vielleicht nie begegneten, ihr, die nur in unseren Vorstellungen lebt, ihr Menschen der Zukunft? Wir wollen euch so nennen.

Liebe Freunde!

Weil wir an die Zukunft der Menschheit glauben; weil wir an euch glauben, die die Träume von heute morgen verwirklichen. Dieser Glaube belebt uns. Diese Überzeugung hat uns beim Internationalen Schriftstellertreffen in Sofia 1979 zusammengeführt, auf dem das Motto „Der Frieden – des Planeten Hoffnung“ seine symbolische Bedeutung gewann.

Was sollen wir zum Jahr 1979 sagen?

Das Jahr 1979 wurde von der UNO zum internationalen Jahr des Kindes erklärt – eine gute, sinnvolle Entschließung. Das Kind verkörpert Reinheit, in ihm lebt die Zukunft des Menschengeschlechts, es erweckt in jedem Herzen edle Bestrebungen.

So ist es selbstverständlich, daß wir uns in diesem Jahr an euch wenden: Ihr seid die Kreativität und das Gewissen der Zukunft. Ihr werdet die Verantwortung für die Welt im 21. Jahrhundert übernehmen, so wie wir die Verantwortung für unser Jahrhundert – das 20. – tragen.

Unser Jahrhundert stellt eine Zeit der Erneuerung und der Befreiung, ein Jahrhundert bahnbrechender wissenschaftlicher Entdeckungen dar. In ihm hat der Mensch die Erdanziehung überwunden und ist ins Weltall geflogen.

Gleichzeitig zeigt unser Jahrhundert, das sich schon zu Ende neigt, eine Zeit schrecklichster Weltkriege. Es wurden Waffen hergestellt, die die menschliche Zivilisation vernichten können. Das Zeichen des Todes überschattet alles Menschenwerk der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Da wir euch mit ein paar Worten all das überlassen, was wir als Vermächtnis empfangen haben, appellieren wir an euch, den Krieg ein für allemal zu bannten und als Mittel zur Lösung von Konflikten auszuschließen. Der Krieg darf für euch – ihr Schöpfer der Zukunft – nur als Thema der vergangenen Geschichte existieren. Beneidet uns um alles, was ihr wollt, nur nicht darum, daß Krieg ein Thema unserer Zeit war.

Für unsere und alle nachfolgenden Generationen ist die Frage Krieg oder Frieden eine Existenzfrage der Menschheit.

Wenn wir uns an euch wenden, liebe Freunde, und fest davon überzeugt sind, daß euch unsere Gefühle und Gedanken von heute erreichen, dann spricht es dafür, daß wir uns in Zuversicht zur Zukunft bekennen.

Unter den Schrecken, die uns die Kriege gebracht haben, scheinen die Teilung, die Zersplitterung, die körperliche und moralische Zerstörung von allem, was sie anrichteten, das Grausamste zu sein. Wir sind Kinder einer geteilten Menschheit. Dagegen kämpfen wir. Wenn es auch gerechte Kriege, Kriege der Befreiung gibt, so sind doch die Ursachen der Kriege immer antihuman. Der Krieg führt zur Auslöschung der Persönlichkeit, der Völker und der Welt. Der Krieg vernichtet Schönheit und Kunst. Deshalb lautet unser Aufruf: Teilt nicht die Kultur der Völker in Weiß, Gelb und Schwarz! Setzt euer Können und eure Kräfte für den Aufbau und für die allseitige Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit und der Gesellschaft ein! Werdet Gestalter einer Welt, die nach den Regeln der Schönheit und Gerechtigkeit verwaltet wird!

Liebe Freunde!

Botschaften von Menschen haben immer ihren Weg zum Ziel gefunden. In Flaschen von Schiffbrüchigen, auf den Flügeln der Kuriertauben, in Felsen gehauen oder mit Blut geschrieben. Wir haben uns dafür entschieden, diese Botschaft an euch, die uns nachfolgen, zu schicken. Wir überreichen unsere Botschaft und die persönlichen Worte an die Teilnehmer der internationalen Kinderassemblée „Banner des Friedens“, die in der Hauptstadt Bulgariens, Sofia, im August des Internationalen Jahres des Kindes stattfinden wird.

Es ist das hohe Ziel der internationalen Kinderassemblée „Banner des Friedens“, die Kreativität in immer mehr Kinderherzen zu erwecken, es zu ermöglichen, daß sich Kinder aus allen Teilen unserer Erde treffen und lernen, sich in der großen, menschlichen Sprache der Schönheit zu unterhalten.

Liebe Freunde! Schöpfer der Zukunft! Menschen der Zukunft! Wir glauben an euch! Unsere Botschaft ist offen. Jeder Schriftsteller, der die Ideen und den Geist dieser Botschaft unterstützt, kann sich ihr anschließen, sie unterzeichnen und verbreiten helfen.

Bulgarien – das Gastgeberland des Schriftstellertreffens 1979 – verpflichtet sich, diese Botschaft jetzt zu veröffentlichen und sie in den Jahren 2000 und 2050 neu herauszubringen. Wir schlagen vor, daß die UNO ihre Mitgliedsländer auffordert, das gleiche zu tun.

Sofia, Juni 1979

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald, ½; Carlo Schellermann, Maler und Grafiker, München, ¼; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, ¼; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf; Geschäftsführer und verantw. für Anzeigen: Otto Schmidl. Anschrift Verlag: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, 4040 Neuss.

Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 25,20 inkl. MwSt. + Porto, Studentenabonnement DM 20,20. Postscheckkonto München 3088 22-806. Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstendamm, Konto-Nr. 35/18008.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 301015 und 301016.  
ISSN 0023-5016.

## Zu den Autoren

ANTONI ERNST, geb. 1946, lebt in Unterhaching bei München, Journalist, Mitherausgeber des „Feuilleton-Informations-Dienstes“ (FID).  
 DEUMLICH GERD, Essen, Mitglied des Präsidiums und Sekretär des PV der DKP.  
 DOBERER KURT KARL, PEN-Mitglied, lebt in Nürnberg. Sein antifaschistischer Zukunftsroman „Republik Nordpol“, nach Erstveröffentlichung in der CSR 1936 verschollen, erscheint wieder in der Kleinen Arbeiterbibliothek 1979. Weitere Veröffentlichungen: Gedichtbände und philatelistische Sachbücher.  
 EBERLE BERND, geb. 1941, lebte in München. Beruf Reporter. Lyrikband „Frühstück mit Ei“. Die Erzählung „Betonfuß“ überließ uns der Autor kurz vor seinem Tod am 15. 11. 1978. Ein weiterer Text aus dem Nachlaß erscheint in der Anthologie der Kleinen Arbeiterbibliothek „und ruhig fließt der Rhein“, 1979.  
 FEUERER KARL, lebte als Publizist und Redakteur in München. Das Manuskript des verstorbenen Widerstandskämpfers, das in seinem Nachlaß aufgefunden wurde, übergab uns sein Bruder Ludwig Feuerer.  
 FISCHER ERWIN, s. kürbiskern 4/78.  
 HATRY MICHAEL, geb. 1940 in Hamburg. Studium der Theaterwissenschaften, Germanistik und Publizistik. Dr. phil., war Dramaturg und Regisseur in Ulm und München. Schrieb mehrere Stücke, u. a. „Die Notstandsübung“, 1979 Lyrik und Prosa veröffentlichten in Zeitschriften, Zeitungen und Anthologien. Erzählband „Aus lauter Liebe“, 1971. 1979 erschien im Damitz Verlag sein Kriminalroman „Ein Mann, ein Wort“.  
 HEISE HANS-JÜRGEN, geb. 1930 in Lubitz/Pommern, lebt in Kiel. Lyrik, Essays, Kritiken und Kurzprosa, Übersetzungen von spanischer und lateinamerikanischer Literatur. PEN-Mitglied. 1973 Ehrengabe des Andreas-Gryphius-Preises, 1974 Kieler Kulturpreis, 1976 Kulturpreis von Malta. Zahlreiche Bücher; u. a.: „Ein bewohnbares Haus“, Ged. 1968; „Uhrenvergleich“, Ged. 1971; „Drehitur“, Parabeln 1972; „Besitzungen in Untersee“, Ged. 1973; „Vom Landurlaub zurück“, Ged. 1975; „Ariels Einbürgerung im Land der Schwerkraft. Aufsätze zur Literatur und Kunst“, 1978; 1979 erschienen „Ausgewählte Gedichte 1950–1978“.  
 HERDE GEORG, geb. 1919, seit 1958 Herausgeber des Presse- und Informationsdienstes „Neue Kommentare“, Frankfurt/Main, Mauerweg 20, der sich vor allem mit den revisionistischen und neonazistischen Umrissen in der BRD beschäftigt.  
 HERRES PETER JOSEF, 1952 im Saarland geboren, Volksschule, Schreinerlehre mit Abschluß, Fernkurs zum Abitur. Seit 1977 in Freiburg, seit Februar 1978 im Knast (bis 23. 10. 1979). Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften. Schreibt Lyrik und Prosa.  
 HOELBE LUDWIG, München, Rechtsberater, Vorstandsmitglied der DFU in Bayern.  
 KALÁSZ MARTON, ungarischer Lyriker; u. a. Szállás (1978), „Nyilt Versék“ (1978). Redakteur, lebt bei Budapest. Übersetzer zahlreicher deutschsprachiger Autoren.  
 KELTER JOCHEN, geb. 1944 in Köln, Studium der Literaturwissenschaft. Lehrtätigkeit an der Uni Konstanz, jetzt in Zürich. Mitglied im VS, Gedichte, Prosa, Aufsätze in Zeitschriften, Anthologien und im Rundfunk. „Mein Land ist eine feste Burg – neue Texte zur Lage in der BRD“ (Hrsg., Rastatt 1976); „Literatur im alemannischen Raum“ (Hrsg. zusammen mit P. Salomon, Freiburg 1978); „Zwischenbericht“ (Gedichte, Zürich 1978).  
 KITTNER DIETRICH, geb. 1935 in Olśnica, lebt in Hannover (Theater an der Bult). Seit 1967 Solokabarettist.  
 LASKOWSKI ERNSTO, Studium in Heidelberg, Lyrik und Mitarbeit bei Songgruppen.  
 LASSAHN BERNHARD, s. kürbiskern 1/78.  
 MARJANOVIC MIRKO, geb. 1940. Studium der Rechtswissenschaften. Sekretär des Instituts für Kultur und Unterricht von Bosnien und Herzegowina. Erzählungen und Hörspiele, u. a. „Mittelpunkt“ – Novellensammlung, 1973; „Wie Herr Noah die Wolken leerte“, 1974.  
 OCHS GERHARD, geb. 1944, in Karlsruhe-Ettlingen, Studium der Philosophie, Politologie und Kunstgeschichte. Veröffentlichungen: „Lebendes“, Gedichte 1977; „Bis zur Bestimmung“, Gedichte 1979. Gedichte und Kindergeschichten in Zeitschriften, Anthologien und Funk.  
 PUSCHEL URSLA, geb. 1930, lebt in Berlin/DDR. Arbeit bei Presse, Funk, Theater, Fernsehen und Film. Buchveröffentlichungen: u. a. „Die Kernbauer“, Darmstadt Verlag 1974; in Vorbereitung dort „Unterwegs in meinen Dörfern“. Die Autorin dankt für freundliche Mithilfe herzlich Else Semmer und dem Archiv der Akademie der Wissenschaften der DDR.  
 RHEINSBERG ANNA, geb. 1936 in Berlin. Studium der Germanistik und Völkerkunde in Marburg. Zuständig für Frauenfragen in der Arbeitsgemeinschaft Alternative Verlage und Autoren. Gedichtband „Marlene in den Gassen“ und Beitrag in der Anthologie „und ruhig fließt der Rhein“, 1979.  
 SCHMID FRED, geb. 1938, nach wirtschaftswissenschaftlichen Studien spezialisiert auf Fragen des Militär-Industrie-Komplexes. Veröffentlichung u. a. „Pulverfaß Südbayern“, 1979.  
 SCHUMACHER ERNST, geb. 1921 in Urspring/Obb., „Mit der Linken geschrieben“ sind Auszüge aus den Münchner Tagebüchern der vierziger und fünfziger Jahre. Seit 1966 Professor für Theorie der darstellenden Künste an der Humboldt-Universität Berlin, 1971 Ordentliches Mitglied der Akademie der Künste der DDR. Zahlreiche Veröffentlichungen als Brechtforscher und Theaterkritiker.  
 WEGA ROBERT, s. kürbiskern 1/79.  
 WIELEK HAN, ist Abgeordneter der Partei der Arbeit und Zweiter Vorsitzender des PEN-Clubs der Niederlande. „De oorlog die Hitler won“ ist der redaktionell um einige wenige tagesaktuelle Passagen gekürzte Text der Rede, die Han Wielek auf der Internationalen Kundgebung der VVN-Bund der Antifaschisten am 25. 5. 1979 in der Dortmunder Westfalenhalle gehalten hat.  
 ZORNACK ANNEMARIE, geb. 1932 in Aschersleben im Harz, lebt in Kiel. Veröffentlichungen von Lyrik und Kurzprosa in Zeitschriften, Zeitungen, Anthologien, Lesebüchern und Funk. Mehrere Gedichtbände, zuletzt „Als das Fernschprogramm noch vorm Küchenfenster lief“, 1979.

### Liebe Leser,

Seit Jahren hat der „kürbiskern“ versucht, die ständig steigenden Herstellungs- und Vertriebskosten sowie die Steuererhöhungen (Mehrwertsteuer) aufzufangen. Jetzt gehts nicht mehr. Auch wir müssen teurer werden. Ab Jahrgang 1980 kostet das Einzelheft 8,50 DM; das Jahresabonnement 32,- DM (wie bisher einschl. Porto und Mehrwertsteuer); das Studentenabonnement 27,- DM und das ermäßigte Doppelabonnement (kürbiskern und die Zeitschrift für engagierte Kunst - tendenzen) 54,- DM. Wir hoffen auf Ihr Verständnis.

**Beilagehinweis:** Einer Teilausgabe dieses Heftes liegen je ein Prospekt des Verlags Ästhetik und Kommunikation, 1000 Berlin 30, und des Aufbau-Verlags, Berlin/DDR, bei. Wir bitten unsere Leser um Beachtung.

# rote blätter

rote-blätter-Abonnenten sparen.  
Sie erhalten die  
roten blätter regelmäßig und  
pünktlich.

rote-blätter-Abonnenten ...

- werden stets brandaktuell über die Aktionen und Forderungen der Studentenbewegung informiert.
- erhalten Informationen über die Kämpfe und Forderungen der Arbeiter aus erster Hand.
- werden mit den neuesten Fakten aus dem realen Sozialismus versorgt.
- erhalten Analysen und Reportagen über die internationale antiimperialistische Bewegung.
- werden über neue interessante Entwicklungen in Politik, Kultur und Gesellschaft informiert.



Erhältlich in allen collectiv-Buchhandlungen. Bestellungen an:

**rote blätter, Weltkreis-Verlags-GmbH, Postfach 789, 4600 Dortmund**